



Jenn Stoll

becoming **trans*** **parents**

Konfigurationen
von Repronormativität,
Handlungsfähigkeit
und reproduktiver Gerechtigkeit

[transcript] queer studies

Jenn Stoll
becoming trans* parents

Jenn Stoll ist Soziolog_in und Referent_in für Gender- und Diversitätsaufgaben an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien und hat 2025 an der Universität Kassel promoviert. Forschungs- und Interessenschwerpunkte sind intersektionale Perspektiven in den Queer und Trans Studies, Queer Kinship und reproduktive Gerechtigkeit.

Jenn Stoll

becoming trans* parents

Konfigurationen von Repronormativität, Handlungsfähigkeit und reproduktiver Gerechtigkeit

[transcript]

Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel, eingereicht von Jennifer Stoll unter dem Titel: »Becoming trans* Parents: (Re)Konfigurationen des Elternwerdens«. Disputation: 05.05.2025

Gefördert aus den Mitteln des Open-Access-Publikationsfonds der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Wien und durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universitätsbibliothek Kassel.



U N I K A S S E L
V E R S I T Ä T
B I B L I O T H E K

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Jenn Stoll

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (Text und Data Mining) zu gewinnen, ist ohne schriftliche Zustimmung der Rechteinhaber*innen untersagt.

Umschlaggestaltung: Juma Hauser

Umschlagabbildung: Rückseite unten rechts, Ausschnitt Stadtkarte: Christian Pauschert/Adobe Stock

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839461150>

Print-ISBN: 978-3-8376-8061-4 | PDF-ISBN: 978-3-8394-6115-0

Buchreihen-ISSN: 2703-1365 | Buchreihen-eISSN: 2703-1373

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

1. Einleitung: Gegenstand der Forschung, aktuelle Aushandlungen und Fragestellung	9
1.1 Entwicklungen zu trans* Elternschaft: soziale, medizinische und rechtliche Aushandlungen	12
1.2 Herleitung der Fragestellung und Erkenntnisinteresse	18
1.3 Aufbau der Arbeit	22
2. Trans* Elternschaft und Queer Family: Zum Stand der Forschung	25
2.1 Forschungen zu queerer Elternschaft und Familie	26
2.2 Forschungen zu trans* Elternschaft	34
3. Theoretische Grundierungen	45
3.1 Repronormativität	46
3.2 Zur neomaterialistischen Perspektivierung und dem Apparatbegriff Barads	52
3.3 Repronormative Apparate als theoretisches Tool zur Untersuchung von Praktiken des Elternwerdens	59
4. Methodologie und Methoden	63
4.1 Zur Situiertheit von Wissensproduktion: methodologisch-ethische Implikationen für die Forschung zu trans* Lebensrealitäten	65
4.1.1 Situiertes Wissen	66
4.1.2 Methodologische Implikationen aus dem Feld der Trans Studies	67
4.1.3 Parteilichkeit als Forschungshaltung, methodologisch-ethische Reflexionen und Positionierung als Forscher_in	70
4.2 Situational Analysis als materialistisch-konstruktivistische Erweiterung der Grounded Theory	73
4.2.1 Zur ›Situation‹	75

4.2.2	Zur methodologischen Berücksichtigung von Komplexität und Relationalität	77
4.2.3	»The social is relentlessly material«: Zur Bedeutung von Dingen, Materialitäten und des Nicht-Menschlichen	80
4.3	Forschungsvorgehen	81
4.3.1	Abduktives Vorgehen	81
4.3.2	Zugang zum »Feld«	83
4.3.3	Materialerhebung und -auswertung	85
4.3.3.1	Interviews	85
4.3.3.2	Teilnehmende Beobachtungen	89
4.3.3.3	Kodieren, Mapping und Memo-Schreiben	91
4.4	Vorstellung des Samples und des analysierten Materials	94
5.	Empirische Rekonstruktionen: Navigationen des Elternwerdens	99
5.1	Recht navigieren: Handlungsspielräume im Lichte selektiver Anerkennungsordnungen	100
5.1.1	»Geeignete« Eltern? Eignungsanforderungen und Normalisierungsstrategien im Rahmen von Stiefkindadoptions- und Pflegschaftsverfahren	103
5.1.2	Von »bureaucratic paperwork« zur Verweigerung rechtlicher Elternschaft: Bürokratische Verkomplizierungen am Beispiel von Geburtsurkunden	115
5.1.3	Zwischen Coping, Kämpfen und Vermeidungsstrategien: Navigationen rechtlicher und bürokratischer Hürden	125
5.1.4	Zwischenfazit	134
5.2	Diskriminierungserfahrungen, Zugangshürden und strategische Navigationen: Erfahrungen im Gesundheitswesen	139
5.2.1	Repronormatives Othering, fehlendes Wissen und Gewalt im Kontext reproduktiver Gesundheitsversorgung	141
5.2.2	»Da wieder reinzugehen, das ist 'ne riesen Hürde«: Komplexe Zugangshürden zur Inanspruchnahme medizinischer Gesundheitsversorgung	157
5.2.3	Navigationen medizinischer Gesundheitsversorgung: Umgangsstrategien von werdenden Eltern (und deren Mitstreiter_innen)	166
5.2.4	Zwischenfazit	179
5.3	Eltern-Kind-Räume, (Un-)Sichtbarkeit und Community: Verhandlungen zwischen Ausschlussverfahren und Zugehörigkeit	182
5.3.1	Der »Eltern-Kind-Komplex, dem ich nie entkommen kann«: Barrieren sozialer Teilhabe und interdependente Isolierungserfahrungen	183

5.3.2 (Un-)Sichtbarkeit als ambivalente Dimension im Sozialen	192
5.3.3 »Just speaking to people. But where do you find them? That is the question«: Vernetzung, Zugehörigkeit und Community	204
5.3.4 Zwischenfazit	218
6. Zu den (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens	225
6.1 Repronormative Hürden als grenzziehende Apparate und Kontinuitäten der Verunmöglichung von trans* Elternschaft	227
6.2 ›Trotzdem‹ Elternwerden und verteilte Handlungsfähigkeit	237
6.3 Reproduktive Gerechtigkeit und Rekonfigurationen von Repronormativität	246
7. Fazit, Ausblick und mögliche Anschlüsse an die Ergebnisse dieser Forschung	261
Literaturverzeichnis	277
Danksagung	321

1. Einleitung: Gegenstand der Forschung, aktuelle Aushandlungen und Fragestellung

Trans*¹ Elternschaft ist ein zunehmend sichtbar werdendes Phänomen, das sich zwischen gesellschaftlichen Hürden, zunehmenden Möglichkeiten und andauernden Kämpfen bewegt. Dabei geht es um nichts Geringeres als um »Möglichkeiten, vergeschlechtstkörper in der Welt zu sein« (Schirmer 2012) und damit verbunden um das Ringen um gesellschaftliche Anerkennung und würdige Lebensverhältnisse. Dies zeigen die kürzlichen Entwicklungen in Deutschland zur Verabschiedung des »Selbstbestimmungsgesetzes« (SBGG), durch das Hürden für trans*, inter* und nichtbinäre² Personen

-
- 1 Der Begriff »trans*« bezeichnet ein Spektrum von Vergeschlechtlichungsweisen zwischen oder außerhalb normativer Cis-Zweigeschlechtlichkeit, etwa wenn Menschen sich nicht mit dem Geschlecht identifizieren, als das sie bei Geburt klassifiziert wurden und nicht (nur) in der damit verbundenen Geschlechtsrolle leben. Die Schreibweise mit Asterisk verwende ich als Verweis auf die Vielfältigkeit von Selbstbezeichnungen, was zudem auf das Queeren und Durchkreuzen von Geschlechtergrenzen aufmerksam macht (Hoenes/Koch 2017b; Tompkins 2014).
 - 2 Nichtbinarität verorte ich in einem Spektrum der Kategorie trans*. Anzumerken dabei ist, dass nicht alle Menschen, die sich als nichtbinär identifizieren, ebenfalls den Begriff trans* für sich verwenden. Manche Menschen fassen zudem inter* unter die Kategorie trans*, während für andere dies eine unpassende Zusammenführung darstellt. Ein wesentlicher Aspekt hierbei sind unterschiedliche Erfahrungen, die trans* und inter* positionierte Menschen insbesondere im medizinischen Kontext machen, worauf beispielsweise Cary G. Costello bezogen auf die Erfahrungen von inter* Personen rund um Reproduktion ausführt (Costello 2014). Mit dem Anliegen, die Erfahrungen von trans* und inter* positionierten Personen nicht zu vereinheitlichen, fokussiert diese Arbeit die Erfahrungen von Menschen, die sich als trans* und/oder nichtbinär positionieren (siehe dazu auch 4.4). Entsprechend kann nicht der Anspruch erhoben werden, einen Einblick in die Erfahrungen von inter* Personen geben zu können. Gleichwohl lassen sich Schnittstellen zu den Lebensrealitäten (werdender) trans*, nichtbinä-

abgebaut werden sollen, um ihren Geschlechtseintrag ändern zu lassen und in ihrem Identitätsgeschlecht leben zu können. Von trans* Verbänden als »längst überfällig und dringend notwendig« (Bundesverband Trans* 2023; vgl. Trans*Recht e.V. 2023) eingeordnet, löst das SBGG das sogenannte »Transsexuellengesetz«³ (TSG) ab, das von Aktivist_innen⁴ jahrelang als pathologisierend und menschenrechtsverletzend kritisiert wurde (Amnesty International 2014; Bundesverband Trans* 2019b, 2020; Bundesweiter Arbeitskreis TSG-Reform 2012; Kaltenmark et al. 1998; Silva 2018b). Besonders umstritten und angefochten war die im TSG verankerte Voraussetzung der Sterilisation von trans* Personen, die eine Personenstandsänderung vornehmen lassen wollten. Als Sterilisationszwang kritisiert, haben Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen herausgestellt, wie über jene gesetzliche Verankerung trans* Menschen nicht nur die körperliche Selbstbestimmung, sondern auch das Recht verwehrt wurde, reproduktive Körper zu haben und Eltern zu werden (Bundesverband Trans* 2021b).⁵ Der Blick auf die Debatte um das Selbstbestimmungsgesetz zeigt auf, dass wenngleich die Abschaffung des TSGs und die Abkehr von einem pathologisierenden Verständnis von geschlechtlicher Vielfalt eine bedeutende Errungenschaft darstellt, Kämpfe um Anerkennung, insbesondere an der Schnittstelle von trans* Sein und Elternschaft, nicht vorbei sind. Dabei wird um die Frage, wer als Familie oder Ehegemeinschaft anerkannt wird und wer sich wie fortpflanzen darf, bereits seit vielen Jahren gerungen: Von der weit vor der »Ehe für Alle« geführten Debatte zu Lebenspartner_innenschaften in den 1980er Jahren (LSVD ohne Jahr), über die Debatte zur Stiefkindadoption durch queere Paare, dem Ringen um geschlechtliche

rer und inter* Eltern ausmachen. An den Stellen, an denen jene Schnittstellen deutlich werden, verweise ich auf diese und mache Bezüge zu weiterführender Literatur.

- 3 Das TSG, das 1981 in Kraft trat und zum 01. November 2024 durch das SBGG abgelöst wurde, regelte die Änderung des Vornamens und der Geschlechtszugehörigkeit und beinhaltete an mehreren Stellen ebenfalls Regulierungen in Bezug auf Elternschaft.
- 4 Ich verwende den auch als »Gender Gap« bezeichneten Unterstrich, um das Mitdenken von Geschlechtlichkeit jenseits von binärer Zweigeschlechtlichkeit sichtbar zu machen.
- 5 Kritik an den Einschränkungen der körperlichen Selbstbestimmung von trans* Menschen bezieht sich auf zahlreiche Länder, in denen unter anderem Zwangssterilisationen bis heute rechtlich verankert sind. Siehe dazu u.a. den »Trans Rights Index Europe & Central Asia« (TGEU 2024). Für eine weltweite Übersicht zu Zwangssterilisationen von trans* und inter* Personen siehe den Report »License to be Yourself: Forced Sterilization« von Open Society Foundations (2015), sowie zu trans* Rechten im aktuellen globalen Vergleich, Williamson (2023).

und körperliche Selbstbestimmung im Kampf gegen nicht-konsensuelle medizinische Eingriffe an inter*geschlechtlichen Kindern (Hoenes et al. 2019; vgl. Intersexuelle Menschen e.V. 2020; Klöppel 2016), bis hin zur Debatte um die Existenz und Anerkennung von mehr als zwei Geschlechtern⁶, handelt es sich um Kämpfe um geschlechtliche und körperliche sowie ebenso um reproduktive Selbstbestimmung. Insbesondere sind hierbei Einschränkungen an der Schnittstelle zu weiteren Diskriminierungsverhältnissen wie Rassismus, Ableismus und Klassismus von zentraler Bedeutung. Denn die Möglichkeiten, auf selbstbestimmte Weise Eltern zu werden oder zu sein, ist nach wie vor bei Weitem nicht für alle Menschen gleich, worauf intersektionale Kritiken im Namen reproduktiver Gerechtigkeit im deutschsprachigen Bereich zunehmend aufmerksam machen (Ediger et al. 2021a; Gunda-Werner-Institut 2023).

All jene Kämpfe verweisen auf die machtbeladenen gesellschaftlichen Zusammenhänge, die die gegenwärtigen Aushandlungen und Realitäten in Hinblick auf trans* und nichtbinäre Elternschaft informieren. Sie zeigen auf, wie die Frage wie Elternschaft, Familie und Reproduktion in Relation zu Geschlecht gelebt, gedacht, verkörpert und behandelt wird, auf der einen Seite mit gesellschaftlich tief verankerten Normen verbunden ist, während sich auf der anderen Seite – so auch im deutschen Kontext – paradigmatische Veränderungen verzeichnen lassen (Stritzke/Scaramuzza 2016: 141). Wie die Möglichkeiten vor diesem Hintergrund bestimmt sind, jenseits von cisnormativen Modellen Eltern zu werden, werden zu können oder überhaupt in Erwägung zu ziehen, bildet das zentrale Erkenntnisinteresse dieser Arbeit. Meine daran anschließende Fragestellung nach dem ›Wie‹ des Elternwerdens von trans* und nichtbinären Personen leite ich in den folgenden Ausführungen her. Zuvor werfe ich jedoch im nächsten Schritt einen genaueren Blick auf die aktuellen sozialen, medizinischen und rechtlichen Entwicklungen und Aushandlungen zu trans* Elternschaft.

6 Vgl. dazu die Kampagne ›Dritte Option. Für einen dritten Geschlechtseintrag‹ (<http://dritte-option.de/>), sowie das Urteil vom Bundesverfassungsgericht vom 10.10.2017 (BVerfG 2017.).

1.1 Entwicklungen zu trans* Elternschaft: soziale, medizinische und rechtliche Aushandlungen

Eine Elternschaft jenseits cisnormativer Modelle anzustreben, als trans* oder nichtbinärer Elter⁷ ein Kind aus der Kita abzuholen, sich auf dem Spielplatz aufzuhalten oder mit schwangerem Bauch in der Öffentlichkeit sichtbar zu sein, stellt soziale Umfelder, beteiligte Akteur_innen sowie insbesondere trans* und nichtbinäre Eltern selbst vor Herausforderungen. Erste Beiträge zu den Erfahrungen von (werdenden) trans* Eltern zeigen auf, wie Einrichtungen und Ämter nicht auf sie ausgerichtet sind, der Zugang zu sozialen Räumen keine Selbstverständlichkeit darstellt und positive Repräsentationen von trans* Eltern und Familien in lebensweltlichen Zusammenhängen fehlen. Dies spiegelt sich etwa auf medialer Ebene wider, indem Perspektiven und Lebensmodelle von trans* Personen entweder fehlen oder als ein ›Sonderthema‹ behandelt werden (Halberstam 2005: 54–55). Gleichwohl lassen sich bezogen auf die Sichtbarkeit von Elternschaften und Familien jenseits cisnormativer Modelle bedeutende Veränderungen verzeichnen. Insbesondere in Social Media-Netzwerken tun sich trans* Eltern, jene, die es werden wollen und Verbündete zusammen und bilden Communities, die Austauschräume bieten, Sichtbarkeiten schaffen und mit dazu beitragen, dass Repräsentationen erweitert werden. Jene Entwicklungen wirken bereits weit über virtuelle Räume hinaus und lassen sich zunehmend durch künstlerisch-aktivistische Beiträge⁸, in Literatur⁹ sowie auch im zunehmenden Angebot an Kinderbüchern zum Thema ablesen. Der wachsende Bedarf, Fragen in Hinblick auf

7 Mit dem Begriff ›Elter‹ beziehe ich mich auf den Vorschlag von Linek et al. und Dionisius, von ›Elter‹ im Singular zu sprechen, da ›Eltern‹ und ›Elternteil‹ meist dyadisch und geschlechterbinär gedacht wird. ›Elter‹ ist demgegenüber bedeutungsöffener und weist keine geschlechtsbezogene Konnotation oder eine bestimmte Anzahl von Personen auf, die in einer Elter/n-Kind-Relation stehen (Dionisius 2021b: 290; Linek et al. 2022: 378; vgl. Sängler et al. 2023: 214).

8 Siehe dazu z.B. die Broschüre ›Selbstbestimmte Familienplanung! Auch für inter, trans und behinderte Menschen. Gemeinsam tun wir etwas dafür‹ von Tristan_Marie Biallas (2019) sowie das Schwerpunktheft der ›Queerulant_in‹ mit dem Titel ›Trans* und Elternschaft‹ (2015).

9 Siehe dazu beispielsweise Bennett (2020) und Bergman (2013), ebenso wie den Sammelband ›Nicht nur Mütter waren schwanger‹, herausgegeben von Alisa Tretau (2018.).

trans* Elternschaft zu thematisieren, zeigt sich ferner anhand von Einrichtungen und Netzwerken, die ihre Angebote vermehrt explizit auf trans* Eltern und Personen mit Kinderwunsch ausrichten. Damit zusammenhängend reagieren Kinderwunschberatungen, Rechts- und Familienberatungsangebote, Austauschräume, sowie auch Wissensangebote¹⁰, die speziell für (werdende) trans* Eltern erstellt werden, auf den zunehmenden Bedarf nach Anlaufstellen, Informationen und Austausch.

Auch Veränderungen und Diskussionen im Bereich der Gesundheitsversorgung bringen Fragen zu Elternschaften von trans* Personen in Bewegung – und sind umkämpft. Trans* Organisationen, Aktivist_innen und Fachkräftenetzwerke fordern neben der umfassenden, bedürfnisorientierten und selbstbestimmten Gesundheitsversorgung von trans* Personen (Allex 2012; Appenroth/Castro Varela do Mar, María 2019; Dehler et al. 2022; Silva 2018a) in den letzten Jahren vermehrt auch eine fachliche Beratung zu reproduktiver Gesundheit und Familienplanung sowie entsprechende gesundheitsbezogene und reproduktionstechnologische Leistungen für trans* Personen (vgl. Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022). Vielfach sind die Erfahrungen von trans* und nichtbinären Personen in sogenannten »geschlechtsspezifischen« (Sauer et al. 2019: 21) Fachbereichen, wie etwa die Gynäkologie und Geburtshilfe, diskriminierungsbehaftet.¹¹ Gleichwohl sind die Erfahrungen und Bedürfnisse von trans* und nichtbinären Personen bislang so gut wie nicht im Rahmen von Literatur oder bestehenden Forschungen in diesen

10 Die vom Bundesverband Trans* im Jahr 2021 herausgegebene Broschüre »Trans* mit Kind! Tipps für trans* und nicht-binäre Personen mit Kind(ern) oder Kinderwunsch« stellt die erste in diesem Umfang existierende Broschüre im deutschsprachigen Raum dar, die sich explizit an trans* Eltern richtet (Bundesverband Trans* 2021a).

11 Dabei knüpfen die Erfahrungen, die trans* Personen in Hinblick auf Elternwerden machen, an den allgemeinen Umstand an, dass die Medizin für trans*, nichtbinäre und inter* Personen einen diskriminierungsbehafteten Bereich darstellt (LesMigraS 2012; Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022; Timmermanns et al. 2021). Nach einer Studie zu Diskriminierungserfahrungen von LSBTIQ* in Berlin erfahren 82,3 % der trans* und nichtbinären Menschen Diskriminierung im Gesundheitsbereich bzw. mehr als drei Mal im Jahr Diskriminierungen bei der Nutzung von Versorgungsangeboten (Sauer et al. 2019). Weitere Studien berichten, dass alle inter* Personen zu irgendeinem Zeitpunkt in ihrem Leben Diskriminierung im Gesundheitssystem erfahren. Diskriminierungsbereiche in der Regelgesundheitsversorgung umfassen u.a. Verwaltungssysteme, Interaktionen mit Fachkräften, Information und Repräsentation (z.B. in Aufklärungs- und Informationsmaterialien) und betreffen die fachliche Qualität der Versorgung (Dehler et al. 2022; Sauer et al. 2019).

Bereichen zu finden. Erste Forschungen stellen damit zusammenhängend heraus, wie die reproduktiven Gesundheitsbedarfe von trans*, nichtbinären und inter* Personen im Kontext von medizinischen Einrichtungen, wie Kliniken, Geburtshäusern und Krankenkassen nicht mitgedacht werden und jene Personen häufiger als cis (hetero) Personen Diskriminierung erfahren (Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022). Dabei ist die geschlechtliche und insbesondere reproduktive Selbstbestimmung von trans* Personen immer wieder – teils explizit, teils implizit – Gegenstand heftiger Diskussionen. Während sich einerseits die Entwicklung der Depathologisierung und Destigmatisierung von Trans*geschlechtlichkeit in der Medizin verzeichnen lässt¹², wird andererseits der Zugang zu trans*sensibler und selbstbestimmter Gesundheitsversorgung, die eine Grundlage für selbstbestimmte Familienplanung darstellt, (immer wieder) in Abrede gestellt.¹³ Die zunehmende Relevanz und der Bedarf nach Veränderungen im gesundheitsversorgerischen Bereich spiegelt sich nicht zuletzt anhand der Entstehung von Initiativen, aktivistischen Projekten, Fachkräftenetzwerken und trans*_queeren Geburtshilfe- und Fortbildungskollektiven wider, die sich in den letzten Jahren gebildet haben und sich zunehmend bundesweit vernetzen.

Hinzukommend fanden in den letzten Jahren im Bereich Recht Debatten, Kämpfe und Veränderungen in Hinblick auf trans* Elternschaft statt. Wie anfangs ausgeführt, standen viele Jahre die Regelungen im TSG insbesondere in Hinblick auf körperliche und reproduktive Selbstbestimmung im Zentrum kritischer Debatten. Die in TSG § 8 bis 2011 verankerte Regelung, die die dauerhafte Fortpflanzungsunfähigkeit voraussetzte, um eine Personenstandsän-

12 Bedeutsam sind diesbezüglich die Überarbeitungen des ICD (International Statistical Classification of Diseases) in der 11. Auflage, die Genderinkongruenz seit 2019 nicht mehr als ›psychische Störung‹, sondern als Normvariante mit Bedarf an psychotherapeutischer und medizinischer Unterstützung sowie als selbstbestimmte Geschlechteridentität klassifiziert (World Health Organisation 2019). Siehe hierzu insbesondere auch die S3 Leitlinie zur Diagnostik, Beratung und Behandlung (AMWF 2019).

13 Beispielsweise zeigt sich dies anhand der Beschlüsse des 128. Ärztetags in Mainz vom 10.05.2024, die das Recht auf geschlechtliche Selbstbestimmung von unter Achtzehnjährigen in Abrede stellen. Der Ärztetag spricht sich dabei gegen die fachärztliche Diagnostik und Beratung zu geschlechtsaffirmierenden Maßnahmen aus und negiert damit den aktuellen Forschungsstand. Mehrere Stellungnahmen kritisierten jene Beschlüsse im Sinne einer Aufrechterhaltung der Pathologisierung von trans* Menschen, die zudem der Stigmatisierung und Diskriminierung von trans* Kindern und Jugendlichen Vorschub leistet (Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung 2024; Magnus Hirschfeld Stiftung 2024).

derung vornehmen zu lassen, zog nach sich, dass Menschen, die sich nicht einer solchen Operation unterzogen, nicht als trans* diagnostiziert wurden und keine Möglichkeit hatten, eine personenstandsrechtliche Anerkennung zu erhalten. Im Umkehrschluss bedeutete eine Personenstandsänderung und entsprechende rechtliche Anerkennung, für immer auf die Möglichkeit, leibliche Kinder zu bekommen, zu verzichten (Silva 2018b). Trans* Aktivist_innen, Verbände und Gutachter_innen wiesen den § 8 TSG als »erzwungene Kinderlosigkeit« (Bundesverband Trans* 2019b) und als nicht zu rechtfertigenden Eingriff in die Persönlichkeitsrechte von trans* Personen sowie als »schwerwiegende Grund- und Menschenrechtsverletzung« zurück (Adamietz/Bager 2016: 109). Nach jahrelanger Kritik wurde schließlich im Jahr 2011 die OP- und Sterilisationsvoraussetzung für verfassungswidrig erklärt und der Gesetzgeber zu einer Überarbeitung der Rechtslage aufgefordert, die dem aktuellen wissenschaftlichen Verständnis von Trans*geschlechtlichkeit Rechnung trägt (BVerfG 2011). Während dies einen historischen Schritt in der Anerkennung von trans* Menschen und ihrer körperlichen Selbstbestimmung, nicht zuletzt auch bezogen auf Elternschaft und Familienplanung darstellt, blieben die Kämpfe um das TSG und die Rechte von trans* Personen umkämpft.¹⁴ So beinhaltete das TSG beispielsweise bis zur Ablösung durch das SBGG im November 2024, dass die Vornamensänderung von Personen für ungültig erklärt wurde, falls innerhalb von 300 Tagen nach dem rechtskräftigen Urteil der Namensänderung einer Person, ein Kind geboren, gezeugt oder anderweitig als das Eigene anerkannt wurde (TSG § 7, Abs. 1 (1)). Begründet wurde dies, wie auch die weiteren fremdbestimmenden und pathologisierenden Regulierungen des TSGs, mit hetero-

14 So wurde auch nach der Aufhebung der Sterilisationsvoraussetzung Kritik an den psycho-pathologisierenden Prämissen sowie der bevormundenden und als »Gatekeeping« kritisierten Funktion von TSG und Medizin geübt (Bundesweiter Arbeitskreis TSG-Reform 2012: 3). Weitere Kritikpunkte waren die Dauer und Art des Verfahrens zur Vornamens- und Personenstandsänderung, die nur durch ein Gerichtsverfahren mit samt Sachverständigengutachten möglich war, sowie dass das Gesetz nur begrenzte geschlechtliche Möglichkeiten zugelassen hat. Forderungen reichten von einer Reform des Gesetzes für einen niedrigschwelligeren und selbstbestimmteren Zugang zur Vornamens- und Personenstandsänderung bis zur Abschaffung des TSGs und umfassten die Entschädigung von Menschen, die nach dem TSG Opfer von erzwungenen Sterilisationen geworden sind (siehe z.B. Bundesverband Trans* 2020, 2021b; Bundesweiter Arbeitskreis TSG-Reform 2012; Silva 2018a).

normativen und binär-vergeschlechtlichenden Annahmen zu ›natürlicher‹ Reproduktion und Elternschaft (Richarz 2022: 61).¹⁵

Dieser rechtliche Rahmen bedingte über Jahrzehnte eine Situation, in der trans* Menschen in Deutschland eine »paradoxe und partielle staatliche Anerkennung« erfuhren, »die jedoch mit ihrer gleichzeitigen Verwerfung einherg[ing]« (Fütty 2019: 88). Trans* Personen wurden in die widersprüchliche Lage versetzt, sich auf der einen Seite für eine rechtliche Anerkennung ihrer Identität der pathologisierenden Diagnose des ›Transsexualismus‹ (ICD-10: F64.9) unterziehen zu müssen, während diese ihnen auf der anderen Seite als Grundlage herangezogen wurde, um ihnen das Sorgerecht von bereits vorhandenen Kindern unter Rückgriff auf das ›Kindeswohl‹ abzuerkennen (Nieder et al. 2022: 91). Nach wie vor wurde damit vermittelt, dass trans* Personen im Vergleich zu cis Personen als Eltern weniger geeignet und nicht erwünscht sind (ebd.; Weber 2018: 22).¹⁶ Trotz der Abschaffung der Sterilisationsvoraussetzung stehen trans* Eltern und jene, die Eltern werden wollen, rechtlichen Widersprüchen und bürokratischen Herausforderungen gegenüber. Dies führt zentralerweise auf das seit vielen Jahren im Visier kritischer Debatten stehende Abstammungsgesetz¹⁷ zurück, das bislang ausschließlich die binär-geschlechtlichen Elternpositionen ›Mutter‹ und ›Vater‹ vorsieht (§ 1591 und 1592 BGB), wobei nach der Kernregelung zur Mutterschaft aus § 1591 BGB, »Mutter eines Kindes [...] die Frau [ist], die es geboren hat«. Damit wird die Elternwerdung über die Geburt eines Kindes definiert, während zugleich das Geschlecht der gebärenden Person – über die Bezeichnung Mutter – festgeschrieben und die Vaterwerdung qua Geburt ausgeschlossen wird (Quirling/Tuider 2022: 171). Abstammung wird hierdurch als biologisch, heteronormativ und cisnormativ festgeschrieben. Ein Kind zu gebären und

15 So findet sich in der Erläuterung des Gesetzesentwurfs (1979) die Begründung, dass im Falle des Elternwerdens »davon ausgegangen werden [muss], dass die Personen [...] sich wieder dem in ihrem Geburtseintrag angegebenen Geschlecht zugehörig fühlen« (Deutscher Bundestag 1979, vgl. Richarz 2022: 54).

16 Eine mit dem Bezug auf das ›Kindeswohl‹ verwendete Argumentation bezieht sich auf die Sorge, dass das Wohl von Kindern aufgrund des trans* Seins ihrer Eltern und der Diskriminierung, die ihnen dadurch begegnet, gefährdet sei. Nieder et al. problematisieren dazu, wie diese Argumentation nicht dazu führt, der benannten Diskriminierung entgegenzuwirken, »sondern den Diskriminierten weitere Grundrechte ab[erkennt], nämlich das auf Reproduktion.« (Nieder et al. 2022: 91)

17 Im Abstammungsgesetz werden Vorschriften zur Eltern-Kind-Zuordnung und der abstammungsrechtlichen Elternschaft geklärt.

rechtliche Elternschaft zu erlangen ist folglich ausschließlich für ›Mütter‹ definiert, während die zweite Elternstelle für Personen, die einen weiblichen, nichtbinären oder keinen Geschlechtseintrag haben, qua Gesetz nicht vorgesehen ist.¹⁸ Vor Inkrafttreten des SBGG wurden trans* Eltern auch nach erfolgter Personenstandsänderung nicht als solche in die Geburtsurkunde ihres Kindes eingetragen, sondern nach wie vor mit dem bei ihrer Geburt eingetragenen Geschlecht und Vornamen (BMFSFJ 2023). Entsprechend wurden Menschen, die mit einer personenstandsrechtlichen Änderung nach dem TSG, sowie Personen ohne Geschlechtseintrag nach § 22 Absatz 3 PStG, die ein Kind geboren oder gezeugt haben, nicht angemessen erfasst (Althoff et al. 2017: 32). Queere und trans* Verbände, Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen haben jahrelang kritisiert, wie über jene hetero-, cis- und paarnormative Regelungen queere Familien »gerade gezogen« (Richarz 2022: 61f.) wurden, etwa wenn ein lesbisches Paar, in dem eine Person trans* ist, auf dem Papier zur ›Vater-Mutter-Kind-Familie‹ geworden ist (Richarz 2022: 61f.).¹⁹ Trans* und nichtbinäre Eltern standen vor diesem Hintergrund vor großen Hürden und alltagspraktischen Problemen, da sie nur mit Umwegen und einem Outing die Verwandtschaft zwischen ihnen und ihren Kindern nachweisen konnten oder dazu gezwungen waren, den mühsamen Weg des Gerichtsverfahrens zu gehen (Rewald 2018: 58f.; Teschlade et al. 2023b: 104). So hat auch der Bundesverband Trans* in den letzten Jahren die Falschausstellung von Geburtsurkunden von Kindern dahingehend problematisiert, nicht der Lebensrealität der Familien zu entsprechen und auf weitreichende Probleme, die sich für Eltern ergeben, aufmerksam gemacht (Bundesverband Trans* 2018a; Rewald 2019).

Mit Inkrafttreten des Selbstbestimmungsgesetzes im November 2024 wurde in Deutschland die geschlechtsneutrale Eintragung von Eltern in der Geburtsurkunde ihrer Kinder ermöglicht. Während das SBGG grundsätzlich

18 Zweiter Elternteil eines Kindes qua Ehe oder Anerkennung kann gemäß der aktuellen Gesetzeslage grundsätzlich nur eine Person werden, die zum Zeitpunkt der Geburt des Kindes einen männlichen Geschlechtseintrag hat oder ihre ›Vaterschaft‹ per DNA-Test nachweist. Eine Ausnahme gilt für Personen mit weiblichem, diversem oder gestricheltem Geschlechtseintrag, die zuvor einen männlichen Geschlechtseintrag hatten. Sie werden als ›Vater‹ und mit ihrem aktuellen Namen eingetragen. Siehe <https://sbgg.info/artikel-11/>.

19 Siehe dazu den Gerichtsbeschluss vom Bundesgerichtshof (BGH 2017) der die Klage einer trans* Frau, um als Mutter ihres Kindes anerkannt zu werden, zurückgewiesen hatte. Zur kritischen Einordnung des Urteils siehe die Presseerklärung des Bundesverband Trans* (2018a).

einen historischen Schritt in der Depathologisierung von trans* Personen darstellt und zum Abbau der Diskriminierung von trans* Eltern beiträgt, ist hiermit gleichwohl die Cisnormativität im Recht nicht abgeschafft. So werden im SBGG nach wie vor geschlechtlich konnotierte Rollen (»leiblicher Vater«, »Mutter«) an biologische Eigenschaften gebunden (siehe § 8 Abs. 2 SBGG) und die binär-zweigeschlechtliche familienrechtliche Zuordnung als »Mutter« oder als »Vater« bleibt zwingend. Gleichzeitig wird die zweite Elternstelle auf einen »männlich« definierten Elternbegriff verengt, worauf erste kritische Stellungnahmen zum SBGG aufmerksam machen (Bundesverband Trans* 2023: 18; Chebout 2023). Durch die hier zugrundeliegende Logik des derzeitigen Abstammungsgesetzes wird demnach nach wie vor zementiert, dass es »ausgeschlossen [ist], dass Kinder haben und trans* Sein zusammen geht« (Weber 2018: 23) und Elternschaft cis-heteronormativ gedacht. Entsprechend steht das Abstammungsgesetz nach wie vor im Visier kritischer Debatten, die die »Weigerung, die Existenz von trans Eltern anzuerkennen« (Richarz 2022: 61) zurückweisen und fordern, biologische und nicht-biologische Eltern unabhängig von Geschlecht anzuerkennen und bürokratische Prozesse an die Bedürfnisse realer Familienkonstellationen anzupassen (Richarz 2019, 2022: 61f.; TransInterQueer e.V. 2023).

Jene hier skizzierten Entwicklungen zeigen auf, dass Elternschaft ein höchst normiertes und umkämpftes Phänomen darstellt. Sie suggerieren ferner, dass das im Grundgesetz verankerte Verbot der Diskriminierung qua Geschlecht (Art. 3, Abs. 3 GG), sowie das konsequente Mitdenken diverser geschlechtlicher Positionierungen besonders schwer auf den Bereich der Elternschaft übertragbar zu sein scheint (Richarz 2022: 61). Zugleich verweisen die rechtlichen Veränderungen, fortdauernden Debatten, zahlreichen Stellungnahmen, Zusammenschlüsse und Interventionen sowie nicht zuletzt die Praktiken von werdenden trans* Eltern darauf, dass die cis- und heteronormative Verhinderung von Elternschaften infrage gestellt und in Bewegung gebracht wird.

1.2 Herleitung der Fragestellung und Erkenntnisinteresse

Trans* Elternschaft stellt ein Thema dar, das sowohl auf die Schließung von Wegen des Elternwerdens verweist, als auch auf die Öffnung von neuen Möglichkeiten. So stehen nach wie vor gesellschaftliche Pluralisierungsweisen in Hinblick auf Familie und Elternschaft in paradoxer Gleichzeitigkeit mit

der biologisch legitimierten Norm der Natürlichkeit binärer, ›männlicher‹ und ›weiblicher‹ Fortpflanzung (Stritzke/Scaramuzza 2016: 143). Trans* und nichtbinäre Personen finden sich vor diesem Hintergrund in einer widersprüchlichen Situation wieder, in der sie zunehmend Anerkennung und Sichtbarkeit erfahren und zugleich, sobald es um Elternschaft geht, ihre Existenz erklären, beweisen und einfordern müssen.

Dabei sind heteronormative und binär-vergeschlechtlichende Normen stets mit multiplen Dimensionen sozialer Ungleichheit verflochten. So haben etwa ein erhöhtes Armutsrisiko sowie psychosoziale Belastungen aufgrund von rassifizierenden und ableistischen Verhältnissen Einfluss auf den Spielraum für Lebensentwürfe mit oder ohne Kinder (vgl. Ediger et al. 2021b: 26). Die Möglichkeiten, Eltern zu werden, gestalten sich demnach keinesfalls für alle trans* Personen gleich. Vielmehr werden Wege des Elternwerdens insbesondere für mehrfach marginalisierte trans* und nichtbinäre Personen durch Rassismus, Adultismus, Ableismus und Armut intersektional erschwert oder auch verunmöglicht (Gunda-Werner-Institut 2023; Ross 2017).

Die vorliegende Forschung setzt daran an und rückt ausgehend von den Praktiken trans* und nichtbinärer werdender Eltern in den Fokus, wie Elternschaft differenziell ermöglicht bzw. verunmöglicht wird. Dabei sind Prozesse des Elternwerdens von Bedeutung, um die erschwerenden und mitunter verunmöglichten Hürden und Herausforderungen in den Blick zu nehmen, die weit vorm Elternsein relevant und spürbar werden. Praktiken des Elternwerdens bzw. zur Umsetzung eines Kinderwunschs sind deswegen von Bedeutung, um jene intersektional verstrickten gesellschaftlichen Bedingungen nuanciert zu betrachten, die bestimmte Schritte, Entscheidungen, Strategien, sowie spezifische Formen von Elternschaft eröffnen und andere verschließen. Dabei nehme ich bewusst unterschiedliche Wege und Konstellationen des Elternwerdens – per Stiefkindadoption, Pflegschaft, ›leiblichem‹ Elternwerden, sowie in Co-Elternschaft, als Paar verheiratet oder als Soloelter – in den Blick, um die Vielfaltigkeit von Wegen des Elternwerdens zu berücksichtigen und um die darin auf unterschiedliche Weise wirksamen Machtverhältnisse genauer zu bestimmen (vgl. Ammann 2024). Wie demnach trans* und nichtbinäre Menschen – auf ganz unterschiedliche Weise – trotz der Erschwerung, Regulierung und Verschließung von (bestimmten) Wegen des Elternwerdens Eltern werden, stellt den Gegenstand dieser Forschung dar. In den Blick werden Praktiken des Elternwerdens, einschließlich sowohl erschwerender und verunmöglichender, als auch Handlungsfähigkeit eröffnender Aspekte gerückt, die Prozesse des Elternwerdens auf intersektionale Weise mit-bedingen.

Inspiziert ist dieser Ansatz zum einen durch das theoretische Konzept der Repronormativität, das Dynamiken der Auf- und Abwertung und der Ein- und Ausschließung hinsichtlich Reproduktivität und Elternschaft zu konzeptualisieren sucht. Zum anderen gehe ich jenen Dynamiken aus einer anthropozentrismuskritischen und neomaterialistisch inspirierten Perspektive auf Handlungsfähigkeit nach, um die vielfältigen sozialen, materiellen, diskursiven, biologischen und institutionellen Aspekte – wie beispielsweise (Adoptions-)Gesetze, körperliche Aspekte, Community-Strukturen und bürokratische Formulare – in ihrem Zusammenspiel zu erkunden. So umfassen Praktiken immer bereits mehr als das Tun individueller, menschlicher Akteur_innen, sondern beinhalten multiple, auch nicht-menschliche Elemente in der Herstellung von Möglichkeiten zu handeln (Barad 2012b: 54; Clarke et al. 2018: 88, 362; Lather 2017: 345). Dadurch beschränkt sich die Frage, wer oder was fürs Elternwerden relevant ist, keinesfalls lediglich auf soziale und ebenso wenig schlicht auf biologische Aspekte. Eine neomaterialistisch inspirierte Perspektive (Alaimo/Hekman 2008; vgl. Barad 2003a; Coole/Frost 2010b) ermöglicht mir, Praktiken des Elternwerdens in ihrer soziomateriellen Verstricktheit, Komplexität und Prozesshaftigkeit zu untersuchen und anders als in (verbreiteten) individualisierenden und biologisierenden Verständnisweisen zu analysieren (Lam 2016; vgl. Schadler 2013). Mit dem Erkenntnisinteresse an den (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens jenseits cisnormativer Modelle, rücke ich demnach neben dem Handeln werdender trans* Eltern und Menschen mit Kinderwunsch, jene Ressourcen, diskursiven Verschiebungen, materiellen Verhältnisse, symbolischen Bedeutungen, wie auch das Tun weiterer Akteur_innen in den Fokus, die Wege des Elternwerdens (mit-)eröffnen und (mit-)gestalten. Somit gehe ich einer nicht-individualisierenden und machtanalytischen Suchbewegung zu der Frage nach, was es (alles) erfordert, um Elternwerden jenseits cisnormativer Lebensmodelle denk- und lebbarer zu machen.

Die zentralen Fragestellungen, denen ich daran anschließend nachgehe, lauten: Wie werden Menschen jenseits cisnormativer Modelle Eltern? Welchen Hürden begegnen sie und wie gehen sie damit um? Welche Akteur_innen, Institutionen, sozialen sowie auch materiellen Aspekte sind (wie) daran beteiligt, Prozesse des Elternwerdens zu ermöglichen oder auch zu verhindern?

Diesen Forschungsfragen nachgehend, zielt diese Forschung darauf, die Erfahrungen und Perspektiven von werdenden trans* Eltern zu zentrieren und dabei eine machtanalytische und anthropozentrismuskritische Suchbewegung vorzunehmen, die die Situietheit, Verkörpertheit und Relationalität

menschlichen Handelns auszubuchstabieren sucht. Machtanalytisch geht es mir darum, zu erkunden, wie und unter Beteiligung welcher Akteur_innen manche Formen von Elternschaft als denk- und lebbar konfiguriert werden, während andere erschwert oder gar verhindert werden. Mit diesem Interesse geht ein notwendigerweise in einem ›weiten‹ Sinn orientiertes Forschungsvorgehen einher (Clarke 2005; Clarke et al. 2018), das die Vielfältigkeit gesellschaftlicher Faktoren, die trans* Elternschaft ermöglichen, bzw. verunmöglichen, in den Blick nimmt. Entsprechend gehe ich einer Erkundung von Praktiken des Elternwerdens auf eine Weise nach, die diese als inhärent mit der breiteren gesellschaftlichen ›Situation‹ verwoben versteht. Damit greife ich die Bezugnahme von Adele Clarke auf Foucaults Konzeption der ›conditions of possibility‹ auf, sowie den Ansatz, diese als inhärente Bestandteile der im Clarke'schen Sinne verstandenen ›Situation‹ zu fassen (Clarke et al. 2018: 82, 358; Clarke/Star 2008; vgl. auch Star 1995). Dadurch geraten jene »constraints, opportunities, and resources in the situation that must be negotiated« (Clarke et al. 2018: 154) als integrale Bestandteile von Praktiken des Elternwerdens in den Blick. Von den (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens auszugehen knüpft mit der Klammersetzung analytisch an jene Gleichzeitigkeit von einschränkenden und ermöglichenden Aspekten, sowie dem relationalen Charakter von Macht an: Entsprechend geht es mir einerseits darum, jene repressiven, exkludierenden, erschwerenden und verunmöglichenden Aspekte von Repronormativität theoretisch zu fassen, ebenso aber auch die produktiven und ermächtigenden Effekte, die empirisch sichtbar werden. Mit Clarke et al. gehe ich dabei von einem Verständnis von gesellschaftlichen (Un-)Möglichkeitsbedingungen aus, die menschliches (wie auch nicht-menschliches) Handeln – und damit auch Praktiken des Elternwerdens – (mit) bedingen, gleichwohl aber auch nicht determinieren (Clarke et al. 2015: 21). Schließlich begreife ich daran anschließend trans* und nichtbinäre Praktiken des Elternwerdens als Anknüpfungspunkte, um die Kontingenz geschlechterbinärer und heteronormativer Anordnungen zu untersuchen.

Diese Forschung ist damit zum einen durch die Methodologie der Situational Analysis nach Clarke (vgl. Clarke et al. 2018), zum anderen aber auch durch methodologische Ansprüche aus dem Feld der Trans Studies inspiriert. Diese plädieren für die Zentrierung von Erfahrungen, Perspektiven und Leben jener Subjekte, die durch ihre Existenz die Herstellung, Infragestellung, wie auch die Gewaltförmigkeit binär-vergeschlechtlichender Normen sichtbar machen, ohne jedoch dabei die konkreten Lebensbedingungen und Bedarfe

dieser Subjekte aus dem Blick zu verlieren, zu vereinnahmen oder zu homogenisieren (Baumgartinger 2017; vgl. Hoenes 2018; Hoenes/Koch 2017a; Stryker 2006). Damit geht ein aner kennender und selbstreflexiver Anspruch einher, den spezifischen Lebensrealitäten und Perspektiven von trans* und nichtbinären Personen auf eine Weise nachzugehen, die diese einerseits ernst nimmt und zentriert, gleichzeitig aber auch nicht (erneut) verbesondert. Mit diesem Anspruch verbunden ist der Ansatz, stets situierte Praktiken in den Fokus zu rücken und zugleich die Wissensproduktion selbst als situierte und immer auch machtbeladene Praxis zu verstehen (Clarke et al. 2018: 10; Haraway 1995a). Schließlich beinhaltet dies eine Forschungshaltung, die beinhaltet, mich selbst als Forscher_in, sowie das Wissen, die Perspektiven und die Ressourcen, die ich durch meine eigene Positionierung und Verortung mitbringe, stets zu reflektieren (vgl. 4.1.3). Mit dieser Herangehensweise ziele ich darauf, einen Beitrag zur empirischen Sozialforschung zu leisten, der die bislang kaum betrachteten Erfahrungen trans* und nichtbinären Personen auf affirmative Weise sichtbar macht und bisherige Auslassungen an der Schnittstelle von Elternschaft bzw. Elternwerden und Geschlecht bearbeitet. Mit dem Interesse an den Unmöglichkeits- aber auch den Möglichkeitsbedingungen, jenseits cisnormativer Modelle Eltern zu werden, geht es mir demnach mit dieser Forschung darum, sowohl Normativität rund um Elternschaft und Elternwerden sichtbar(er) zu machen, als auch Potenziale der Veränderung im Sinne reproduktiver Gerechtigkeit aufzuzeigen. Wie ich dieses Vorhaben Schritt für Schritt umsetze, skizziere ich in den folgenden Ausführungen zum Aufbau der vorliegenden Arbeit.

1.3 Aufbau der Arbeit

Dieser Einführung folgt in Kapitel zwei zunächst eine Auseinandersetzung mit dem Stand sozialwissenschaftlicher Forschung zu queerer und trans* Elternschaft. Dabei ordne ich in 2.1 die vorliegende Forschung zunächst in das breitere Forschungsfeld zu queerer Elternschaft und Familie ein, um Ansätze, sowie auch Leerstellen, die diese Forschung auf wichtige Weise informieren, aufzuzeigen. Im nächsten Schritt (2.2) nehme ich sodann jene Forschungen genauer in den Blick, die trans* Elternschaft in den Mittelpunkt rücken, stelle zentrale Forschungsergebnisse und -ansätze dar und verweise darauf, an welchen Stellen noch Forschungsbedarf besteht.

Kapitel drei widmet sich anschließend den theoretischen Grundierungen dieser Arbeit. Im ersten Schritt skizziere ich das Konzept der Repronormativität, das die analytische Perspektive dieser Forschung auf wichtige Weise prägt (3.1). Anschließend gehe ich auf das Potenzial neomaterialistischer Ansätze, sowie näher auf Karen Barads Konzeptualisierung apparatförmiger Grenzziehungspraktiken ein, welche meine theoretische Perspektive auf entscheidende Weise inspiriert (3.2). Schließlich führe ich die in 3.1 und 3.2 skizzierten theoretischen Perspektiven mit Bezug auf meine Forschungsfrage zusammen, um eine queertheoretische und neomaterialistisch orientierte Perspektive zur Analyse von trans* und nichtbinären Praktiken des Elternwerdens zu formulieren (3.3).

In Kapitel vier erläutere ich daran anschließend die bereits angerissenen methodologischen Annahmen und Ansprüche der vorliegenden Forschung. Dabei widme ich mich in 4.1 zunächst methodologischen Gesichtspunkten zur Situiertheit von Wissensproduktion. Darauf aufbauend wende ich mich ethisch-methodologischen Implikationen zur Forschung zu trans* Subjekten zu und gehe auf die Frage von Parteilichkeit und Selbstreflexivität ein, um abschließend Aspekte zu meiner eigenen Situierung und Positionierung als Forscher_in darzustellen. In 4.2 steht sodann die Methodologie der Situational Analysis im Fokus. Dazu stelle ich zunächst das durch Adele Clarke begründete Verständnis der ›Situation‹ dar, an dem sich die Methodologie dieser Forschung orientiert. Anschließend erläutere ich zentrale Gesichtspunkte der Situational Analysis in Hinblick auf die empirische und analytische Berücksichtigung von Komplexität, Heterogenität, Relationalität und Fluidität, um abschließend auf die Bedeutung von Materialität und des Nicht-Menschlichen im Kontext der Situational Analysis einzugehen. Schließlich gehe ich in 4.3 auf mein konkretes Vorgehen und die in dieser Forschung durchgeführten Erhebungs- und Analysemethoden, sowie meinen Feldzugang und Prozess der Materialerhebung und -auswertung ein. In 4.4 stelle ich sodann mein Sample vor, welches zum empirischen Teil und dem ›Herzstück‹ meiner Forschung überleitet.

Das Empiriekapitel (Kapitel fünf) widmet sich jeweils mit einem thematischen Fokus den Navigationen werdender trans* Eltern. Im ersten Schritt wende ich mich zunächst den komplexen rechtlichen und bürokratischen Herausforderungen zu, denen trans* und nichtbinäre Personen gegenüberstehen, um als Eltern rechtlich anerkannt und als solche (richtig) dokumentiert zu werden und nehme verschiedene Umgangspraktiken damit, in den Blick (5.1).

Anschließend widme ich mich den in den Interviews geteilten Erfahrungen bezogen auf das Gesundheitswesen. Dabei betrachte ich Aspekte rund um Diskriminierung, sowie spezifische Zugangshürden, denen trans* und nichtbinäre werdende Eltern begegnen. Auch hier wende ich mich anschließend unterschiedlichen Weisen zu, mit spezifischen Hürden im Gesundheitswesen umzugehen (5.2).

Schließlich nehme ich im abschließenden empirischen Kapitel Aspekte zu sozialer Zugehörigkeit, Community und Sichtbarkeit näher in den Blick (5.3). Dabei steht zunächst im Fokus, wie soziale Zugehörigkeit und Teilhabe für (werdende) trans* und nichtbinäre Eltern erschwert sein kann. Im Sinne einer empirisch bedeutsamen Facette von Sozialität wende ich mich anschließend dem Themenfeld der Sichtbarkeit zu und widme mich der Frage, wie diese auf spezifische – und ambivalente – Weise in Prozessen des Elternwerdens und -seins relevant wird. Im letzten Schritt gehe ich auf Praktiken der Vernetzung und des Austauschs ein und stelle diese in Verbindung mit den empirisch sichtbar gewordenen Ausschluss- und Isolierungserfahrungen, denen (werdende) trans* und nichtbinäre Eltern begegnen.

Im sechsten Kapitel findet sodann die Diskussion meiner Ergebnisse statt. Dort führe ich die empirischen Ergebnisse mit den theoretischen und methodologischen Grundannahmen der vorliegenden Forschung analytisch zusammen. Dabei nehme ich eine neomaterialistische Perspektive auf Handlungsfähigkeit ein, um diese in Relation zu der breiteren ›Situation‹ und den jeweils bedeutsamen Akteur_innen und Elementen zu analysieren. Dabei geht es mir darum, mit einer neomaterialistischen Perspektivierung und mit Bezug auf das Konzept der ›reproduktiven Gerechtigkeit‹, die (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens im Lichte repronormativer Verhältnisse zu diskutieren und zu bestimmen, wie Repronormativität – in einem relationalen Sinne – konstituiert und wirksam wird, aber auch verändert werden kann.

Das Fazit (7.) bildet schließlich einen zusammenfassenden Rück- und Ausblick. Dabei gehe ich auf meinen Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Forschung zu Elternschaft und Familie sowie auf die Erweiterung theoretischer Debatten im Forschungsfeld ein. Ebenso wichtig ist an dieser Stelle, auf die Grenzen dieser Forschung einzugehen. Neben diesen, skizziere ich im Sinne eines abschließenden Ausblicks weitere Forschungsbedarfe, die sich aus den Ergebnissen meiner Forschung ableiten lassen.

2. Trans* Elternschaft und Queer Family: Zum Stand der Forschung

Im sozialwissenschaftlichen Forschungsfeld zu trans* und queerer Elternschaft finden wichtige Auseinandersetzungen, empirische Schwerpunktsetzungen sowie konzeptionelle Entwicklungen statt, denen sich dieses Kapitel widmet.

Diesen wende ich mich zunächst in 2.1 durch einen Blick auf den Stand der Forschung zu queerer Elternschaft und Familie zu, um Ansätze aufzuzeigen, die insbesondere im Bereich konstruktivistischer, praxisorientierter und queertheoretischer Forschung zu Elternschaft und Familie zu verzeichnen sind und die vorliegende Forschung informieren. Anzumerken ist dabei, dass dies ein heterogenes und interdisziplinäres Forschungsfeld darstellt, durch das unterschiedlichen Fragestellungen nachgegangen wird, verschiedene theoretische Ansätze bearbeitet werden und an multiple wissenschaftliche wie auch politische Debatten angeknüpft wird. Vor diesem Hintergrund sind die Ausführungen in 2.1 weniger im Sinne einer umfassenden Darstellung der Forschungslage zu queerer Elternschaft und Familie im Allgemeinen zu verstehen, sondern vielmehr als notwendigerweise partiale Skizze von Forschungsansätzen und -perspektiven, die meine Arbeit rahmen. Daran anschließend stelle ich empirische und konzeptionelle Desiderata heraus, die ich mit dieser Forschung zu bearbeiten suche.

Anschließend widme ich mich in 2.2 jenen Forschungen, die trans* Elternschaft explizit in den Mittelpunkt rücken, wobei ich jeweils sowohl auf den Stand der Forschung im deutschsprachigen Bereich sowie auf den internationalen Forschungsstand eingehe.

Die trennende Struktur durch die Gliederung in 2.1 und 2.2 ist dabei eine lediglich vorläufige und zu hinterfragende Trennung. So verstehe ich queer bzw. queere Elternschaften und Familien als Phänomene, die trans* und nichtbinäre Positionierungen stets mit einschließen. Dennoch führe ich For-

sungen, die trans* und nichtbinäre Subjekte in den Mittelpunkt rücken in 2.2 separat auf. Diese Vorgehensweise ergibt sich zum einen aus dem Fokus dieser Forschung, zum anderen aber auch, um cisnormative und trans* ausschließende Leerstellen in der breiteren Forschungslandschaft aufzuzeigen.

2.1 Forschungen zu queerer Elternschaft und Familie

Die sozialwissenschaftliche Forschung zu den Lebenswirklichkeiten von queeren Eltern und Familien stellt im deutschsprachigen Kontext ein vergleichsweise junges, sich jedoch stets ausweitendes Forschungsfeld dar (Teschlade et al. 2020: 9). Während sich dabei frühere Auseinandersetzungen rund um queere Familie häufig mit dem Ausschluss aus der Herkunftsfamilie und der Bildung einer community-orientierten ›Family of Choice‹ drehten (vgl. Weston 1991), geraten zunehmend Fragen zum Thema Kinderwunsch und unterschiedliche, damit verbundene Praktiken des Elternwerdens und Elternseins in den Blick (Klapeer 2021: 36). Forschungen gehen dabei auf die Erfahrungen und Entstehungsprozesse von Zwei-Elternfamilien durch lesbische, schwule oder bisexuelle Personen (Dionisius 2021b; Wegener 2005), Co-Elternschaften (Wimbauer 2021), Poly- und Mehrelternschaften (Mayer 2020), sowie Familien, die durch Adoption (Quirling/Tuider 2022), Pflegschaft (Janssen 2016) oder durch reproduktionsmedizinische Verfahren (Dionisius 2015, 2021a; Ediger et al. 2021a; Leibetseder 2018) und Leihgebären (Teschlade 2024) entstanden sind, ein.

Eine zentrale Frage, die im Rahmen von Forschung zu queerer Elternschaft und Familie aufgegriffen wird, ist, wie Familie und Verwandtschaft jenseits der heterosexuellen (Klein-)Familie hergestellt und dabei normative Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität verhandelt werden (Butler 2008). Einen wichtigen Ansatz stellt dabei das Konzept des ›doing family‹ dar. Analog zur Theorie des ›doing gender‹, wird Familie und Elternschaft im Sinne einer (sozialen) »Herstellungsleistung« in den Blick gerückt (Jurczyk et al. 2014). Dabei wird davon ausgegangen, »dass Familie keine ›natürlich‹ und selbstverständlich gegebene Ressource (mehr) ist, auf die Gesellschaft, Wirtschaft, Staat und Individuen einfach zurückgreifen können, sondern dass sie täglich und im biografischen Verlauf als Familie immer wieder durch die Praktiken beteiligter privater und öffentlicher Akteure hergestellt werden muss« (Jurczyk 2014: 51). In Anlehnung an praxeologische und ethnomethodologische Überlegungen stehen der Prozesscharakter von Handlungen und die Leistungen interagie-

render Akteur_innen im Fokus, wodurch Menschen nicht einfach Eltern *sind*, sondern vielmehr Elternschaft *tun* (Jurczyk 2020; Jurczyk et al. 2014). Daran anschließend haben Forschungen aufgezeigt, wie der interaktive Vollzug von Familie und Elternschaft nicht nur durch das Tun von Eltern und Kindern stattfindet, sondern auch durch die Praktiken weiterer Akteur_innen und den Einfluss gesellschaftlicher Normen (Bühler et al. 2015; vgl. Nordqvist 2008). Dazu gehört die Institutionalisierung normativer Zweigeschlechtlichkeit, die dazu beiträgt, heteronormative Elternschaft zu naturalisieren und die Vorstellung zu evozieren, »dass immer eine Frau und ein Mann an der Entstehung des Kindes beteiligt waren« (Teschlade et al. 2020: 11) und dass naturalisierte Elternschaft eine herausragende Stellung zugeschrieben wird. Die Ansätze des ›doing kinship‹ und ›doing reproduction‹ erhalten daran anschließend eine besondere Bedeutung für Forschungen zu queeren Elternschaften und Familien (Dionisius 2015; vgl. Weston 1991). Anstatt zu fragen, was Familie ist, wird die Frage in den Mittelpunkt gerückt, wie Familie, Intimität und Verwandtschaft durch alltägliche Praktiken hergestellt und erhalten wird. So haben Forschungen im Feld der Queer Kinship Studies kritische Werkzeuge entwickelt, um Verwandtschaftspraktiken in ihrer Diversität, Dynamik und Intersektionalität zu analysieren (Heston 2013; Kroløkke et al. 2016; Miziel-ńska et al. 2017; Weston 1991). In der Betrachtung von Praktiken des ›doing Verwandtschaft‹ bzw. ›doing Elternschaft‹ werden etwa Herstellungsleistungen in den Fokus gerückt, durch die multiple Subjekte, wie Eltern, Kinder und andere Menschen des sozialen Umfelds als solche hervorgebracht werden (Mamo/Alston-Stepnitz 2015; Thompson 2005). Insbesondere die Betrachtung der Rolle von Technologien im Feld der (Feminist) Science and Technology Studies, darunter Medien- und Kommunikations- (Andreassen 2023; Kink-Hampersberger et al. 2020; Nedeclu/Wyss 2016) sowie Reproduktionstechnologien (Leibetseder 2018, 2025; Mamo 2008; Sänger 2020; Sänger et al. 2023) hat auf bedeutende Weise zum Forschungsfeld zu queeren Familien und Elternschaften in ihrer Intersektion zu Technologien, Verwandtschaft und Familie beigetragen. Dabei ist der Blick auf unterschiedliche, u.a. soziale, materielle, technologische und biologische Aspekte dahingehend von Bedeutung, als dass Elternschaft und Verwandtschaft unter der Mitwirkung jener multiplen Aspekte und Akteur_innen als etwas Relationales und Hybrides gefasst werden kann, anstatt einen singulären, paarförmigen und biologisch fundierten ›natürlichen‹ Fortpflanzungsakt vorauszusetzen (Franklin 1995; Murphy 2012a; Strathern 2014; Thompson 2005). Forschungen an der Schnittstelle von Queer Kinship und (Feminist) Science and Technology Studies,

die komplexe Formen des Familie- und Verwandtschaftsmachens analysieren, bieten Konzeptualisierungsweisen, die die empirische Komplexität soziotechnischer Begebenheiten einzuholen vermögen (Bühler et al. 2015; Dionisius 2021b; Mamo 2008). Ferner stellen diese Arbeiten produktive Anknüpfungspunkte »für die Schärfung der analytischen Wahrnehmung für all das, was in hegemonialen Konzepten und Praktiken von Schwangerschaft und Elternschaft unsichtbar gemacht wird« bereit (Dionisius 2020: 80). Dies umfasst, Elternschaft und Reproduktion als Prozesse zu untersuchen, die über individualisierte Perspektiven hinausgehen und hegemoniale, binäre Denkweisen bezogen auf Elternschaft und Reproduktion überschreiten (Mamo 2008; Oudshoorn 2003).

Neben den Herstellungspraktiken von Familie, Verwandtschaft und Elternschaft stellt der Fokus auf Ungleichbehandlungen und Diskriminierungen von LGBTQ*-Familien sowie die Frage, wie diese im Familienalltag zum Tragen kommen, ein zentrales Feld der Auseinandersetzung sozialwissenschaftlicher Forschungen dar (Mamo/Alston-Stepnitz 2015; Teschlade et al. 2025b; Teschlade et al. 2023b). Eine wichtige Bedeutung erfährt hierbei das Konzept der Heteronormativität. Als zentrales Konzept im Feld der Queer Studies entwickelt, bezeichnet Heteronormativität ein gesellschaftliches Ordnungsprinzip, das auf struktureller, symbolischer, institutioneller und zwischenmenschlicher Ebene Wahrnehmungen, Handlungen und Denkweisen auf eine Weise strukturiert, so dass Heterosexualität und binäre Geschlechtlichkeit als selbstverständlich vorausgesetzt werden (Degele 2005; Hartmann 2014; Warner 1991; Woltersdorff 2019). Heteronormativitätsanalytische Forschungen zeichnen sich daran anschließend durch ein machtanalytisches Interesse aus, um sexuelle und geschlechtliche Ordnungen zu untersuchen. Damit geht ein Perspektivwechsel gegenüber Ansätzen einher, die nach sexuellen oder geschlechtlichen »Abweichungen« fragen oder diese zu rechtfertigen suchen. Heteronormativitätstheoretische Ansätze zielen demgegenüber darauf ab, Normalitätskonstruktionen zu analysieren, die Heterosexualität und binäre Geschlechtlichkeit als »Natur« oder als »gegeben« konstruieren und im selben Zuge queere Lebensweisen als Abweichung markieren (Engel 2002). Judith Butlers Konzept der »heterosexuellen Matrix« ermöglicht dabei, die strukturierende Logik von Heteronormativität zu fassen. Gemäß jener Logik werden Geschlecht, Körper und Subjekte als entweder »weiblich« oder »männlich«, sowie dabei die Verbindung zwischen »sex«, »gender« und »desire« (Begehren) als heterosexuell und kohärent imaginiert (Butler 1991). Die Legitimität und das Privileg von Heterosexualität und binärer Zweigeschlechtlichkeit

geschieht demnach nicht aus einer ›Natur‹ heraus, sondern vielmehr durch die Produktion von Nicht-Intelligibilität bzw. eines Feldes des Illegitimen (Böcker 2011: 8). Butler geht mit dem Konzept der heterosexuellen Matrix davon aus, dass queere Identitäten, Begehrensweisen und Subjektpositionen als ›Störpraktiken‹ verworfen werden, während heterosexuell strukturierte Existenzweisen als denk- und lebbar, also als intelligibel konstituiert werden (Butler 2008). Dabei ist die Denkfigur des ›konstitutiven Außen‹ bedeutsam, da diese sichtbar macht, dass die Konstruktion eines ›Außen‹ immer intrinsischer Bestandteil des ›Innen‹ ist, bzw. die Norm auf die Nicht-Norm angewiesen ist (Butler 1991: 121).

Heteronormativitätsanalytische Perspektiven auf queere Elternschaft und Familie zeichnen sich daran anschließend dadurch aus, dass gesellschaftliche Normverhältnisse, bzw. Normalisierungs- und Naturalisierungsprozesse und die Effekte, die diese für Familien haben, in den Mittelpunkt gerückt werden. Heteronormativität stellt demnach einen wichtigen Bezugspunkt für Forschungen dar, um alltägliche Herausforderungen für queere Familien in den Blick zu nehmen und aufzuzeigen, wie Heterosexualität im Sinne einer regulierenden Norm auf queere Familien wirkt (Hartmann 2014; Nay 2019b). Eine häufig zu beobachtende Perspektive heteronormativitätskritischer Forschungen in Bezug auf queere Familien bezieht sich auf die Frage nach der Reproduktion bzw. Subversion von Heteronormativität durch queere familiäre Praktiken. Sarah Charlotte Dionisius systematisiert drei Stränge von Arbeiten, die erstens nach der Reproduktion heteronormativer Verhältnisse und damit verbundener tradierter Vorstellungen von Familie, Elternschaft und Verwandtschaft fragen, zweitens Praktiken der Infragestellung und subversiven Verschiebung normativer Anordnungen von Geschlecht und Elternschaft in den Blick rücken und drittens die Gleichzeitigkeit von Affirmationen und Neuverhandlungen normativer Geschlechterverhältnisse ausgehend von queeren familialen Praktiken fokussieren (Dionisius 2021b: 25). Ansätze aus jenem dritten Strang gehen über dualistische Denk- und Fragemuster, die *entweder* nach der Subversion *oder* der Reproduktion heteronormativer Verhältnisse fragen, hinaus. Dies ermöglicht, komplexe und ambivalente Wirkweisen von Normativität und Macht in den Blick zu nehmen. Anschließend an eine solche Perspektive ist es heteronormativitätstheoretisch orientierten Forschungen möglich, nuancierte Analysen im Lichte zunehmender Anerkennung und Sichtbarkeit und neuer Handlungsräume (werdender) queerer Eltern und Familien, wie sie etwa im Zuge neuer Regelungen zu Lebenspartner_inenschaft oder der sog. ›Ehe für Alle‹ entstanden sind, zu entwickeln (vgl.

Böcker 2011). Einen wichtigen Beitrag aus heteronormativitätskritischer Perspektive innerhalb der deutschsprachigen Auseinandersetzung mit queerer Elternschaft stellt in diesem Zusammenhang das Werk »Ban Marriage! Ambivalenzen der Normalisierung aus queer-feministischer Perspektive« von Sushila Mesquita (2011) dar. Darin nimmt Mesquita anhand des Schweizer Partnerschaftsgesetzes in den Blick, mit welchen Anforderungen, Ambivalenzen und Grenzziehungen die Normalisierung queerer Paarbeziehungen einhergeht und stellt heraus, mit welchen Kontinuitäten und Verschiebungen heteronormative Normenkomplexe einhergehen können: So werden lesbische Partner_innenschaften zwar durch das Schweizer Partnerschaftsgesetz rechtlich anerkannt, während ihnen gleichzeitig jedoch die Anerkennung als Familie verwehrt bleibt. Mesquita stellt heraus, wie dies nicht mehr über die sexuelle Orientierung begründet wird, sondern über die Annahme einer notwendigen und exklusiven Geschlechterdichotomie. Daran anschließend werden wiederum lediglich bestimmte Beziehungsformen privilegiert, die mit der Logik »natürlicher« Reproduktion übereinstimmen und wodurch neue Ausschlüsse einhergehen. Eine wichtige Stärke dieser und daran anschließender Forschungen ist, (neue) Grenzziehungen und Ausschlüsse, aber auch Handlungsmöglichkeiten aus einer differenzierten und intersektionalen Perspektive zu betrachten. Entsprechend stellt eine bedeutende Entwicklung im Bereich heteronormativitätskritischer Forschungen zu queerer Elternschaft und Familie das Aufgreifen und Weiterentwickeln intersektionaler Forschungsperspektiven dar. Unter anderem als »korrektive Methodologie« für die Queer Theory bezeichnet (Haschemi Yekani et al. 2011), ermöglichen intersektionale Forschungsperspektiven das Ineinandergreifen multipler Machtfaktoren sowie unterschiedlicher »höchst komplexer und vermeintlich widersprüchlicher Ein- und Ausschlussmechanismen« und Dynamiken der Normalisierung in ihrer Ambivalenz und Differenziertheit zu betrachten (Mesquita 2016: 89; vgl. Walgenbach 2012). Wissenschaftler_innen im internationalen wie auch deutschsprachigen Forschungskontext haben dies beispielsweise in Hinblick auf queere Reproduktion und *Race* (Keaney 2023), Adoption, *Race* und Klasse (Harris/Ford 2018), Adoption und Aufenthaltsrecht (Quirling/Tuider 2022), sowie bezogen auf Wahlfamilien und Community (Haritaworn 2021) herausgearbeitet.¹

1 Auf die Bedeutung intersektionaler Perspektiven mit besonderem Fokus auf trans* Elternschaft gehe ich in meinen Ausführungen zu reproduktiver Gerechtigkeit im folgenden Kapitel (2.2) näher ein.

Mit dem Begriff der Homonormativität (vgl. Duggan 2002) werden darüber hinaus assimilatorische Politiken in Hinblick auf die Normalisierung nicht-hegemonialer familialer Lebensweisen kritisch in den Blick genommen, um differenzielle Ein- und Ausschlüsse queerer Lebensweisen gegenüber herrschenden Normalitätsvorstellungen zu untersuchen (vgl. Joshi 2012; Nay 2019c: 43; Puar 2013). Betrachtet wird dabei, wie sich Normalitätsgrenzen von Familie auflösen, verstärken oder neu installiert werden. Verschiedene Autor_innen haben beispielsweise für den deutschsprachigen Kontext herausgearbeitet, wie neoliberale Sexualpolitiken nicht mehr auf der Basis einer rigiden Heteronormativität beruhen, die queere Lebensweisen ausschließlich verwerfen und haben demgegenüber flexible Dynamiken der »Heteronormalisierung« (Raab 2011) herausgestellt (vgl. Engel 2008; Ludwig 2016). Diese erlauben einerseits die partielle Inklusion queerer Subjekte, etwa über die entsprechende private Lebensgestaltung oder Weisen der (Selbst-)Normalisierung, während andererseits heteronormative Ungleichheitsstrukturen entlang intersektionaler Differenzen entlang von Klasse, Rassismusbetroffenheit oder Staatsbürger_innenschaft verstärkt werden (Klapeer 2021; Schallat 2012). Demnach bergen bestimmte Freiheiten, Ressourcen und Rechte queerer Familien gleichzeitig auch Widersprüche und Herausforderungen, die »je nach individuellen Verletzbarkeiten, zur Verfügung stehenden materiellen oder (sozial-)rechtlichen Ressourcen und Lebenschancen auf einer persönlichen Ebene« (Klapeer 2021: 46) austariert werden müssen, welches Christine Klapeer mit dem Begriff des »queeren Familialismus« fasst (Klapeer 2021). In diesem Zusammenhang stellt das Werk »Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von ›Regenbogenfamilien‹« von Yv E. Nay einen wichtigen Bezugspunkt in der deutschsprachigen Debatte zu queeren Familien aus queer- und intersektionalitätstheoretischer Perspektive dar. Nay rückt Ambivalenzen zwischen Emanzipation, Ausschluss und Normalisierung ausgehend von den Erfahrungen queerer, in der Schweiz lebender Personen mit Kind(ern) in den Blick und entwickelt eine gesellschaftskritische Perspektive auf die »widersprüchlichen Gleichzeitigkeiten« (Nay 2017: 55) der simultanen Überwindung und Herstellung von Normalitäten der Familie. Nay stellt heraus, wie die Erweiterung von Rechten für queere Familienkonstellationen mit Kindern einerseits mit einer Zunahme von Wahlmöglichkeiten und andererseits mit normalisierenden Anpassungen einhergeht und zugleich konstitutiv mit der Verfestigung rassistischer, kulturalisierender und nationalistischer Normen verbunden ist. Die Regenbogenfamilie stellt demnach, so Nay, einen

Kristallisationspunkt der gleichzeitigen Verfestigung und Destabilisierung heteronormativer und intersektionaler Machtverhältnisse dar.

Die obigen Beiträge liefern eine wichtige Grundlage, um den Gegenstand der vorliegenden Forschung zu bearbeiten. Konzepte zu ›doing family‹ und ›doing kinship‹, sowie zu Heteronormativität, Intersektionalität und ambivalenten Normalisierungsweisen stellen wichtige Werkzeuge bereit, um Elternwerdensprozesse trans* und nichtbinärer Personen zu verstehen und in Relation zu komplexen gesellschaftlichen Machtverhältnissen zu untersuchen. Die oben skizzierten Forschungen stellen demnach einerseits eine wichtige empirische Rahmung sowie andererseits konzeptionelle Inspirationen für die vorliegende Forschung dar.

Gleichwohl lässt sich im oben skizzierten Forschungsfeld eine weitestgehende empirische Leerstelle hinsichtlich der Erfahrungen und Perspektiven von trans* Personen ausmachen. Diese manifestiert sich unter anderem darin, in der Suche nach Beiträgen zu trans* Elternschaft nicht selten Publikationstitel zu finden, die Analysen zu ›LGBTIQ-Elternschaft‹ oder ›Regenbogenfamilien‹ versprechen, faktisch jedoch Analysen über cis dyadische lesbische oder schwule Elternpaare darstellen und trans*, nichtbinäre, sowie auch inter* Eltern lediglich am Rande oder in einer Fußnote erwähnen (Weber 2018). Wenngleich also jene Forschungen wichtige Beiträge zur Erforschung von Elternschaft jenseits heteronormativer Modelle darstellen, reproduzieren diese Auslassungen mitunter cis und dyadische Denkweisen in Hinblick auf Reproduktion, Körper und Geschlecht. Dies zeigt sich beispielsweise daran, wenn queere Elternschaft mit ›gleichgeschlechtlicher‹ Elternschaft gleichgesetzt oder davon ausgegangen wird, dass queere Familien mit Kindern entweder aus Elternschaften aus früheren heterosexuellen Beziehungen oder durch reproduktionsmedizinischen Praktiken entstanden sind. Ausgeschlossen werden dadurch queere Elternschaftskonstellationen von trans* und nichtbinären Personen, die beispielsweise durch die Nutzung eigener reproduktiver Möglichkeiten hervorgebracht werden. Wenn queere Elternschaft entsprechend per se mit der Entkoppelung biologisch-genetischer und sozialer Elternschaft gleichgesetzt wird, werden die reproduktiven Praktiken jener Personen aus der Thematisierung queerer Elternschaften und Familien ausgeschlossen.

Jene Forschungslücke kann dahingehend kontextualisiert werden, dass trans*, inter* und nichtbinäre Perspektiven grundsätzlich gesellschaftlich marginalisiert werden. Während sich eine zunehmende Sichtbarkeit und Sensibilisierung für Geschlechtervielfalt im Allgemeinen verzeichnen lässt, so ist sie bei Weitem keine Selbstverständlichkeit. Dies wirkt sich darauf

aus, wessen Perspektiven im Rahmen von Forschung berücksichtigt werden und aus wessen Perspektive überhaupt geforscht wird. Zum anderen kann die bislang nur marginalisierte Thematisierung von trans* Elternschaft mit der historischen Verunmöglichung (leiblicher) Elternschaften von trans* Personen durch das TSG in Verbindung gebracht werden (vgl. 1.1). So führte die rechtlich verankerte Voraussetzung der Sterilisierung für eine Personenstandsänderung im TSG jahrelang dazu, dass trans* Elternschaften zum einen faktisch verhindert wurden, sowie zum anderen, dass eine breitere gesellschaftliche und damit auch wissenschaftliche Sichtbarmachung von Elternschaften jenseits cisnormativer Modelle diskursiv erschwert wurde (Rewald 2021: 160).

Gleichzeitig – darauf verweisen schließlich die zunehmend zu verzeichnenden Erfahrungsberichte von trans* Eltern aus unterschiedlichen Generationen – haben trans* und nichtbinäre Personen *trotz* verunmöglichender gesellschaftlicher Bedingungen schon immer unterschiedliche Formen von »trans* kinship« (Reimann 2021: 148) gebildet. Die Auslassung jener Erfahrungen und Perspektiven aus dem Kontext sozialwissenschaftlicher Forschung bedingt, dass Realitäten rund ums Elternwerden jenseits cis-heteronormativer Modelle unzureichend untersucht und wenig bekannt sind (Stoll 2020: 93f.; Teschlade et al. 2020: 18). Dies schließt mit ein, dass spezifische Herausforderungen, Zugangshürden und Diskriminierungserfahrungen, denen trans* und nichtbinär positionierte Subjekte gegenüberstehen, aber auch entsprechende Umgangsweisen und Ermächtigungsmomente nicht in den Blick geraten. So werden spezifische Praktiken des Elternwerdens nicht oder nur wenig thematisiert, etwa in Hinblick auf die Nutzung bestimmter Reproduktionstechnologien (Armund et al. 2017; Dionisius 2020) oder dahingehend, welche Herausforderungen für trans* Personen damit einhergehen, Pflege-, Adoptiv- oder Co-Eltern zu werden oder werden zu wollen. Die Perspektiven und Bedarfe von (werdenden) trans* und nichtbinären Eltern und die damit verbundenen gesellschaftlichen Gegebenheiten bleiben daran anschließend in der breiteren gesellschaftlichen und politischen Diskussion außen vor (Janssen 2016: 145).

Jene kritische Betrachtung des Forschungsstands zeigt, wie empirische Leerstellen auch von analytischen Fallstricken begleitet werden. So haben insbesondere kritische Stimmen an der Schnittstelle von Wissenschaft und trans* _queerem Aktivismus herausgestellt, wie nicht nur politischen, sondern auch wissenschaftlichen Debatten eine »Naturalisierungstendenz« (Janssen 2026: 150) innewohnt, sobald es um Elternschaft geht (vgl. Weber 2018). Diese

zeichnet sich dadurch aus, dass biologische Vorgänge an binäre Vorstellungen von Geschlecht gekoppelt werden, etwa wenn in queerfeministischen Debatten um Schwangerschaft und Stillen lediglich von ›weiblichen‹ Körpern oder von (queeren) ›Frauen‹ die Rede ist (ebd.: 19f.). Trotz der Zunahme gender- und queersensibler Perspektiven werden demnach Körper, Körperteile und Körperpraktiken, sobald es um Reproduktion geht, implizit an binäre Geschlechter gekoppelt (Spade 2011). Dies hat zur Folge, dass sich cisnormative Denk- und Sprechweisen einschleichen, wodurch das dekonstruktive Potenzial heteronormativitätsanalytischer Perspektiven, sobald es um Elternschaft und Reproduktion geht, nicht übertragen wird (Stoll 2020: 93). Normativität hinsichtlich Elternschaft und Familie umfasst daran anschließend nicht nur die implizite Fokussierung paarförmiger und leiblicher Elternschaften, sondern insbesondere auch die normative Koppelung von Körpern, Körperteilen und Körperfunktionen an binäre Vorstellungen von Geschlecht (vgl. Stritzke/Scaramuzza 2016).

Die Auslassung von trans* und nichtbinären Elternschaften bedingt demnach (mit), dass Analysen hinter den Anspruch geraten, den gesellschaftlichen Konstituierungsweisen und Verhandlungen von binärer Zweigeschlechtlichkeit empirisch und analytisch zu begegnen. Dies trägt potenziell dazu bei, dass (geschlechter-)normative Annahmen zu Elternschaft und Familie reproduziert werden. Repronormativität (siehe 3.1) aus einer trans* affirmativen und cis-normativitätskritischen Perspektive zu reformulieren, kann daran anschließend als ein Desiderat des sozialwissenschaftlichen Forschungsstands zu queeren Elternschaften und Familien festgehalten werden (vgl. Stoll 2020: 93).

2.2 Forschungen zu trans* Elternschaft

Einer der Beweggründe für diese Arbeit resultierte aus der Beobachtung, dass im deutschsprachigen Raum zu trans* Elternschaft kaum Forschungen existieren, während gleichzeitig journalistische und aktivistische Beiträge sowie Stellungnahmen von Verbänden auf das zunehmende Interesse und die Relevanz des Themas verweisen.² Noch vor wenigen Jahren konnte in

2 Siehe beispielsweise Beiträge aus Sammelbänden an der Schnittstelle von Wissenschaft und Aktivismus (vgl. Eismann 2013; Janssen 2016) sowie Stellungnahmen von Verbänden zur Beschwerde von trans* Eltern vor Gericht (Bundesverband Trans* 2018a,

Bezug auf den deutschen Forschungskontext lediglich auf wenige M.A.-Qualifikationsarbeiten zurückgegriffen werden, die das Thema trans* Elternschaft aus wissenschaftlicher Perspektive fokussierten (Rewald 2018; Spahn 2016; Weber 2018). Jene Arbeiten stellten zu Beginn der Recherchen zu dieser Forschung wichtige erste Quellen dar, die die Relevanz des Themas sowie auch den Bedarf an umfangreicheren Forschungen aufgezeigt haben. In den letzten Jahren nahmen sodann wissenschaftliche Auseinandersetzungen zum Thema trans* und nichtbinärer Elternschaft zu. Dabei haben Zeitschriften- und Sammelbandbeiträge von Dionisius (2020), Stoll (2020, 2021a, 2021b), Nieder et al. (2022), Mazzaferro (2023) und Sängler et al. (2023), ebenso wie Publikationen an der Schnittstelle von Wissenschaft und Aktivismus (Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022) die Bearbeitung des Themenfelds im deutschsprachigen Kontext vorangebracht.

Trotz der zunehmenden Thematisierung im deutschen Kontext stellt der Bezug auf den internationalen Forschungsstand eine unumgängliche Ressource für die Erkundung trans* und nichtbinärer Elternschaft dar. So konnten bei den Recherchen für diese Forschung Beiträge aus dem US-amerikanischen (Stotzer et al. 2014) und kanadischen (Pyne 2012; Pyne et al. 2015) Forschungsraum, sowie bezogen auf England (Bower-Brown 2022), Australien (Charter 2021; Charter et al. 2018), Neuseeland (Parker et al. 2023), Schweden (Alaattinoglu/Margaria 2023) und Frankreich (Fiorilli 2019) ausgemacht werden.³

Während frühe Forschungen vorwiegend dem Interesse am Wohl der Kinder von trans* Eltern nachgingen (Freedman et al. 2002; z.B. Green 1998; White/Ettner 2004), wurde dies zunehmend von einem Interesse an den Erfahrungen von trans* Eltern selbst abgelöst (Pyne et al. 2015).⁴ Beiträge aus der deutschsprachigen sowie internationalen Forschungslandschaft

2018b; TransInterQueer e.V. 2023), zur Reform des Abstammungsrechts (Bundesverband Trans* 2019a) sowie zur Entschädigung für erzwungene Sterilisationen an trans* Menschen (Bundesverband Trans* 2019b).

- 3 Herauszustellen ist dabei, dass die für diese Forschung herangezogenen Forschungen vorwiegend europäische und nordamerikanische Perspektiven auf das Themenfeld darstellen und damit global betrachtet einen lediglich partialen Einblick bieten (vgl. Lubbe 2013).
- 4 Die anfängliche Fokussierung des Kindeswohls im Rahmen von Forschungen kann als notwendige Antwort auf die Infragestellung der Legitimität von trans* Eltern interpretiert werden. Insbesondere psychologisch ausgerichtete Studien haben dies wissenschaftlich aufgegriffen und beispielsweise herausgestellt, dass sich die elterliche trans* Identität nicht negativ auf die Entwicklung ihrer Kinder auswirkt. Im Gegenteil stellen Studien heraus, wie Kinder in trans* Familien auf besondere Ressourcen zu-

rücken dabei die jeweils länder- bzw. ortsspezifischen gesellschaftlichen Bedingungen für trans* Eltern in den Blick oder rücken die Lage von trans* Familien vergleichend, etwa in Bezug auf den europäischen (Leibetseder/Griffin 2020) oder zentralasiatischen (Karsay 2022) Raum, wie auch weltweit (Iryskina 2020; O'Connor 2019) in den Fokus. Maßgeblich werden dabei die Diskriminierungserfahrungen von trans* Eltern, deren Kinder, sowie von trans* Personen mit Kinderwunsch in unterschiedlichen, insbesondere medizinischen, rechtlichen und familialen Settings in den Mittelpunkt gerückt (Costello 2014; Downing 2013; Hines 2006; Stotzer et al. 2014; Streib-Brzič/Gerlach 2015). Dabei stellen Forschungen heraus, wie Trans*feindlichkeit und andere Stressoren trans* Eltern beeinflussen (Charter et al. 2022; z.B. Pyne et al. 2015) und arbeiten die damit verbundenen Herausforderungen, Bedarfe und Umgangsstrategien im Kontext diskriminierender Verhältnisse heraus (z.B. Pyne 2012; Rewald 2019; Rewald 2018).⁵

Ein Großteil der existierenden Forschungen legt den Fokus auf Eltern, die vor ihrem trans* oder nichtbinären Coming-out Eltern geworden sind, wodurch Aspekte des Elternseins in den Blick gerückt werden (vgl. Haines et al. 2014). Dabei geraten innerfamiliäre Verhandlungen transitionsbezogener Fragen (Dierckx et al. 2017; White/Ettner 2004), elterliche Erfahrungen zu Partner_innenschaft (Hines 2006), Selbstrepräsentationen elterlicher Rollen (Faccio et al. 2013), die Frage, wie das Elternsein sich auf transitionsbezogene Entscheidungen auswirkt (Church et al. 2014), sowie Beziehungen zu Community (Goldberg 2023; Power et al. 2014) in den Blick. Ebenso reflektieren Forschungen elterliche Praktiken in Hinblick auf Fragen der Assimilierung, Normalisierung und Subversion (Nay 2017; Teschlade et al. 2025b) und behandeln die Frage, wie normative Vorstellungen von Geschlecht und Familie verhandelt werden (Weber 2018).

Gegenüber der Fokussierung von Forschungen auf Aspekte des Elternseins haben in den letzten Jahren Publikationen zugenommen, die Elternschaft und Kinderwunsch *nach* dem Coming-out von trans* und nichtbinären Personen

rückgreifen können, etwa dahingehend, mit Diskriminierung umzugehen (Stotzer et al. 2014: 11; vgl. Streib-Brzič/Gerlach 2015).

- 5 Manche Forschungen stellen daran anschließend explizit Bezüge zur Rolle von professionellen Fachkräften in der Unterstützung von trans* Familien her, beispielsweise bezogen auf Soziale Arbeit (z.B. Hafford-Letchfield et al. 2019; Mazzaferro 2023), Beratung (Rewald 2019) und Mädchenarbeit (Salden 2024a).

in den Blick rücken. Hierdurch geraten Aspekte des Elternwerdens sowie Themen rund um Kinderwunsch und Familienplanung verstärkt in den Fokus. Beispielsweise werden Fragen rund um Transition und Familienformation (Hines 2006), reproduktive Wünsche (Sutter 2009; Sutter et al. 2002; Wierckx et al. 2012), Fertilitätserhaltung (Choi/Kim 2022; Coleman et al. 2022; Mazzaferro 2023; Murphy 2012b), Diskriminierungen in rechtlichen und medizinischen Kontexten (Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022; Spahn 2019), Umgangsweisen mit Diskriminierung (Teschlade et al. 2025b) und Imaginationsmöglichkeiten von trans* Elternschaft (Doussa et al. 2015) bearbeitet.

Grundsätzlich zeigt sich ein schwerpunktmäßiges Interesse an Fragen rund um Schwangerschaft und Schwangerwerden. Dabei stehen hauptsächlich Schwangerschaften von trans* Männern und trans* männlichen Personen im Fokus (Charter et al. 2018; Dionisius 2020; Halberstam 2010; Karaian 2013; Spahn 2016; Toze 2018; Verlinden 2012), wobei zunehmend auch Forschungen explizit die Erfahrungen von nichtbinären Personen rund um Schwangerschaft (mit) berücksichtigen oder zumindest thematisieren (Hines et al. 2021; Love 2022; Spahn 2022). Forschungsbeiträge rücken reproduktive und familiäre (Alltags-)Praktiken in Hinblick auf Schwangerschaft sowie Weisen der (De-)Konstruktion von Geschlecht in den Blick (Dionisius 2020) oder fragen nach Diskrepanzen bzw. Herausforderungen im Körper- bzw. Geschlechtsempfinden bei Schwangerschaften oder beim Stillen von insbesondere trans* männlichen Personen (MacDonald et al. 2016). Mehrere Studien arbeiten dabei heraus, wie jene Herausforderungen stets in Zusammenhang mit sozialen Zuschreibungen bzw. Interaktionen entstehen, die vermitteln, dass es keine schwangeren Männer geben kann oder darf (Nieder et al. 2022: 90f.; Toze 2018). Kaum Beachtung finden in diesem Zusammenhang Erfahrungen zu Fehl- und Totgeburt von trans* und nichtbinären Personen, wobei diesbezüglich die Beiträge von Riggs et al. (2020), sowie von Salden und dem Netzwerk Queere Schwangerschaften (2022) wichtige erste Ausnahmen darstellen.

Im Großen und Ganzen erfahren ferner rechtliche Hürden sowie Fragen zur rechtlichen Anerkennung von trans* Eltern relativ große Aufmerksamkeit. Während zumeist Forschungen jeweils eine länderspezifische rechtliche Situation in den Fokus rücken, werfen manche einen international-vergleichenden Blick auf die rechtlichen Bestimmungen und Veränderungen, die trans* Eltern in besonderem Maße betreffen (z. B. Büchler/Cottier 2020; Karsay 2022; Love 2022; Margaria 2020). Forschungen gehen dabei näher auf die Rolle von Recht in der Regulierung von reproduktiven Praktiken und familialen Lebens-

weisen ein (Richarz 2022; Siegel 2024a), sowie auf die Frage, wie die trans* Identität von Eltern im Rahmen von Sorge- und Umgangsrecht bedeutsam gemacht wird (Siegel 2024b). Studien stellen ferner konkrete Formen von Diskriminierung heraus, die mit der rechtlichen Verankerung von Sterilisationsanforderungen für trans* Menschen einhergehen (vgl. Love 2022; Nixon 2013; Rewald 2019) sowie auch jene, die sich aufgrund binärer Elternschaftsdefinitionen im Abstammungsrecht in den Geburtsurkunden der Kinder von trans* Personen niederschlagen (Rewald 2019; Weber 2021). Insbesondere Rechtswissenschaftler_innen arbeiten vor diesem Hintergrund heraus, welche Veränderungen auf rechtlicher Ebene nötig sind, um den Lebenssituationen von trans* Eltern gerecht zu werden. Besonders wird dabei auf die Notwendigkeit der Entkoppelung von rechtlicher Elternschaft und Geschlecht hingewiesen, was beispielsweise Alaattinoğlu und Margaria als »degendering legal parenthood« (Alaattinoğlu/Margaria 2023; vgl. Margaria 2020) oder Büchler und Cottier als die »Aufhebung der Mutter-Vater-Dyade« (Büchler/Cottier 2020) bezeichnen. Ähnlich führt diesbezüglich Karaian die notwendige Perspektive des »unsex-ing pregnancy in law« aus (Karaian 2013). Wichtige, aber bislang weniger häufig im Rahmen von Forschung behandelte Perspektiven betreffen die rechtliche Elternschaft von trans* Personen an der Schnittstelle zu Staatsbürger_innenschaft, Bewegungsfreiheit und Aufenthaltsrecht (siehe dazu Karsay 2021 und 2022).

Neben der verhältnismäßig breiten Fokussierung von Frage- und Problemstellungen im Bereich Recht ist ebenfalls der Fokus auf Gesundheit und gesundheitliche Versorgung in Forschungsbeiträgen, die die Situation von trans* Eltern in den Blick nehmen, verhältnismäßig weit vertreten. Zusätzlich zu medizinwissenschaftlichen⁶ Forschungen zeigt sich diesbezüglich auch ein wachsendes sozialwissenschaftliches Interesse. Forschungen nehmen die Situation von trans* Eltern in Hinblick auf Gesundheit, Lebensqualität und Wohlbefinden in den Blick und arbeiten beispielsweise Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von trans*, nichtbinären und inter* Personen im gesundheitsversorgerischen Bereich, etwa in der Geburtshilfe, heraus (Parker et al. 2023; Salden 2024b; Salden et al. 2023; Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022). Außerdem untersuchen sie reproduktive Gesundheitsbedarfe und Umgangsstrategien (Kattari et al. 2023; z.B. Lampe/Nowakowski 2021; Lowik 2023), Praktiken der Nutzung von reproduktiven

6 Spahn gibt einen detaillierten Einblick in bestehende Forschungsinteressen aus medizinischer Perspektive (2016).

Technologien wie Kryokonservierung (Armuaud et al. 2017) sowie den ungleichen Zugang dazu (Fiorilli 2019) oder auch das Fehlen von trans* spezifischen Gesundheitsbedarfen in der LGBTIQ*-Bewegung (Nixon 2013). Bedeutsam sind in diesem Forschungsbereich sowohl politische wie auch medizinische Stellungnahmen, die insgesamt für eine Verbesserung in der Gesundheitsversorgung bezogen auf die (reproduktive) Gesundheit von trans* Personen plädieren, welches unter anderem die Übernahme von Kinderwunschbehandlungen durch Krankenkassen und die Sensibilisierung von Fachkräften umfasst (Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022).⁷ Jene Forderungen sind vor dem Hintergrund einzuordnen, dass im Gesundheitssystem nach wie vor Bestimmungen und Regularien vorherrschen, die von einem binären Geschlechtersystem ausgehen und ein pathologisierendes Verständnis von Trans*geschlechtlichkeit zeichnen, wodurch das Gesundheitswesen für viele trans* Personen nach wie vor ein Diskriminierungsort ist (Lampalzer et al. 2019; LesMigraS 2012; Rewald 2018: 9f.; Timmermanns et al. 2021).⁸ Forschungen setzen vor diesem Hintergrund unterschiedliche Gesundheitsdimensionen, wie reproduktive und sexuelle Gesundheit (Riggs et al. 2023) und die mentale Gesundheit von trans* Eltern (Charter et al. 2022) in Relation zu allgemeinen Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen (Carone et al. 2021). Charter et al. arbeiten beispielsweise diesbezüglich heraus, wie geschlechtsaffirmierende Behandlungen sowie soziale und familiäre Unterstützungsangebote von Fachkräften, die spezialisiert sind auf trans* Gesundheit, einen positiven Effekt auf das gesundheitliche Wohlbefinden von trans* Eltern haben (Charter et al. 2022). Bislang wenig von Wissenschaftler_innen erforscht sind Praktiken und Bedarfe in Hinblick auf Verhütung (siehe dazu Cipres et al. 2017) und unintendierte Schwangerschaften (vgl. Lowik et al. 2023) sowie bezüglich der Nutzung von Reproduktionstechnologien durch trans* Personen (vgl. Leibetseder/Griffin 2020 und Sängler et al. 2023).

Wessen Erfahrungen und Perspektiven im Rahmen des sich erweiternden Forschungsfelds zu trans* Elternschaft bislang schwerpunktmäßig betrachtet werden und wessen dagegen eher außen vor bleiben, ist eine wichtige Frage,

7 Siehe hierzu insbesondere auch die aktuellen Versorgungsempfehlungen (Standards of Care) der World Professional Association for Transgender Health (Coleman et al. 2022) sowie kommentierend dazu, Wilken (2022).

8 Zur medizinischen Gesundheitsversorgung als Diskriminierungsbereich für trans* Personen im EU-weiten Vergleich siehe Adams/Ganesan (2023).

die die Auseinandersetzung mit Forschungsansätzen und -ergebnissen, sowie den daraus resultierenden Forschungsbedarfen informieren muss. So geht beispielsweise mit der oben bereits erwähnten Schwerpunktsetzung in Hinblick auf trans* Schwangerschaften einher, dass nur wenige Beiträge über leibliche Elternwerdensprozesse von zeugenden trans* Frauen bzw. trans* femininen und nichtbinären Personen existieren (Ediger et al. 2021b: 26). Wichtige Ausnahmen stellen diesbezüglich die Beiträge von micha cárdenas und Derek Siegel dar (cárdenas 2016; Siegel 2024a). Zum anderen impliziert die Schwerpunktsetzung auf trans* Schwangerschaften einen »Leiblichkeitsfokus« (Janssen 2016), der bedingt, dass nur wenig über die Erfahrungen von trans* Personen, die etwa durch Pflegschaft, Adoption oder Co-Elternschaft Eltern werden, bekannt ist und nicht-leiblichkeitszentrierte Elternschafts- und Familienformen sowie Wahlverwandtschaften in den Hintergrund geraten (vgl. dazu Haritaworn 2021).

Ferner ist die Situation von Eltern an der Schnittstelle von trans* und inter* kaum beleuchtet. Dies spiegelt die weitestgehende Lücke an Forschungen wider, die die Erfahrungen von inter* Personen ernst nehmen. In Hinblick auf Elternschaft stellen die Beiträge von Cary G. Costello in Bezug auf Fertilität und Reproduktion (Costello 2011, 2014), Büchler und Cottier hinsichtlich rechtlicher Elternschaft (Büchler/Cottier 2020), sowie Stritzke und Scaramuzza zum Thema Schwangerschaft (Stritzke/Scaramuzza 2016) Ausnahmen dar, die die Erfahrungen von inter* Personen explizit berücksichtigen bzw. von trans* und inter* Personen differenziert betrachten.

Grundsätzlich spiegelt der hier betrachtete Forschungsstand zu trans* Elternschaft weitestgehend die Erfahrungen weißer, physisch und psychisch nicht als beeinträchtigt markierter und sozioökonomisch privilegierter Personen aus der Mittelschicht mit hohem Bildungsstand und mit sicherem Aufenthaltsstatus wider. Das bedeutet, dass empirische Ergebnisse die heterogenen Lebensrealitäten und Bedarfe von trans* Eltern nur eingeschränkt abbilden. Wichtige Ausnahmen stellen diesbezüglich beispielsweise die Arbeiten von cárdenas und Siegel dar, die jeweils unterschiedliche Aspekte hinsichtlich Elternschaft mit Fokus auf trans* Frauen of Color aufgreifen, die Arbeiten von Karsay, die Aspekte zu Staatsangehörigkeit und Bewegungsfreiheit für trans* Eltern fokussieren, sowie die Beiträge von Richarz, Haritaworn und Mazzaferro, die jeweils unterschiedliche Aspekte hinsichtlich der Lebensrealitäten von trans* Eltern aus einer intersektionalen Perspektive betrachten (Haritaworn 2021; Mazzaferro 2023; Richarz 2022). Neben diesen Beiträgen fehlen weitestgehend Forschungen, die die Lebenserfahrungen an den

Schnittstellen von trans* Elternschaft und Be_hinderung, Rassismus, Klasse, Flucht und Migration sowie von mehrgewichtigen Personen⁹ beleuchten.

Auf die Notwendigkeit intersektionaler Perspektiven verweisen demgegenüber Ansätze, die Diskriminierungs- und Marginalisierungserfahrungen bezogen auf trans* Elternschaft aus einer Perspektive der ›reproduktiven Gerechtigkeit‹ betrachten. Beiträge stammen dabei insbesondere aus dem internationalen europäischen und nordamerikanischen Kontext (Fiorilli 2019; Honkasalo 2018; Nixon 2013; O'Connor 2019; Silver 2020; Smietana et al. 2018), lassen sich jedoch auch im deutschsprachigen Raum zunehmend in den letzten Jahren verzeichnen (Ediger et al. 2021b; Kitchen Politics 2021b; Mazzaferro 2023; Nieder et al. 2022; Richarz 2022; Stoll 2021a, 2021b).¹⁰ Das durch feministische Wissenschaftler_innen und Aktivist_innen of Color entwickelte Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit (Reproductive Justice) vermittelt ein Verständnis des Rechts auf reproduktive, sexuelle und körperliche Selbstbestimmung, das mit einem Framework sozialer Gerechtigkeit einhergeht (Ross 2017). Durch die Kritiken von Schwarzen Frauen und queeren Personen of Color, die das Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit begründet haben, wurde die Reduzierung des Kampfs um reproduktive Rechte auf formale Rechtsfragen rund um den Schwangerschaftsabbruch, bzw. dem Recht keine Kinder zu haben, problematisiert. Demgegenüber wurden die alltäglichen Erfahrungen von Gewalt und Diskriminierung, der ungleiche Zugang zu Gesundheitsversorgung und die Einschränkung selbstbestimmter reproduktiver Praktiken, die marginalisierte Communities erfahren, in den Fokus gerückt (Kitchen Politics 2021a: 9). Damit einhergehend sind Kritiken an eugenischen Denkweisen und Praktiken verbunden, von denen insbesondere Schwarze Frauen, People of Color und Menschen mit Be_hinderungen betroffen sind.¹¹ Reproduktive Gerechtigkeitsperspektiven erweiterten entsprechend den

-
- 9 Eine Ausnahme stellt diesbezüglich der Beitrag von Carey Jean Sojka und Shanell Sanchez (2019) dar.
 - 10 Beispiele journalistischer Beiträge zu trans* reproduktiver Gerechtigkeit sind von Owusu (2019), dem National Women's Law Center (2015) sowie aus dem Bereich der politischen Bildung vom Gunda-Werner-Institut (2023).
 - 11 Zur Kritik an eugenischen Politiken und Denkweisen aus reproduktiver Gerechtigkeitsperspektive siehe Roberts (1997) und Ross (2023) sowie speziell bezogen auf die rechtlich erzwungene Sterilisierung von trans* Personen Lowik (2018), Honkasalo (2020) und Parker et al. (2023). Zu medizinischen Praktiken der Verhinderung der Reproduktion von trans* Menschen auch abseits von einer Gesetzgebung, die Sterilisationen vorsieht, siehe Toze (2018).

engen Fokus auf den Zugang zu Verhütungsmitteln und Schwangerschaftsabbrüchen, die insbesondere von *weißen* Mittelklasse-Bewegungen zentriert wurden und schließen das Recht von Menschen ein, Kinder bekommen zu können und frei von wirtschaftlicher und staatlicher Gewalt aufzuziehen (Kitchen Politics 2021b; Price 2020). Dadurch werden Fragen zu Reproduktivität und Elternwerden mit Kämpfen gegen Armut, Rassismus, Sexismus, Ableismus und weitere Formen von Gewalt verknüpft (Smietana et al. 2018). Jene Forschungen, die trans* Elternschaft aus einer reproduktiven Gerechtigkeitsperspektive aufgreifen, zeigen auf, dass beispielsweise fertilitätsbezogene (Mazzaferro 2023) oder rechtliche (Nixon 2013; Siegel 2024b) Handlungsräume intersektional durch finanzielle, medizinische und rechtliche Barrieren sowie institutionalisierte Formen von Sexismus, Rassismus und Ableismus eingeschränkt werden.

Ebenso wie aus dem in 2.1 skizzierten breiteren Feld zur Erforschung von queeren Elternschaften und Familien, ergeben sich auch aus dem sich aktuell erweiternden Forschungsstrang zu trans* Elternschaften wichtige Inspirationen und Implikationen für die vorliegende Arbeit. Dabei verstehe ich, wie bereits zu Beginn des Kapitels angedeutet, die Forschung zu trans* Elternschaften nicht im Sinne eines gänzlich neu zu bestimmenden Forschungsfeldes oder in einem *Gegensatz* zu den im breiteren Forschungsfeld zu queeren Familien entstandenen Ansätzen und Perspektiven, sondern als eine wichtige Erweiterung dieses Forschungsbereichs. Wie ich ausführlicher in Kapitel 4.1.2 ausführe, ist damit der Anspruch verbunden, den Forschungsstand zu queeren Realitäten zu Elternschaft und Familie um die Erfahrungen, Perspektiven und Strategien hinsichtlich trans* Elternschaft zu erweitern, diese gleichzeitig aber nicht (erneut) zu verbesondern oder als etwas *anderes* zu behandeln.¹² Dies begründet sich erstens aus der empirischen Tatsache heraus, dass es sich bei trans* Elternschaft nicht um ein *anderes* Phänomen handelt, das nicht unter dem Schlagwort ›Queer Family‹ oder ›Regenbogenfamilien‹ in den Fokus gerückt werden kann. So können trans* Personen schwul, lesbisch oder bisexuell sein, Solo- oder Mehrelternschaften bilden, auf reproduktive Technologien oder auf ihre eigenen reproduktiven Möglichkeiten zurückgreifen und ebenso

12 Teschlade et al. formulieren auf ähnliche Weise eine Kritik an der Verbesonderung von Regenbogenfamilien, die gegenüber cis und hetero Familien als ›Andere‹ markiert werden (2020: 9).

wie queere cis Eltern, von Armut, Rassismus und/oder von Ableismus betroffen sein (vgl. Ammann 2024).¹³

Nichtsdestotrotz ist die bewusste Zentrierung der Erfahrungen von trans* und nichtbinären werdenden Eltern von Bedeutung, um den in 2.1 herausgestellten Desiderata zu begegnen und die bislang nur marginal betrachteten Erfahrungen und Lebensbedingungen von (werdenden) trans* Eltern und Familien konsequent ernst zu nehmen. Dies ist nicht zuletzt deswegen relevant, da werdende trans* und nichtbinäre Eltern spezifischen Hürden begegnen und daran anschließend auch spezifische Strategien entwickeln (müssen), um diese zu navigieren. Ferner gehe ich davon aus, dass die fehlende Thematisierung von trans* und nichtbinären Perspektiven hinsichtlich Elternschaft und Elternwerden nicht nur zu empirischen Leerstellen bezogen auf spezifische Erfahrungen und Strategien führt, sondern auch dazu, Repronormativität und dessen Wirkweise nicht umfassend analysieren zu können. Die empirische Erkundung der Erfahrungen von werdenden trans* Eltern, einschließlich der stets intersektionalen Dimensionen von Cisnormativität, verstehe ich demnach als unerlässliche Erweiterung sozialwissenschaftlicher und queer-theoretischer Debatten zu Elternschaft und Familie.

Um den hier herausgearbeiteten Leerstellen zu begegnen und diese in ihrer Komplexität zu erfassen, nehme ich *unterschiedliche* Prozesse des Elternwerdens (und -seins)¹⁴ in den Blick. Damit zielt diese Forschung darauf, gegenüber dem bislang vertretenen Schwerpunkt auf Schwangerschaft und leibliche Formen des Elternwerdens, auch Erfahrungen zu Adoptiv- und Pflegeelternschaft sichtbar zu machen. Damit gehe ich davon aus, dass die

13 Daran schließt das in dieser Forschung verwendete ›breite‹ Verständnis von trans* an, das die Erfahrungen von Subjekten zwar durch jene Kategorie fokussiert, dabei aber berücksichtigt, dass diese multiple weitere Identitätspositionen und Situiertheiten einnehmen (vgl. Hafford-Letchfield et al. 2019).

14 Im Prozess des theoretischen Samplings (siehe 5.3.4) habe ich meine Analyseperspektive punktuell dahingehend erweitert, auch Aspekte bezüglich des Elternseins in die Analyse von Prozessen des Elternwerdens zu inkludieren. Wesentlicher Aspekt dabei ist, dass Aspekte, die sich im Material übers Elternsein gezeigt haben, ebenfalls in Relation mit Prozessen des Elternwerdens gebracht werden können und die Analyse auf wichtige Weise erweitern. Ebenfalls haben Ergebnisse zu Prozessen des Elternwerdens Implikationen aufs Elternsein. Die vielfach im Text gesetzte Klammer zu ›(werdenden) Eltern‹ bezieht sich auf diesen Aspekt. Ich gehe auf diesen Schritt des theoretischen Samplings in Kapitel fünf nochmals ein.

gesellschaftlichen Machtverhältnisse, die Elternwerdensprozesse mit-bedingen, insbesondere dadurch sichtbar gemacht werden können, wenn Facetten unterschiedlicher Elternwerdensprozesse betrachtet werden; nicht zuletzt auch, weil die gesellschaftlichen Hierarchisierungen, die unterschiedliche Weisen des Elternwerdens und -seins bewerten und einordnen, dadurch erst zum Vorschein kommen (vgl. Ammann 2024). Schließlich zielt der Ansatz, trans* und nichtbinäre Elternschaften nicht von vornherein auf bestimmte Wege des Elternwerdens zu beschränken, darauf, der Vielschichtigkeit von Menschen und deren Elternschaftskonstellationen gerecht(er) zu werden (vgl. Rewald 2019).

3. Theoretische Grundierungen

Wie in Kapitel eins einleitend skizziert, zeichnet sich das Thema trans* Elternschaft durch multiple rechtliche, medizinische und soziopolitische Verhandlungen aus. Dabei lassen sich bedeutende Veränderungen ausmachen, wie beispielsweise in der zunehmenden rechtlichen Anerkennung von trans* und nichtbinären Personen und deren Familien. Andererseits scheinen normative Anordnungen von Geschlecht eine besondere ›Hartnäckigkeit‹ zu haben, sobald es um Elternschaft geht. Mit dem Forschungsinteresse daran, wie manche Formen von Elternschaft als denk- und lebbar konfiguriert werden, während andere erschwert oder gar verhindert werden, nimmt diese Forschung Elternwerdensprozesse jenseits cisnormativer Modelle in den Blick – ein Anliegen, das eine analytische Suchbewegung erforderlich macht, welche die (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens in ihrer Komplexität einzuholen vermag.

In diesem Kapitel führe ich meine theoretische Perspektive aus. Dabei stelle ich in 3.1 zunächst Repronormativität als ein Konzept vor, das ich heranziehe, um normative Verweisungszusammenhänge zwischen Körper, Geschlecht und Elternwerden zu erforschen. Daran anschließend wende ich mich in 3.2 der neomaterialistischen Perspektivierung zu, die mein analytisches Interesse an der Komplexität und Soziomaterialität von Praktiken des Elternwerdens inspiriert. Nach einer Einbettung in die theoretische Strömung des New Materialism skizziere ich Karen Barads Perspektive des ›agentiellen Realismus‹ sowie die dafür zentrale Konzeptualisierung von ›apparatförmigen Grenzziehungspraktiken‹, die meine analytischen Suchbewegungen in dieser Forschung inspirieren. Schließlich führe ich in 3.3 die obigen Theoretisierungen in Hinblick auf mein Forschungsanliegen zusammen.

3.1 Repronormativität

Das Konzept der Repronormativität zielt darauf, Normkonstruktionen und damit einhergehende gesellschaftliche Ein- und Ausschlüsse in Hinblick auf Reproduktion und Elternschaft zu analysieren. Repronormativität schließt damit an das queertheoretische Konzept der Heteronormativität an und stellt ein machtanalytisches Tool dar, um Prozesse der Naturalisierung von Heterosexualität und binärer Zweigeschlechtlichkeit sowie deren gesellschaftliche Wirksamkeit in Hinblick auf Elternschaft, Elternwerden und Reproduktivität zu untersuchen. Mit dem Bezug zum Konzept der Heteronormativität lässt sich Repronormativität in das Feld der Queer Theory einordnen und ist zudem durch theoretische Ansätze aus dem Poststrukturalismus sowie durch feministische, rassismuskritische und intersektionale Theorien geprägt, die hegemoniale gesellschaftliche Differenz- und Normalitätsordnungen und damit verbundene Macht- und Herrschaftsverhältnisse hinterfragen und analysieren. Stritzke und Scaramuzza definieren beziehungsweise auf Nina Degeles Definition von Heteronormativität ihr Verständnis von Repronormativität als

»[...] complex reciprocity of social institutions, thought structures, modes of perception, practices, and manners of life that govern and give preference to binary gendered heterosexual procreation. It is based on the unconsciously internalized assumption that mankind [sic, J.S.] is binary gendered and may only reproduce itself through heterosexual procreative intercourse.« (Stritzke/Scaramuzza 2016: 146)

Im repronormativen Sinne wird, wie Stritzke und Scaramuzza im obigen Zitat herausstellen, die heterosexuelle und binär-geschlechtlich gedachte Fortpflanzung als selbstverständlich und ›natürlich‹ vorausgesetzt. Damit einher geht die Naturalisierung von normativen Vorstellungen von Familie und Elternschaft, die gesellschaftliche Institutionen, Denkweisen, Ordnungen und Praktiken auf tiefgreifende Weise prägen (ebd.: 143). Bezugnehmend auf Heteronormativitätsanalysen spielt für die Konzeptualisierung jener Naturalisierungsweisen das theoretische Moment der Unsichtbarmachung der heterosexuellen und zweigeschlechtlichen Norm durch die Konstruktion eines konstitutiven Außens eine zentrale Rolle (vgl. 2.1). Begehrensstrukturen, Familienkonstellationen und reproduktive Praktiken, die von der naturalisierten heterosexuellen, paarförmigen und cisgeschlechtlichen Norm abweichen,

werden als ›Andere‹ markiert, während das hetero- bzw. repronormative Modell im Sinne einer vermeintlich unanfechtbaren ›Natur‹ unmarkiert bleibt und als Norm stabilisiert wird. Ein zentrales Moment zur Herstellung repronormativer Ordnungen ist demnach die Dynamik des ›Othering‹ (Hill Collins 2009: 77–79), durch das bestimmte Individuen, Beziehungsformen, sowie Eltern- und Kinship-Konstellationen über ihre Hervorhebung und Anders-Behandlung verbesondert und damit zu ›Anderen‹ gemacht werden. Repronormative Ideale stellen dabei die unmarkierte Folie bereit, von der ausgehend Reproduktivität, Familie und Kinship gesellschaftlich gerahmt wird. Mit dem Konzept der Repronormativität kommt also in den Blick, wie ganz bestimmte reproduktive Praktiken und Modelle von Elternschaft und Familie privilegiert werden und Anerkennung finden – und andere nicht (Karaian 2013; Stoll 2021a: 151; Stritzke/Scaramuzza 2016; Weissman 2017). Im repronormativen Sinne gilt dabei das Ideal heteronormativer, genetischer Elternschaft als die »wertvollste und einzig ›natürliche‹ Form von Elternschaft« (Nieder et al. 2022: 89), welches sich etwa daran zeigt, dass Adoptionspraktiken zwar anerkannt werden, gleichzeitig die genetischen Eltern aber unter Umständen als die ›eigentlichen‹ angesehen werden (ebd.).¹ Wissenschaftler_innen haben mit Bezug auf das Konzept der Repronormativität herausgestellt, wie gesellschaftlich wirksame ›common sense‹-Framings in Bezug auf Reproduktion, Elternschaft und Familie die normative Vorstellung des sich fortpflanzenden, cis-heterosexuellen Paares und daran anschließend die Norm der heterosexuellen Kleinfamilie prägen (Love 2022: 44; Nieder et al. 2022: 89). Entsprechend scheint der Bezug auf die ›klassische‹ Konstellation der Kernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und Kind(ern) trotz gesellschaftlicher Pluralisierungen und Neuaushandlungen dessen, was Familie ist und wie Verwandtschaft hergestellt werden kann, als allgegenwärtig (vgl. Fitz-Klausner et al. 2021). Ein zentrales Moment der Naturalisierung genetischer Elternschaft ist dabei die Koppelung fortpflanzungsbezogener Aspekte an binäre Vorstellungen von Geschlecht und Elternschaft. Franke

1 Gleichzeitig ›braucht‹ Heteronormativität nicht immer genetische Elternschaft, etwa wenn in einer cis-zweigeschlechtlichen heterosexuellen Ehe der Ehepartner automatisch der rechtliche Vater eines Kindes ist, auch wenn er nicht der genetische ist. Daran zeigt sich, wie Elternschaft einerseits mit genetischer Elternschaft verkoppelt wird, andererseits aber auch im Namen der Aufrechterhaltung von Cis-Heteronormativität *entkoppelt*, wie Marlyn Strathern beispielsweise durch das Konzept der »recombinant families« konzeptualisiert (Strathern 2005: 22ff.).

und Weissman führen dies u.a. anhand ihrer kritischen Betrachtungen der »Maternalisierung« (Franke 2001: 187; Weissman 2017: 281) weiblich gelesener Subjekte aus, also der gesellschaftlichen Norm, die »Frausein« automatisch mit »Muttersein« gleichsetzt.² Dieser Gleichsetzung liegt die »normative Kopplung von spezifischen Verkörperungsweisen an spezifisch vergeschlechtlichte biologische Vorgänge und spezifische, binäre Vorstellungen von Geschlecht« zugrunde (Stoll 2021a: 151). Körperliche Aspekte, die medizinisch wie im Alltagsverständnis als zentral für die Fähigkeit, sich fortzupflanzen gelten, wie Uteri, Ovarien, Hoden sowie Ei- und Samenzellen, werden an ein binär gedachtes Geschlecht geknüpft und damit geschlechtlich kodiert (vgl. Martin 1991; Stritzke/Scaramuzza 2016). So sind Repronormativität, Cisnormativität und ein dyadisches Verständnis von Geschlecht eng miteinander verstrickt, worauf die zutiefst verbreitete Annahme, dass Frauen (und nur Frauen) gebären und zu Müttern werden und Männer (und nur Männer) zeugen und zu Vätern werden, verweist (Stritzke/Scaramuzza 2016: 143). Daran anschließend gelten normative Vorstellungen von Reproduktion als eine »letzte Bastion«, wenn es darum geht, den Unterschied »zwischen sogenannten Frauen und Männern zu biologisieren« (Baltes-Löhr 2023: 145) und damit Geschlecht als binär zu naturalisieren. Franke und Weissman stellen anschließend an die Arbeiten feministischer und heteronormativitätskritischer Theoretiker_innen die Kodierung von Biologie bzw. körperlichen Fähigkeiten als vermeintlich naturhaften »Anker« für das Geschlecht eines Menschen als eine diskursive und machtförmige Zuweisungspraxis heraus (Franke 2001; Weissman 2017). So geht Katherine Franke, die als Begründerin des Konzepts der Repronormativität zitiert wird, darauf ein, wie trotz gesellschaftlicher Pluralisierungen von Familie und zunehmender Akzeptanz von queeren Lebensweisen,

»[...] somehow reproduction continues to be regarded as more inevitable and natural than heterosexuality. That is to say, repronormativity remains in the closet even while heteronormativity has stepped more into the light of the theoretical and political day« (Franke 2001: 185).

-
- 2 Daran anschließend verstehe ich den von Alyosxa Tudor und Lann Hornscheidt entwickelten Begriff der »ReproGenderung« als den Prozess, durch den u.a. »Frausierte grundsätzlich und nahezu durchgängig als (potentielle) Mütter« konstruiert und normative Vorstellungen von Elternschaft und Verwandtschaft eingeschrieben und biologisiert werden (AG Einleitung 2011: 29–30).

Jene Naturalisierung von Vorstellungen rund um Reproduktivität haben Wissenschaftler_innen mit Bezug auf das Konzept der Repronormativität hinsichtlich cis- und dyadischer Vorstellungen von Geschlecht betont. So auch Stritzke und Scaramuzza, die auf ähnliche Weise in ihrem Text »Trans*, Intersex, and the Question of Pregnancy: Beyond Repronormative Reproduction« (2016) argumentieren, dass trotz der zunehmenden Anerkennung trans*, inter* und gendernonkonformer Lebensweisen, binäre Vorstellungen von Geschlecht renaturalisiert werden, sobald es um Fortpflanzung geht:

»While heteronormativity as an institution has been critically examined and deconstructive conceptions hold ›that the categories of sex and gender are both socially constructed and have undergone conceptual changes over time‹ (Stritzke 2013: 126), binary gendered reproduction itself continues to be regarded as ›natural.« (Ebd.: 143)

Während Heteronormativität und die soziale Konstruiertheit von Geschlecht also mitunter im Rahmen kritischer Forschungsansätze als unumstrittene Konzepte verhandelt werden, bleibt Fortpflanzung diskursiv an die heterosexuelle Familieneinheit – und damit an cis und dyadische Geschlechtervorstellungen – gebunden (vgl. auch Love 2022: 45). Franke benennt diesbezüglich Fragen zu Fortpflanzung und Reproduktion als »sticky normative Questions«, die in ihrer vermeintlichen Selbstverständlichkeit – auch im Kontext feministischer Forschung – untererforscht geblieben sind (Franke 2001: 185f.). Ähnlich formulieren Wissenschaftler_innen in Hinblick auf queere Ansätze die Kritik, dass reproduktive Körper »unweigerlich« (Janssen 2016: 145) als weiblich oder männlich gelesen werden und die Vorstellung, »dass nur Frauen Kinder gebären können, und Männer nicht« (Weber 2018: 19), reproduziert wird (siehe 2.1, vgl. auch Spade 2011). Stritzke und Scaramuzza und andere Autor_innen stellen mit dem Konzept der Repronormativität eine Analyseperspektive vor, um jene tief verankerten und scheinbar nur schwer aufzudeckenden Naturalisierungsweisen von Geschlecht, nämlich in ihrer Koppelung an normative Vorstellungen von Reproduktivität, Fortpflanzung und Körperlichkeit, zu analysieren.³ Repronormativität setzt demnach analytisch daran an, binäre Zuweisungspraktiken von Geschlecht, Körperlichkeit und Reproduktivität

3 Die Politikwissenschaftlerin Anna L. Weissman geht beispielsweise darauf ein, wie die soziale Akzeptanz, die gleichgeschlechtlichen Ehen entgegengebracht wird, nicht auf Adoptionen oder Praktiken medizinisch assistierter Reproduktion von queeren Personen überzugehen scheint und argumentiert damit für die produktive Erweiterung

und damit einhergehende Naturalisierungsweisen zu entschlüsseln und sichtbar zu machen.⁴ Repronormativität kann daran anschließend als produktive Erweiterung des Konzepts der Heteronormativität verstanden werden, um die Funktionsweise und Wirksamkeit von gesellschaftlichen Normierungen in Hinblick auf Elternschaft und Geschlecht nuanciert zu untersuchen.

Anschließend an die theoretische Konzeptualisierungsweise von Heteronormativität als intersektionale Kategorie (vgl. Mesquita 2012), ist Repronormativität dabei immer auch als interdependent zu fassen: So sind Hierarchisierungen entlang von Staatsangehörigkeit, Klasse, Rassialisierung und Able-bodiedness für die Einteilung in ›legitime‹ und nicht- oder weniger intelligible reproduktive Praktiken, Elternschaften und Familien zentral (Love 2022: 44–45; vgl. 2.1; Weissman 2017). Beispielsweise sind gesellschaftlich etablierte Vorstellungen von Schwangerschaft und Geburt in Deutschland »stark mit dem Bild einer (weißen) cis Frau als ›idealer Mutter‹ verknüpft« (Nieder et al. 2022: 95), wodurch die normative Folie, von der ausgehend Reproduktivität, Familie und Kinship gesellschaftlich gerahmt werden, weder Schwarzen Personen oder People of Color, noch migrantisierten Personen einen positiv konnotierten Platz einräumt (ebd.; vgl. Schultz 2012). Katherine Franke hält dazu erweiternd fest, dass die Norm *weißen*, heterosexuellen, als ›gesund‹ gelesenen und in der Mittelklasse verorteten reproduktiven Handelns von weiblich gelesenen Subjekten dazu dient, lesbische, Schwarze, HIV-positive, *be_hinderte* oder unfuchtbare Frauen als Abweichung von der vermeintlich natürlichen Ordnung und als Bedrohung des normativen Ideals der heteronormativen Kleinfamilie zu konstruieren (Franke 2001: 197; vgl. Weissman 2017: 280).⁵ Repronormativität zielt entsprechend – ähnlich wie das Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit (Ross 2017) – darauf, sich die gesellschaftlichen Bedin-

des Heteronormativitätsbegriffs mit dem Konzept der Repronormativität (Weissman 2017: 277).

- 4 So greifen Wissenschaftler_innen wie Stritzke und Scaramuzza, Karaian, Weber und Nieder et al. auf das Konzept der Repronormativität zurück, um die Normierung und den Ausschluss von trans* (Karaian 2013; Love 2022; Nieder et al. 2022; Stritzke/Scaramuzza 2016) und inter* (Stritzke/Scaramuzza 2016) Personen bzw. Elternschaften nachzugehen.
- 5 Jene Formen der Hierarchisierung haben insbesondere Wissenschaftler_innen an der Schnittstelle von Rassismus und Heteronormativität herausgearbeitet und als komplexe und intersektionale Formen der Regulierung analysiert (vgl. z.B. Hill Collins 2009). Zum deutschen Forschungskontext siehe insbesondere Perspektiven aus dem Feld der kritischen Migrations- und Demografieforschung, z.B. Schultz (2012, 2022).

gungen zu vergegenwärtigen, durch die bestimmte reproduktive Praktiken, Formen von Elternschaft und Familienbildungsprozesse legitimiert oder gefördert werden, während andere unter Druck gesetzt oder gehindert werden, beispielsweise indem sie ins Visier staatlicher Sanktionen geraten oder sich als Familie beweisen müssen (Nieder et al. 2022: 95). Um die ermöglichenden wie auch verunmöglichenden Bedingungen von trans* Elternschaften nicht im Sinne vereinfachender Generalisierungen oder einer eindimensionalen Analyse zu bearbeiten, ist es demnach wichtig, (unmarkierte) Normkonstruktionen zu denaturalisieren und diese in ihren intersektionalen Verschränkungen auszubuchstabieren (Love 2022: 47). Das heißt beispielsweise heteropatriarchale, rassistisch-eugenische, klassistische und ableistische Logiken in ihrer Verschränktheit mit cisnormativen, binärgeschlechtlichen Logiken zu untersuchen, aber auch vereinfachende Grenzziehungen zwischen ›der Norm‹ und einem vermeintlich eindeutigen ›Außen‹ zu umgehen. Denn: Bei der Analyse komplexer gesellschaftlicher Prozesse, wie der Anerkennung von diversen Elternschaften oder der Retraditionalisierung von Familie, bergen solche Vereinfachungen das Risiko, die Komplexität von gesellschaftlichen Phänomenen und Lebensrealitäten zu simplifizieren.⁶ Vor diesem Hintergrund nehme ich auf theoretische Konzeptualisierungen von flexiblen Normalisierungsprozessen Bezug, die in Kontinuität zu Foucault (2006) die Flexibilität und Ambivalenz von Ein- und Ausschlüssen an der Schnittstelle von Elternschaft, Familie, Heteronormativität und Geschlecht herausstellen (vgl. Engel 2002; Mesquita 2011, 2012; Nay 2017). So stellt Mesquita u.a. bezugnehmend auf Engel heraus,

»dass Heteronormativität eben nicht (mehr) ausschließlich entlang binärer Ausschlussmechanismen und universeller Geltungsansprüche operiert. Im Gegenteil: Während Normalisierungsmechanismen durchaus ausschließende Effekte haben können, kann Heteronormativität auch einschließend – im Sinne von normalisierend – wirken.« (Mesquita 2012: 51–52)

Als Tool zur Analyse von (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens jenseits von Cisnormativität geht es mir mit dem Bezug auf die Gleichzeitig-

6 Stritzke und Scaramuzza (2016) etwa sprechen in Bezug auf Schwangerschaften von »nicht-normativen« Varianten und »nicht-repronormativen Menschen« (S. 150, Übers. J.S.). Dies suggeriert beispielsweise eine klare Gegensatzbildung zwischen Norm und Nicht-Norm. Demgegenüber geht es mir in der vorliegenden Arbeit darum, ein komplexeres (und relationales) Verständnis von Normativität zu betonen (vgl. Mesquita 2012).

keit aus- und einschließender Effekte darum, Ambivalenzen der Verfestigung und Destabilisierung heteronormativer und intersektionaler Machtverhältnisse zu untersuchen und Repronormativität um den Aspekt der Normalisierung zu schärfen bzw. zu erweitern.⁷ Dies bedeutet, Repronormativität und damit einhergehende Ein- und Ausschlüsse gerade nicht als rigide Norm, sondern im Sinne flexibler und ambivalenter Dynamiken zu konzeptualisieren (vgl. Mesquita 2011, 2012). Mit diesem Verständnis wird ermöglicht, differenzierte Analysen von Überschneidungen und Querverbindungen, aber auch von unterschiedlichen Facetten von Normativität und Normalisierung rund um Elternschaft, Reproduktion und Familie zu entwickeln.

3.2 Zur neomaterialistischen Perspektivierung und dem Apparatbegriff Barads

Der New Materialism bezeichnet eine heterogene theoretische Strömung, die Materialität und die Konstituierung von Wirklichkeit neu zu verorten sucht. Theoretiker_innen, die sich dem New Materialism zuordnen, beziehen sich in einer anerkennenden sowie auch kritischen Auseinandersetzung auf post-strukturalistische, konstruktivistische und dekonstruktivistische Ansätze, die eine wichtige Grundlage bilden, um deterministische, essentialistische und binäre Denk- und Analyserahmen zu durchbrechen. Die kritische Weiterentwicklung obengenannter Ansätze bezieht sich darauf, soziale und diskursive Phänomene in ihrer Verstrickung mit materiellen Gegebenheiten zu theoretisieren, was vielfach, so die Kritik, untertheoretisiert sei (Alaimo/Hekman 2008; Coole/Frost 2010a; Lykke 2010). Fundamental dabei ist der Impuls, über anthropozentristische, also mensch-zentrierte Denkweisen hinauszugehen und menschliche Akteur_innen, sowie ihr Handeln in ihrem ›Entanglement‹ mit vielfältigen Umwelten – und eben auch Materialität – zu konzeptualisieren. ›Neu‹ ist beim neuen Materialismus dabei nicht die Frage der Materialität an sich, sondern vielmehr ist damit eine Verortung als theoretische Strömung

7 Anhand von Beschränkungen zur Inanspruchnahme von reproduktionsmedizinischen Maßnahmen kann die Notwendigkeit eines solchen differenzierten Ansatzes veranschaulicht werden: So gelten manche Zugangsbeschränkungen zum einen für trans* und queere Paare, andererseits aber auch für manche cis heterosexuelle Paare. So müssen bestimmte medizinische Diagnosen nachgewiesen werden und der Anspruch ist zumeist an Ehe und an Alter gekoppelt (Ediger et al. 2021b; Weissman 2017: 287).

gemeint. Verbunden mit dem ›material turn‹, geht es in neomaterialistischen Ansätzen also darum, im Lichte des Poststrukturalismus Materialität zu redefinieren. Zentral dabei ist das Vorhaben, Wirkungsweisen von Macht zu theoretisieren, ohne dabei die Materialität von Materie aus dem Blick zu verlieren. Die Verortung als theoretische Strömung liegt demnach darin begründet, sich von einem linguistischen Paradigma des Poststrukturalismus abzugrenzen. Dies wird aus einer Kritik an humanistischen Traditionen und deren Dualismen reproduzierende Denkweisen begründet: Natur-Kultur, Sozialität-Materialität, Subjekt und Objekt stellen Binarismen dar, die vielfach Macht- und Herrschaftsverhältnisse in der Gesellschaft strukturieren und legitimieren. Zu Ende gedacht, stellt die Vorstellung von passiver Materie auf der einen und aktiver Sozialität (oder sozialer Einschreibung) auf der anderen Seite ebenso einen fundamentalen Dualismus dar, der westliche, humanistische Denkweisen zutiefst prägt. Neomaterialistische Ansätze streben demgegenüber an, aufzuzeigen, wie jene als binär gedachten Entitäten bereits immer schon aufeinander verweisen, miteinander verflochten sind und wichtigerweise auch anders gedacht werden können. Ansätzen, die unter dem Stichwort des New Materialism verortet werden, geht es darum, das Denken in dualistischen Strukturen mit der Konzeptualisierung von ›soziomateriellen‹ oder ›natürlichkulturellen‹ Verstrickungen zu ersetzen (Dolphijn/van der Tuin 2012; Haraway 2008; Haraway 2016). Einen wichtigen Beitrag zu dieser theoretischen Arbeit an der Infragestellung von Dualismen haben feministische Wissenschaftler_innen geleistet, die insbesondere in der Theoretisierung von Körperlichkeit Beziehungen zwischen Körpern und Macht herausgearbeitet und Konzeptualisierungen des Subjekts als ›embodied‹ und ›embedded‹, also verkörpert und verortet, vorangetrieben haben (Braidotti 2011).⁸

Das Werk Karen Barads stellt in diesem Zusammenhang disziplinenübergreifend einen wichtigen Bezug für die Theoretisierung der Relationalität sozialer und materieller, darunter auch körperlicher Phänomene dar. Barads theoretisches Framework des ›Agential Realism‹ bildet dabei einen wichtigen Bestandteil der Akzentverschiebung von epistemologischen zu ontologischen

8 (Queer-)Feministische Theoretiker_innen stellen daran anschließend Theoretisierungen von »embeddedness and embodiedness« (Braidotti in Dolphijn/van der Tuin 2012) nicht zuletzt in Hinblick auf das Ziel heraus, zur Bildung »situierter Epistemologien« (Haraway 1991b) beizutragen, Alternativen zu denken, Wissen zu rekonfigurieren und nicht zuletzt zu Veränderung beizutragen.

Fragen und folgt zugleich einem explizit macht- und queertheoretisch inspirierten Interesse. Barad greift dabei auf die Arbeiten von Nils Bohr, Emmanuel Levinas, Michel Foucault und Judith Butler zurück, um diese einer »diffraktiven« (Barad 2007: 29) Lektüre zu unterziehen. Dabei bezieht sich Barad auf den Apparatbegriff Bohrs, um diesen zu erweitern. Bohr gründet sein Konzept des Apparats auf ein Verständnis des Phänomens, welches explizit nicht nur den Gegenstand der jeweiligen Untersuchung umfasst, sondern die messenden Agentien in ihrer Untrennbarkeit mit dem Gegenstand mitdenkt (Barad 2012a: 19). Gegenüber Bohr, der in Barads Lesart Apparate mehr oder weniger als abgeschlossene Laboreinrichtungen fasst, geht Barad über die von Bohr betrachtete Quantenebene hinaus, um ein Verständnis der (alltäglichen) Welt zu entwickeln, das immer zugleich physisch und soziokulturell kontextabhängig ist. »Gegenstände« sind demnach immer auch Teil des »Kontextes«, was immer auch das Handeln der Beobachtenden bzw. Forschenden sowie multiple weitere Elemente bei der Produktion von Welt beinhaltet. Daran anschließend stellen Apparate mit Barad erweiterbare Praktiken dar, die das Reale erst hervorbringen, wobei die Grenzen des Apparats »keineswegs eindeutig und fest umrissen« sind (Hoppe/Lemke 2015: 265). Barad bekommt dadurch die konstitutive Verwobenheit von Erkenntnispraktiken und Materialisierungen in den Blick.

Für die Konzeptualisierung des Apparats als machttheoretisches Werkzeug stellt Barad die Frage nach den »boundary-drawing practices« (Barad 2007: 115ff.), also den grenzziehenden Praktiken, die Entitäten und deren Relationen zueinander innerhalb eines spezifischen Phänomens erst hervorbringen, anstatt von vorgängig existierenden Entitäten auszugehen (vgl. Meißner 2017: 5). Mit diesem Verständnis stellen Phänomene nicht nur die erkenntnistheoretische Unzertrennlichkeit von Beobachtendem und Beobachtetem dar; »vielmehr sind Phänomene die ontologische Unzertrennlichkeit/Verschränkung intraagierender »Agentien« (agencies)« (Barad 2012a: 19 Hervorh. i. Orig.). Barads Verständnis des Phänomens ist deswegen zentral, da es den Blick auf fundamentale ontologische Entitäten mit festen Grenzen und Eigenschaften erweitert und stattdessen ermöglicht, dynamische »entanglements« (Barad 2003b: 818) anstelle von »Dingen« oder Erkenntnissubjekten als primären Untersuchungsgegenstand zu definieren (vgl. Hoppe/Lemke 2015: 263). Welche Entitäten und Körper wie bzw. durch welche Grenzziehungspraktiken hervorgebracht werden, stellt auch für meine analytische Perspektive einen bedeutenden Schlüssel dar, um Macht auf eine Weise zu untersuchen, die an neuen Untersuchungsfragen und rekonfigurierten Verantwortungsdi-

mensionen interessiert ist (ebd.; Völker 2022). Bezugnehmend auf Foucaults Verständnis des Dispositifs, welches im Englischen als ›apparatus‹ übersetzt wird, geht es Barad um eine prozessuale Weise der Organisation von Macht, die die Heterogenität multipler materieller und nicht-materieller Elemente umfasst.⁹ Barad hebt dabei mit Bezug auf Foucault hervor, dass das, was das Dispositif bzw. die Macht ausmacht, das System oder Netzwerk ist, das jene multiplen Elemente miteinander verbindet, sie voneinander trennt und die Verteilung von Macht und Wissen bestimmt.¹⁰ Barad fasst gemäß jener posthumanistischen Lesart den Begriff des Apparats als eine materiell-diskursive Praxis und ein dynamisches Entanglement, das Ein- und Ausschlüsse vollzieht:

»[A]pparatuses are the material conditions of possibility and impossibility of mattering; they enact what matters and what is excluded from mattering.«
(Barad 2007: 148)

In Barads machttheoretisch inspiriertem Begriff des Apparats ist dabei das Konzept der ›Intraaktion‹ inhärent: Im Gegensatz zur *Interaktion*, die die vorgängige Existenz unabhängiger Entitäten oder Relata voraussetzt, stellt der Begriff der Intraaktion eine tiefgründige begriffliche Verschiebung dar (Barad 2012a: 19). Anstatt von der Verwobenheit vorgängig existierender, unterschiedlicher Entitäten auszugehen, fragt Barad vielmehr nach den Relationen, die diese als getrennt voneinander konstruieren. Barad konzeptualisiert dabei »boundary-drawing practices« (Barad 2007: 140), durch die sich Prozesse der Materialisierung (erst) vollziehen und – auf machtvollen Weise – bestimmen, »how and what matter comes to matter« (Nikolić 2018).

Dabei ist die Konzeptualisierung des intraaktiven ›agentiellen Schnitts‹ (Barad 2012a: 34) entscheidend für Barads Verständnis der Hervorbringung von Entitäten, die hierdurch Grenzen, Eigenschaften und Bedeutung erhalten.

9 In seiner Definition des Dispositifs fasst Foucault diesen als »thoroughly heterogeneous ensemble consisting of discourses, institutions, architectural forms, regulatory decisions, laws, administrative measures, scientific statements, philosophical, moral and philanthropic propositions – in short, the said as much as the unsaid. Such are the elements of the apparatus. The apparatus itself is the system of relations that can be established between these elements« (Foucault 1980: 194).

10 Ähnlich liest Gilles Deleuze Foucaults dispositif/apparatus als etwas, das sich aus »multilinearen Ensembles« konstituiert (Deleuze 1992: 159).

Dies heißt, dass auch Grenzen zwischen Menschen und Nicht-Menschen, zwischen Kultur und Natur, sowie auch beispielsweise zwischen der Wissenschaft und dem Gesellschaftlichen erst durch intraaktive Praktiken hervorgebracht werden (ebd.: 21). Mit Barad formuliert, werden jene Grenzen und Entitäten durch »komplexe Handlungsintraaktionen mehrerer materiell-diskursiver Praktiken oder Apparate der Produktion von Körpern hervorgebracht« (ebd.: 20–21). Barads Verständnis »materiell-diskursiver Praktiken« (ebd.: 32) gründet dabei auf das Foucault'sche Konzept diskursiver Praktiken, welches einer kritischen Revision unterzogen wird. Dabei hebt Barad die Bedeutung eines Foucault'schen relationalen und produktiven Machtverständnisses hervor (Barad 2003b: 819). Den damit eng verbundenen Diskursbegriff Foucaults erweitert Barad dahingehend, das konkrete Verhältnis von diskursiven Praktiken und materiellen Phänomenen zu explizieren und die Produktivität der Macht explizit(er) auf Materialität zu beziehen (Barad 2007: 200). Barad kritisiert, dass die Produktivität der Macht letztendlich im Foucault'schen Sinne, einschließlich in den einschlägigen Rezeptionen Foucaults (siehe z.B. Butler 1997a), auf das Soziale reduziert wird. Demgegenüber zielt Barads theoretische Weiterentwicklung darauf, über ein Verständnis von Materie hinauszugehen, das dieses als passiv voraussetzt. So werden Barad zufolge in den Arbeiten Foucaults oder Butlers durch das darin inhärente Verständnis, dass Diskurse sich in erster Linie auf Materie einschreiben, letztendlich die Grenzen zwischen Natur und Kultur als dauerhaft und stabil vorausgesetzt. Hierdurch, so Barad, können die komplexen Beziehungen, die jene Dichotomien überhaupt erst hervorbringen, nicht in den Blick geraten (Barad 2003b: 819).¹¹ Damit lässt Barad »die humanistische Prämisse und die Beschränkung der Analyse auf den Bereich des Sozialen hinter sich« (Hoppe/Lemke 2015: 264) und theoretisiert, wie nicht nur soziale, sondern auch materielle Gegebenheiten hervorgebracht werden. Barads Konzeptionalisierung verbindet dabei das Diskursive und das Materielle auf eine Weise, die keines von beiden privilegiert. Materie verweist in intraaktiver Perspektive weniger auf eine feste Substanz oder stabile Realität, sondern vielmehr auf eine fluide, kontingente Basis, die dauernd (re-)konfiguriert wird.

Ausgehend von meinem Interesse an der Erkundung von Praktiken des Elternwerdens von trans* und nichtbinären Personen, verstehe ich anknüpfend an Hannah Meißner das theoretische Potenzial von Barads Perspektive darin,

11 Für eine kritische Auseinandersetzung zu Barads Kritik an Butler siehe Gregor (2020).

dass Binaritäten »nicht einfach für ungültig oder überwunden erklärt« werden, sondern stattdessen die Frage »nach den spezifischen Modalitäten und Effekten von Grenzziehung«, die Dichotomien überhaupt erst hervorbringen, gestellt wird (Meißner 2017: 8).¹² Die explizite Thematisierung des Begriffs des Körpers stellt dabei einen wichtigen Bestandteil von Barads agentiellem Realismus dar, der auch für meine theoretische Perspektive zentral ist: So werden Grenzen innerhalb und zwischen Körpern erst durch agentielle Schnitte hervorgebracht, also dadurch, dass spezifische Demarkationslinien gezogen werden, die Körper (und andere Entitäten) als getrennt hervorbringen. In anderen Worten geben die agentiellen Schnitte Körpern erst ihre Gestalt – bedingen darüber hinaus aber auch ihre Transformation; ein Aspekt, der unter anderem für die Theoretisierung von Körperlichkeit in den Trans Studies herangezogen wird (Garner 2014: 31; vgl. Goetzke 2022). Apparate der Produktion von Körpern können also im Sinne einer Praxis verstanden werden, durch die beispielsweise das Politische, das Biologische, das Ökonomische und das Technologische ineinander übergehen und *dadurch* spezifisch rekonfigurierte Körper hervorbringen. Barad fasst daran anschließend mit Bezug auf Donna Haraway die Welt als einen »dynamische[n] Prozeß von Intraaktivität und Materialisierung, durch die [die] Inkraftsetzung bestimmter kausaler Strukturen mit bestimmten Grenzen, Eigenschaften, Bedeutungen und Muster von Markierungen auf Körpern [vollzogen wird]« (Barad 2012a: 21; vgl. Haraway 1994). Körperliche Materialität stellt mit Barad anstelle von einem stabilen oder schlicht »gegebenen« Endprodukt vielmehr einen Prozess dar, der mit apparatförmigen, grenzziehenden materiell-diskursiven Praktiken verstrickt ist und durch den sie erst Bedeutung erlangt (Barla 2013).

»Statt die Idee einer ›Materialität an sich‹ (Bennett 2004) zu verfolgen, wird hier ein Produktionsprozess fokussiert, der von anderen Körpern abhängig ist und sich in situierbaren und analytisch rekonstruierbaren Verbindungen mit anderen Körpern materialisiert.« (Hoppe/Lemke 2015: 274)

Wie Hoppe und Lemke auf den Punkt bringen, liegt ein – auch für meine Lesart – entscheidendes Potenzial von Barads Konzeptualisierung von Körperlichkeit bzw. Apparaten der Produktion von Körpern in der relationalen Analytik menschlicher (und nicht-menschlicher) Entitäten, um so »die

12 Dies stellt für Barad und auch in der Rezeption Meißners eine analytische, zugleich aber auch politische und ethische Frage dar (Meißner 2017: 8).

Kategorien von Subjektivität, Handlungsfähigkeit und Kausalität neu zu konzeptualisieren« (ebd.). So formuliert Barad ein Verständnis von ›Agency‹, das die Prozesshaftigkeit und Relationalität dieser berücksichtigt:

»This dynamism is agency. Agency is not an attribute but the ongoing reconfigurings of the world.« (Barad 2003b: 818)

Entsprechend versteht Barad im herkömmlichen Sinne verstandene Entitäten – darunter auch Materie, materielle Körper und körperliche Prozesse – im Sinne einer Tätigkeit, die sich stets im intraaktiven Werden befindet, beziehungsweise in anderen Worten, als eine »Gerinnung von Tätigsein« (Barad 2012a: 40). Barad greift dabei Butlers Performativitätstheorie kritisch auf und konzipiert anstelle einer iterativen Zitation (Butler 1997b), eine intraaktive Relation (Barad 2003b, 2012a: 98). Barad betont damit, dass Handlungsmacht sich niemals nur auf Resignifikationspraktiken beschränkt, sondern vielmehr ein »enactment of iterative changes to particular practices through the dynamics of intraactivity« (Barad 2003b: 827) umfasst. ›Agency‹ stellt damit weniger eine attributive Eigenschaft von einzelnen Akteur_innen, sondern vielmehr einen Prozess, in den auch Dinge (wie bspw. Technologien oder Medien) involviert sind, also etwas *Verteiltes* dar.

Der analytische Vorzug einer solchen »intraaktiven Wende« (Hoppe/Lemke 2015: 264) liegt Barad zufolge darin, Transformationsprozesse analytisch einzuholen, ohne diese beispielsweise allein in Irritationen der Zitation von Normen zu begründen, sondern in ihrer komplexen Soziomaterialität zu fassen. Damit schließt Barads theoretisches Werk an die Frage nach anderen Zukünften und an das vielfach in unterschiedlichen neomaterialistischen und queertheoretischen Ansätzen verwendete Konzept des ›becoming‹ an. Becoming verweist mit Barad gedacht auf einen fortlaufenden, relationalen Prozess der Rekonfiguration, der multiple Möglichkeiten von Werdensprozessen umfasst:

»No matter what happens there are possibilities for becoming through different reconfigurings of what is yet to unfold.« (vgl. Barad 2007: 182; Cassar 2017)

Jene Logik des Werdens haben insbesondere (queer)feministische Theoretiker_innen und Wissenschaftler_innen aus den Feldern der Queer und Trans Studies produktiv gemacht, um vereinfachenden Essentialismen Analysen

entgegenzusetzen, die Hybriditäten und veränderliche Vergeschlechtlichungs- und Verkörperungsweisen aufzeigen (siehe z.B. Braidotti 2013; Preciado 2016; Stryker et al. 2008). Diese eröffnen Möglichkeiten (körperbezogene) Materialitäten im Sinne einer »fleshier queer theory« (Gregor 2016) in den Blick zu nehmen, ohne biologisierende Vereinfachungen zu reproduzieren. Entscheidend ist dabei, binären Vereinfachungen des Sozialen und Materiellen wie auch des Möglichen und Unmöglichen zu widerstehen (MacLure 2013). Gerade für eine trans*affirmative und machtanalytische Perspektive auf Elternwerdensprozesse ist dies produktiv (Stoll 2020). Denn Elternwerden und Verwandtschaftmachen ist etwas, das sich nicht ohne weiteres in vereinfachende Kategorien fügen lässt (Stoll 2021a: 158f.). In anderen Worten: »very rarely does anything really [or simply] get reproduced; what's going on is much more polymorphous than that« (Haraway 2004).

3.3 Repronormative Apparate als theoretisches Tool zur Untersuchung von Praktiken des Elternwerdens

Mit der Bezugnahme auf das Konzept der Repronormativität geht es mir darum, den in 2.1 herausgestellten Fallstricken der (erneuten) Naturalisierung bzw. Reproduktion cisnormativer Annahmen auf einer konzeptionellen Ebene zu begegnen. Das durch Stritzke und Scaramuzza formulierte Verständnis von Repronormativität (3.1) ziehe ich demnach heran, um normative und binäre Koppelungen von Körper und Geschlecht theoretisch zu fassen. Als Tool zur Analyse der (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens geht es mir mit diesem Bezug darum, der Machtförmigkeit normativer Ein- und Ausschlüsse in Hinblick auf trans* Elternschaft nachzugehen. Um Repronormativität dabei jedoch auch in ihrer Beweglichkeit, Flexibilität und Ambivalenz zu untersuchen, schärfe ich das Konzept der Repronormativität beziehungsweise auf Mesquita (2012) dahingehend, auch ambivalente Dynamiken der Normalisierung zu konzeptualisieren. Repronormativität und Repronormalisierung greife ich demnach als theoretische Tools auf, um komplexe intersektionale Machtverhältnisse und damit einhergehende Ein- und Ausschlüsse zu untersuchen und um unterschiedliche Facetten von Normativität und Normalisierung in Hinblick auf Elternschaft, Reproduktion und Familie zu fassen.

Mit der in 3.2 skizzierten neomaterialistischen Perspektive setze ich an dieser Stelle an, um jene vielfältigen, unter anderem sozialen, rechtlichen, ma-

teriellen und diskursiven Aspekte in den Blick zu nehmen, die Praktiken des Elternwerdens von trans* und nichtbinären Personen sowie daran anschließend deren Handlungsfähigkeit mit-bedingen. Dieses Anliegen resultiert aus der Motivation heraus, die Lebensbedingungen, Erfahrungen und Perspektiven von Menschen, die jenseits cisnormativer Modelle Eltern werden (wollen) in ihrer Komplexität, Vielschichtigkeit und Heterogenität zu betrachten und die (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens aus einer praxisorientierten Perspektive einzuholen. So lässt sich der ›Erfolg‹ oder das ›Scheitern‹ des Versuchs, Eltern im Kontext einer heteropatriarchal und geschlechterbinär strukturierten Gesellschaft zu werden, nicht schlicht auf einzelne Körper oder Körperfunktionen einzelner Personen zurückführen, sondern vielmehr auf vielfältige Dinge, die *in ihrem Zusammenspiel* wirkmächtig werden, wie etwa (Adoptions-)Gesetze, der Zugang zu Gesundheitsversorgung und Community-Strukturen (Stoll 2021a: 164f.). Barads Konzeptualisierung apparatförmiger, grenzziehender Praktiken stellt daran anschließend eine vielversprechende Anschlussstelle dafür bereit, die machtvolle Enaktierung von (nicht-)intelligibler Elternschaft in Verschränkung mit normativen Konfigurationen von Geschlecht zu untersuchen, ohne dabei das Handeln von Menschen in einem verengten Sinne auf individuelle Handlungsfähigkeit zu beschränken. Barads Verständnis des Apparats ermöglicht es, über ein individualisiertes Verständnis (verkörperten) Handelns hinauszugehen und Praktiken der Differenzierung radikal in die soziale wie materielle Verfasstheit von Gesellschaft zu verorten. Die Frage *wie* dies geschieht stellt daran anschließend einen produktiven Anschlusspunkt dafür bereit, um zu untersuchen, wie unterschiedliche menschliche und nicht-menschliche Akteur_innen an den wirklichkeitskonstituierenden und -verändernden Intraaktionen im Rahmen von Elternwerdensprozessen teilhaben.

Mit der Zusammenführung der in 3.1 und 3.2 skizzierten theoretischen Perspektiven geht es mir darum, Repronormativität als analytisches Tool machtanalytisch und neomaterialistisch zu reformulieren. Jene Analyseperspektive schließt einerseits an Ansätze aus dem Bereich der Feminist Science & Technology Studies an, die Phänomene rund um Reproduktivität und Familie jenseits individualisierender Perspektiven im Sinne eines Zusammenspiels unterschiedlicher u.a. sozialer, materieller und diskursiver Elemente und unter der Beteiligung multipler Akteur_innen untersuchen (Dionisius 2021b; Mamo 2008; Säger 2020; Thompson 2005). Andererseits inspirieren mich Arbeiten, die aus soziologischer Perspektive das theoretische Instrumentarium Barads aufgreifen, um Gesellschaft und gesellschaftliche Institutionen zu

analysieren (Fox/Alldred 2014; Kazimierczak 2018; Schadler 2013). Insbesondere sind für mich Arbeiten aus dem Feld der Queer, Inter und Trans Studies zentral, die Bezugnehmend auf Barad postanthropozentrische Analysen von Geschlecht im Sinne einer intersektionalen, machtdurchwobenen und stets in Veränderung begriffenen Kategorie untersuchen, ohne diese zu individualisieren oder zu (re-)essentialisieren (vgl. Goetzke 2022; Gregor 2020; Mader 2023; van Midde 2016).

Eine entsprechend informierte Perspektive auf Praktiken des Elternwerdens soll ermöglichen, die vielen verschiedenen Aspekte oder »Kräfte« (Barla 2013), durch die Repronormativität an der Schnittstelle von trans* Sein und Elternwerden reproduziert wird, analytisch einzuholen und in ihrer Soziomaterialität machtanalytisch zu untersuchen. Mit Barads Apparat und dem Konzept der Repronormativität begeben sich demnach auf eine kritische Suchbewegung nach jenen Anordnungen, Verflechtungen und Verweisungszusammenhängen, die auf spezifische Weise im Rahmen von Prozessen des Elternwerdens relevant (gemacht) werden und wie diese nicht zuletzt auch *anders* hervorgebracht werden können.

4. Methodologie und Methoden

Aus dem Gegenstand dieser Forschung ergeben sich Ansprüche und Anhaltspunkte, aber auch spezifische Herausforderungen, die sich auf der methodologischen und methodischen Ebene niederschlagen. Dass die Erfahrungen von trans* und nichtbinären Personen – nicht zuletzt auch insbesondere bezogen auf Elternschaft – gesellschaftlich marginalisiert werden, macht eine besondere Sensibilität in Hinblick auf die Reifizierung normativer Annahmen erforderlich. Bereits vielfach wurde im Feld der Trans Studies herausgestellt, dass wissenschaftliches Forschen ›über‹ trans* Personen mit der Gefahr verbunden ist, homogenisierende und vereinnahmende Sichtweisen zu reproduzieren (Baumgartinger 2017; vgl. Hoenes 2018; Hoenes/Koch 2017a; Stryker 2006). Daran anschließend folgt diese Forschung einem queertheoretisch inspirierten, kritisch-reflexiven und trans*affirmativen Forschungsansatz. Ganz grundlegend umfasst dies, die Kategorie Geschlecht und damit verbundene Konstruktionen »weiter und immer wieder auf ihre empirische Evidenz und Komplexität, auf ihre Verwerfungen und Ausschlüsse hin zu befragen« (Wagels 2013: 81) und Elternwerdensprozesse als etwas in den Blick zu nehmen, das sich nicht ohne weiteres in vereinfachende Kategorien einfügen lässt. Es umfasst aber auch, meinen forschenden Blick, die Bezüge, die ich zu anderen (Forschungs-)Perspektiven herstelle sowie meine eigene Verortetheit im Forschungsprozess immer wieder kritisch zu reflektieren. Entsprechend beschäftige ich mich in diesem Kapitel mit der Frage, was es heißt, Konfigurationen des Elternwerdens im Sinne eines komplexen und durchmachteten Phänomens zu untersuchen und wie sich dies in der Methodologie und dem methodischen Vorgehen niederschlägt.

Dabei wende ich mich in 4.1 zunächst den methodologischen Implikationen des Ansatzes zu, Forschung als eine stets situierte und notwendigerweise (selbst-)reflexive Praxis zu verstehen. Dabei gehe ich in 4.1.1 auf das durch Donna Haraway ausgearbeitete und vielfach rezipierte Konzept des ›Situier-

ten Wissens« ein, um dieses anschließend mit methodologischen Ansprüchen aus dem Feld der Trans Studies zu verbinden (4.1.2) und in Hinblick auf den (selbst-)reflexiven Ansatz der vorliegenden Forschung zu konkretisieren. Zentraler Ausgangspunkt dabei ist, dass Wissensproduktion, Methodologie und Methode keine »neutralen« Praktiken darstellen, sondern stets ethische Reflexionen mit einschließen (Lykke 2010: 145; Unger 2014). Entsprechend skizziere ich in 4.1.3 wichtige methodologisch-ethische Reflexionen und gehe auf meine eigene Situierung und Positionierung als Forscher_in ein.

In 4.2 steht sodann die Methodologie der Situational Analysis im Fokus. Dabei skizziere ich zunächst in 4.2.1 das durch Adele Clarke begründete Verständnis der »Situation«, an dem sich die Methodologie dieser Forschung auf zentrale Weise orientiert. Anschließend erläutere ich grundlegende Gesichtspunkte der Situational Analysis in Hinblick auf die empirische sowie analytische Berücksichtigung von Komplexität und Relationalität (4.2.2), um in 4.2.3 die Bedeutung von Dingen, Materialität und des Nicht-Menschlichen im Kontext der Situational Analysis auszuführen.

In Kapitel 4.3 widme ich mich anschließend der methodischen Umsetzung der zuvor dargestellten methodologischen Gesichtspunkte. Dabei erläutere ich zunächst in 4.3.1 kennzeichnende Aspekte meines abduktiven Vorgehens, in 4.3.2 meinen Feldzugang, sowie in 4.3.3 den Prozess der Materialerhebung und -auswertung. Abschließend gehe ich in Kapitel 4.4 auf das Sample der vorliegenden Forschung ein und ende mit einer detaillierten Vorstellung der Interviewpartner_innen, deren Erfahrungen und Perspektiven in dieser Forschung im Zentrum stehen.

4.1 Zur Situiertheit von Wissensproduktion: methodologisch-ethische Implikationen für die Forschung zu trans* Lebensrealitäten

»To think differently means to work within and beyond the reflexive turn, to problematize inquiry, to redefine objects as more in networks than in single sites (Barad 2007) and to trouble identity and experience, and what it means to know and to tell.« (Lather 2013: 638)

Insbesondere seit den 1980er Jahren haben feministische, queere und postkoloniale Wissenschaftler_innen systematisch die Bedingungen der Produktion wie auch die Folgen akademischer Wissensproduktion untersucht und die »großen Erzählungen« des Fortschritts, der Vernunft und Wahrheit« als Instrumente der (Re-)Produktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen herausgestellt (Singer 2010: 296). Die damit einhergehende (selbst-)reflexive Erkenntnis, dass Wissensproduktionen stets »embodied«, also verkörpert, und »embedded«, also verortet, sind (vgl. Braidotti 2019: 3f.; Haraway 1991b), unterscheidet sich fundamental davon, wie wissenschaftliches Wissen in der Regel verstanden wird, nämlich »wertneutral, abstrahiert von den Menschen und Körpern, die Wissen schaffen [und] entkontextualisiert, sozusagen unabhängig und überparteilich, in einem Wort: objektiv« (Bauer 2017: 25). Damit geht einher, Wissen als ein Ergebnis komplexer Aushandlungen und damit als situiert und reflexiv zu verstehen: Ob in den ersten Überlegungen einer Forschungsfrage, dem Schreibprozess, der Formulierung von Interviewfragen oder den Interpretationen empirischen Materials, niemals ist der Prozess der Produktion von wissenschaftlichem Wissen »neutral«.

Durch Wissenschaftler_innen im Feld der Trans Studies wurden Forschungspraktiken unter anderem als »exclusionary and silencing practices« (Ferguson 2013: 3) kritisiert, insofern sie cis- und dyadisch vergeschlechtlichte Subjekte fokussieren und damit trans* und nichtbinäre Lebensrealitäten ausblenden. Bedeutsam ist zudem der historische Kontext der Pathologisierung und Medikalisierung von trans* und inter* Subjekten durch wissenschaftliche Wissenspraktiken, die insbesondere *über* aber nicht *von*, *mit* oder *für* trans* Subjekte(n) vollzogen wurden. Daran knüpft die methodologische Notwendig-

keit an, Praktiken der Wissensproduktion zu kontextualisieren und kritisch zu reflektieren. Konkret impliziert dies, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wer in den Fokus von Forschung gerückt wird, wer welches Wissen über wen generiert, sowie nach den Bedingungen, Situiertheiten und Wirkungen wissenschaftlicher Wissensproduktionen und ihren Methodologien zu fragen (Baumgartinger 2017; vgl. Hoenes 2018; Hoenes/Koch 2017a; Stryker 2006). Wie ich im Rahmen dieser Forschung mit diesen Fragen umgehe und welche Ansprüche ich daraus für mein Forschungsvorgehen ziehe, leite ich in den folgenden Ausführungen her.

4.1.1 Situiertes Wissen

»The methods that we choose in our research impact what we see in research and our positionality affects what in fact we are able to see.«
(Ferguson 2013: 7)

Im Gegensatz zur Auffassung von ›Objektivität‹ im Sinne der Unabhängigkeit von Messinstrumenten gegenüber den von ihnen gemessenen Werten im Rahmen empirischer Forschung, entwickelte Donna Haraway das Konzept der ›Situated Knowledges‹. Zentral ist hierbei die Kritik an der Unsichtbarmachung der eigenen Verortetheit als Forschende und die Erkenntnis, dass die Wahrnehmung von Akteur_innen in der Produktion von Wissen niemals unvermittelt sein kann.¹ Wissenssubjekte sind stets – u.a. historisch, sozial, kulturell und ökonomisch – situiert bzw. standortverbunden. Donna Haraway formuliert in ihrem Essay »Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive« eine kritische Perspektive auf den »erobernden Blick von nirgendwo«, den sie androzentrischen, positivistischen und eurozentrischen Wissenschaftstraditionen attestiert. Dieser schreibe »sich auf mythische Weise in alle markierten Körper ein und verleiht der unmarkierten Kategorie die Macht zu sehen, ohne gesehen zu werden« (Haraway 1995b: 80). Den unmarkierten Blick² bezeich-

1 Haraway bezieht sich hierbei insbesondere auf postkoloniale feministische Kritiken (vgl. Spivak/Harasym 1990) sowie auf Ansätze des Black und Chicana Feminism (vgl. dazu Hill Collins 2009; Moya 1997).

2 Vgl. dazu insbesondere de-/postkoloniale und feministische Kritiken des Black Feminism (vgl. Kelly 2019), die den kolonialen, rassifizierenden Blick sowie implizite Annahmen von Überlegenheit herausgearbeitet und kritisiert haben. Für Reflexionen des ›cis

net Haraway auch als »göttlichen Trick« (Haraway 1995a: 81), dem sie eine partielle Perspektive entgegensetzt, die anerkennt, dass der wissenschaftliche Blick stets auf eine spezifische Weise Welten organisiert und immer über die Positionierung des erkennenden Subjekts vermittelt ist (Dionisius 2021b: 79; Haraway 1995a: 83). Darüber hinaus kann die Sicht von »Nirgendwo« keineswegs allumfassend sein, sondern gerade aus der Distanz bleiben viele Perspektiven auf die soziale Wirklichkeit verborgen (vgl. Bauer 2017: 33). Auch mein wissenschaftliches Interesse, meine theoretischen Reflexionen und meine analytische Perspektive sind spezifisch verortet, verkörpert und partiell (vgl. Fosket 2015: 195). Die Situiertheit von Wissen und Wissensproduktion im Kontext von Forschung zu reflektieren, bedeutet Ansprüche auf Universalität bestenfalls als naiv zu deuten bzw. vielmehr als hegemoniale Strategien anzusehen, die bestimmte Perspektiven verbergen und zum Schweigen bringen (können). Haraway argumentiert für die Thematisierung und Reflexion der Verortung und Verkörperung von Wissen und gegen nicht sichtbar gemachte bzw. nicht lokalisierbare und damit verantwortungslose Erkenntnisansprüche. Wissensproduktion erfordert daran anschließend eine machtsensible Kontextualisierung der Forschungspraxis, des Forschungsinteresses sowie der Positionierung der Forschenden, um Verantwortung für die (Un-)Sichtbarmachung von Machtverhältnissen zu übernehmen und im Forschungsvorgehen zu reflektieren (siehe dazu 4.1.3).

4.1.2 Methodologische Implikationen aus dem Feld der Trans Studies

Ein grundlegender Ausgangspunkt der Trans Studies ist, cisnormative Zweigeschlechtlichkeit gerade nicht als selbstverständlichen und unhinterfragten Ausgangspunkt von Forschung zu nehmen, sondern kritisch zu hinterfragen. Forschende betonen dabei die Wichtig- und Notwendigkeit, jene Erfahrungen, Lebenswelten, Perspektiven und Analysen in den Mittelpunkt zu rücken, die aufzeigen, was es heißt, mit gesellschaftlichen Geschlechternormen zu kollidieren (Baumgartinger 2017). Robin Bauer geht auf die Bedeutung der Fokussierung von spezifisch positionierten trans* Lebensrealitäten ein und rahmt dies in einem (selbst-)reflexiven Anspruch für die Produktion von Wissen. So schreibt Bauer:

gaze« aus intersektionaler Perspektive siehe auch zum Beispiel Wark (2021) sowie zum Konzept des »oppositional gaze« hooks (1995).

»Ein alltägliches Leben mit Cis*-Privilegien und ohne das Anecken an der Norm der Zweigeschlechtlichkeit ergibt beispielsweise einen ganz anderen Blick auf die soziale Realität als die gesellschaftliche Positionierung als inter- oder transgeschlechtlich. Die Gruppe der schwarzen Trans* Sexarbeiter_innen macht Erfahrungen, die weiße Cis*Menschen gar nicht machen können und diese ermöglichen ganz andere, potenziell kritischere, macht-sensible Analysen der Gesellschaft, wie beispielsweise die Bedeutung der Zweigeschlechtlichkeit, der Frage der Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum usw.« (Bauer 2017: 33)

Wie trans*, nichtbinäre, genderqueere und andere marginalisierte Subjekte als Forschungssubjekte bzw. als ›Gegenstand‹ von Forschung herangezogen werden, ist eine zentrale Frage im Rahmen von kritischen Debatten im Feld der Trans Studies, die sich um die Kritik an einer »fixierende[n] Besonderung als ›Andere‹ einer weiterhin unhinterfragten cis-zweigeschlechtlichen Normalität« dreht (Schirmer 2023: 42). Dies impliziert methodologisch, einen kritisch-selbstreflexiven Umgang mit naturalisierten, stabilisierten, verändernden sowie auch homogenisierenden Kategorien zu finden und eine kritische Distanz zu Annahmen über *die* Marginalisierten oder *der* Weise, in der Marginalisierung erfahren wird, einzunehmen (Hoenes/Koch 2017a: 8; Mader et al. 2021: 9f.). Für die Trans Studies, sowie andere transdisziplinäre und in engem Zusammenhang mit sozialen Bewegungen entwickelten Forschungsfeldern, wie die Gender, Queer, Critical Race und Disability Studies bedeutet dies, in objektifizierende, naturalisierende, sowie auch diagnostisch-festschreibende Weisen der Wissensproduktion zu intervenieren und statt dessen die herrschaftsförmigen gesellschaftlichen Verhältnisse in den Fokus zu rücken, durch die bestimmte Verkörperungs- und Seinsweisen als ›abweichend‹ markiert und soziale Gruppen hierarchisiert werden (Schirmer 2023: 42). Konkret zieht dies nach sich, eine Sensibilität gegenüber Differenzen, Komplexitäten und Heterogenitäten zu entwickeln, um so mit homogenisierenden Narrativen über marginalisierte Subjekte zu brechen. Zentral dabei ist eine selbstreflexive Forschungshaltung, um normative und verändernde Festschreibungen nicht zu wiederholen und die Situiertheit der eigenen Forschungsposition sichtbar zu machen (Baumgartinger 2017: 245ff.; Ferguson 2013: 8). In Anschluss an Donna Haraways Konzept des Situiereten Wissens geht Bauer auf die Notwendigkeit ein, in Bezug auf Forschungen über trans* Lebensrealitäten der »Vervielfachung von partialen, verortbaren, kritischen Wissen, die die Möglichkeit von Netzwerken aufrechterhalten«, Aufmerksam-

keit zu schenken (Bauer 2017: 36). Bauer hält fest, dass mit Situierung nicht die Verortung in einer vermeintlichen kohärenten Identität gemeint ist, sondern eine »Positionierung innerhalb notwendig widersprüchlicher und brüchiger Beziehungen« (ebd.: 38). Demnach gehe es zum Beispiel nicht darum, dass Forschende »sich unabhängig vom Kontext als inter*, trans* oder cis* ›outen‹ oder sich gar eindeutigen Identitätskategorien zuordnen müssen«. Haraway gehe es vielmehr, so Bauer, um die »Übernahme von Verantwortung für die eigene Verstrickung in gesellschaftliche Machtstrukturen und die Folgen dessen für die Wissen, die produziert werden« (Bauer 2017: 38).³ Utan Schirmer bekräftigt ebenfalls bezugnehmend auf Haraway den Aspekt der Selbstreflexivität im Sinne eines Prozesses, der über Identitätskategorien hinausgeht, indem »[d]ie Situierung des erkennenden Selbst im Kontext von Machtverhältnissen [...] daher nicht auf[geht] in seiner kategorialen Bestimmung etwa als weiß, als Frau, als cis oder trans* etc., auch wenn derartige Bezeichnungen nicht bedeutungslos dafür sind« (Schirmer 2017: 51).

Zusammengenommen ergibt sich daraus ein methodologischer Anspruch, den Fokus auf Ein- und Ausschlüsse als Startpunkt der Forschung zu setzen, sowie eine Sensibilität gegenüber Komplexität zu ermöglichen. Konkret heißt dies, die Positionierungsweisen und Selbstbezeichnungen der Forschungssubjekte konsequent ernst zu nehmen und die empirisch existierende Komplexität ihrer Lebensrealitäten möglichst nicht linear verkürzt, vereindeutigt oder hierarchisch einzuholen, vielfältige Bedeutungen zuzulassen und gewaltvolle Macht- und Sichtbarkeitsverhältnisse sichtbar zu machen (Baumgartinger 2017: 249f.). Inhärent verstrickt ist damit nicht zuletzt, die eigene Positioniertheit als forschende Person immer wieder im Forschungsprozess zu berücksichtigen.

Wissenschaftler_innen aus dem Feld der Trans Studies haben darüber hinaus auch auf Fallstricke in Bezug auf die Aneignung der Erfahrungen von trans* Personen in der Forschung hingewiesen (Stryker 2008: 11f.). Dabei wurden unter anderem Forschungsansätze im Bereich feministischer und queertheoretischer Forschung kritisiert, die im Interesse an einer Dekonstruktion von Geschlecht Forschung betreiben, ohne wirkliches Interesse

3 »Identität«, so Haraway, »produziert keine Wissenschaft« (1995a: 87), denn komplexe Machtverhältnisse, die immer partielle Perspektiven mit prägen, konstituieren keine einheitlichen Subjektpositionen, die zur Gänze eingenommen werden könnten. So ist »das erkennende Selbst [...] immer in sich gespalten und widersprüchlich« (Schirmer 2017: 51) bzw. selbst eine »heterogene Vielheit« (Haraway 1995a: 86).

an den Lebensumständen, Bedürfnissen, sowie der Perspektiven von trans* Personen zu zeigen (Hoenes/Koch 2017a: 13; Namaste 2000; vgl. in Bezug auf inter* Gregor 2016). Dabei wird problematisiert, dass auf der Suche nach Transgressivität oder dem Queeren von Geschlecht, trans* Subjekte primär unter Aspekten der Subversivität betrachtet werden und dabei Projektionen oder Hoffnungen auf die Überwindung einer patriarchalen, sexistischen und heteronormativen Welt zugewiesen werden, ohne die Forschungssubjekte selbst zu Wort kommen zu lassen (Baumgartinger 2017: 224). Dies führt dazu, dass trans* Personen im Kontext von Forschung als sogenannte ›Token-Ts‹⁴ instrumentalisiert werden, während gleichzeitig nicht-trans* Positionen und Identitäten normalisiert werden (ebd.: 225). Entsprechend ist es ein Anspruch dieser Forschung, einen Forschungsansatz zu entwickeln, der auf anerkennende Weise auf Augenhöhe stattfindet und dabei trans* und nichtbinäre Subjekte als ›Expert_innen ihrer Selbst‹ versteht (Scheunemann 2018).

4.1.3 Parteilichkeit als Forschungshaltung, methodologisch-ethische Reflexionen und Positionierung als Forscher_in

Mit der Frage von wem, für wen und mit welchem Interesse geforscht und Wissen produziert wird, sind zentrale Implikationen verbunden, die sich in der Forschungspraxis niederschlagen (Hale 1997; vgl. Namaste 2000). Aus der Verbindung zu sozialen Bewegungen und Aktivismen resultiert der Anspruch kritischer Forschungsfelder wie der Queer- und Trans Studies, nicht nur danach zu fragen ›wie es ist‹, sondern auch danach, ›wie es anders sein kann‹ und einen Beitrag zu gesellschaftlichem Wandel und sozialer Gerechtigkeit zu leisten (Baumgartinger 2017: 246f.). Dies bedeutet, die Ziele von Forschung nicht etwa schlicht an ein theoretisches oder abstraktes Projekt zu binden, sondern auch auf konkrete Lebensbedingungen der Forschungssubjekte zu beziehen. Daran anschließend ist für die vorliegende Forschung eine Forschungshaltung

4 Das Konzept des Tokenismus (engl. ›tokenizing‹) wurde von der Soziologin Rosabeth Moss Kanter (1977) geprägt, die in der Untersuchung der Einstellungspraktiken von multinationalen Konzernen feststellte, dass die wenigen Frauen, die angestellt waren, vor allem eine Alibifunktion erfüllten. Der Begriff bezeichnet die Praxis, Individuen als Repräsentant_innen (›tokens‹) einer marginalisierten Gruppe hervorzuheben, wobei nicht sie als Mensch, sondern ihr Frau-, oder eben auch ihr trans*- oder of Color-Sein im Vordergrund steht.

solidarischer Parteilichkeit leitend. Dies beinhaltet, stets im Forschungsprozess über die Implikationen meiner Forschung für die Beteiligten an meiner Forschung zu reflektieren und dabei die Frage ernst zu nehmen, wem die Forschung dient und welche positiven wie negativen Konsequenzen meine Ergebnisse auf die Leben der Forschungsbeteiligten haben können.

In der Forschungspraxis manifestierten sich jene Reflexionen neben strengen Anonymisierungs- und Datenschutzaspekten auch darin, kontinuierlich zu fragen, welche Konsequenzen die Offenlegung bestimmter Erfahrungen und Praktiken für (werdende) trans* Eltern und Communities haben könnte. Praktisch führte dies beispielsweise dazu, bestimmte, in den Interviews geteilte subversive Praktiken aus dem verschriftlichten Text außen vor zu lassen, um diese nicht zu gefährden. Ausgehend von der Anerkennung, dass Forschung stets ein ›Geben‹ und ›Nehmen‹ umfasst, stellte sich zudem immer wieder die Frage des ›Zurückgebens‹ und der praktischen Brauchbarkeit meiner Forschung (Baumgartinger 2017: 252ff.; vgl. Breuer et al. 2018: 363). Damit verbinde ich die Praxis, mich in queerfeministischen Kontexten zu vernetzen und meine Forschungsergebnisse kostenfrei, sowie auch außerhalb akademischer Kontexte auf aktivistisch oder community-basiert ausgerichteten Veranstaltungen zugänglich zu machen. Bestandteil der Reflexion über die Bedeutung von meiner Forschung für die von mir in den Mittelpunkt gerückten Subjekte ist auch meine Mitwirkung an einem Forschungsprojekt, das in enger Zusammenarbeit mit aktivistischen, politischen und communitybezogenen Akteur_innen die aktuellen und konkreten Bedarfe queerer schwangerer Personen im Bereich der Geburtshilfe erfasste und in den politischen Diskurs einbrachte (Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022). Die Frage des ›Gebens‹ und ›Nemens‹ beinhaltete aber auch, mir immer wieder der Grenzen meiner Forschung und meiner Kapazitäten bewusst zu werden und dies kommunizieren zu lernen. Im Forschungsprozess wurde dies insbesondere in den Erhebungsphasen der teilnehmenden Beobachtungen bei dem Aufkommen des Gefühls spürbar, meine Kontaktpersonen damit zu enttäuschen, auf manche ihrer Fragen keine Antworten zu haben oder ihnen in Bezug auf die Herausforderungen auf ihrem Weg, Eltern zu werden, nicht so viel Unterstützung zu geben, wie ich es gewollt hätte (siehe dazu 5.1). Diesen Umstand verstehe ich zum einen als einen Verweis auf die Grenzen meiner Rolle als forschende Person und den Rahmen einer Qualifikationsarbeit, aber auch als einen wichtigen Hinweis auf das Feld und auf den dringenden Bedarf nach Wissen und anderen Ressourcen für werdende trans* und nichtbinäre Eltern.

Damit verbunden stellte die kontinuierliche Reflexion meiner Situiertheit und Positionierung eine »entscheidende wissensbegründende Praktik« (Haraway 1995a: 87) im Forschungsprozess dar. Dies beinhaltete beispielsweise, mich während des Forschungsprozesses als institutionell an einer Universität in Deutschland verankert zu positionieren, meine Vision einer geschlechtergerechten Gesellschaft sichtbar zu machen und meine Positionierung als *weiß* und *abled*, als queer positioniert, sowie ohne Kinder lebend, zu thematisieren. In der Forschungspraxis schlug sich dies unter anderem darin nieder, Aspekte meiner Positionierung im Interviewsetting zu thematisieren und in meinen Interviewaufrufen zu verschriftlichen. Personen fragten mich oft, wie mein persönlicher Bezug zu meinem Forschungsthema ist bzw. wie ich dazu gekommen bin, zu trans* und nichtbinärer Elternschaft zu forschen; eine Frage, die ich nicht zuletzt als ein Vorfühlen verstehe, um herauszufinden, wie »sicher« der Gesprächsraum ist bzw. worauf sich die Interviewten im Gespräch einstellen müssen (vgl. Dionisius 2021b: 80). Daraufhin entgegnete ich meist, dass die Frage nicht mit einem Satz zu beantworten ist. So habe ich im Laufe des Forschungsprozesses immer wieder damit gerungen, als Person zu diesem Thema zu forschen, die in vielfacher Sicht nicht die Erfahrungen gemacht hat, die trans* und nichtbinäre Eltern machen. Dies versuchte ich dann meist in der Antwort auf die gestellte Frage zu thematisieren und gleichzeitig aber auch Verbindungslinien zu nennen, die mich mit dem Gegenstand der Forschung und den Lebenszusammenhängen der Forschungssubjekte verbindet. Dies betrifft neben meiner queeren Positionierung meine jahrelange Beschäftigung mit queeren Perspektiven zu Elternschaft und Reproduktion, mein Bewegen in queerfeministischen Kontexten, sowie ein Gefühl der Verbundenheit und Identifizierung als Verbündete. Utan Schirmer hat passende Worte gefunden, um das Ringen darum, die eigene Positionierung im Forschungsprozess zu beschreiben und als einen »fortlaufende[n] Prozess [benannt], der nicht zu Beginn der Forschung einmal durchlaufen werden kann und dann abgeschlossen ist, sondern sich in jeder Handlung, in jeder Entscheidung, in jedem zu schreibenden Satz neu stellt« (Schirmer 2017: 52); eine Praxis, die sich auch für mich immer wieder im Prozess dieser Forschung gezeigt hat. Auch Joshua M. Ferguson bringt für mich auf den Punkt, wie sich dieser Prozess immer wieder im Sinne eines Ringens und einer Herausforderung bemerkbar gemacht hat:

»Being (self)-reflexive means to tell our own narratives about ›being half in and half out of identities, subject positions and discourses and having the courage to be fluid in a world relentlessly searching for stability and certain-

ty« [...]. How do we frame our research participants [...]? How does my own life experience, queer subjectivity and marginalization inform my choices in seeing and framing queer subjects within my study?» (Ferguson 2013: 8)

Die Bearbeitung dieser Fragen verstehe ich als Teil einer selbstreflexiven und parteilichen Forschungshaltung, die meinen Forschungsprozess begleitet hat. Nicht nur hat sie dazu beigetragen, wie ich mich im Feld bewegt habe, sondern auch wie ich mich im Sinne eines ›diffraktiven‹⁵ Arbeitens, selbst mit-verändert habe (Bath et al. 2013: 7; vgl. Mader 2023: 67).

4.2 Situational Analysis als materialistisch-konstruktivistische Erweiterung der Grounded Theory

Im Folgenden stehen methodologische Gesichtspunkte der durch Adele Clarke begründeten Situational Analysis, eine Variation der Grounded Theory, im Fokus. Die Situational Analysis bezieht sich auf den durch die Grounded Theory hervorgehobenen Ansatz der systematischen und empirisch begründeten, gegenstandsbezogenen Theoriebildung (Strübing 2014: 68). Diese gründet auf der bereits durch Barney Glaser und Anselm Strauss formulierten Kritik an einer positivistisch-funktionalistischen, sowie an den Kriterien vermeintlich ›objektiver‹ Wissenschaft orientierten Sozialforschung. Bereits in den Grundlegungen der Grounded Theory ist demnach eine kritische Distanzierung zu deduktiven Erkenntnismodellen und Forschungsansätzen enthalten, die theoretische Konzepte und wissenschaftlich begründete Denkweisen empirischen Wirklichkeiten ›überstülpen‹. Grounded Theory-Ansätze zielen demgegenüber darauf ab, theoretisch-konzeptionelle Abstraktionen rekursiv

5 Der von Haraway vorgeschlagene und Barad aufgegriffene Begriff der ›Diffraktion‹ (Barad 2007: 71ff., 2013) und die daran anschließende »diffraktive Methodologie« (Barad 2007: 86) bezeichnet ein Verständnis von Wissensproduktion als kritische Praxis, »um einen Unterschied in der Welt zu machen« (Haraway 1997) und umfasst das Bemühen, zu verstehen, welche Differenzen wie und für wen von Bedeutung sind (Barad 2013). Reflexion heißt demnach Verschränkung und nicht nur Spiegelung von Wissen und Feld. So impliziert die ›embodiedness‹ und ›embeddedness‹ wissenschaftlicher Praktiken immer auch einen Werdensprozess, durch den nicht nur Wissen produziert wird, sondern auch, dass Forschende durch den Forschungsprozess auf eine gewisse Weise mit-hervorgebracht werden.

aus dem empirischen Material heraus »emergieren« zu lassen. Insbesondere die späteren Arbeiten von Strauss und Corbin gehen von der pragmatistischen Position aus, bei der ein Verhältnis wechselseitiger Konstitution zwischen dem erkennenden Subjekt und dem »steten Fluss der ›world in the making« (ebd.: 69) besteht. Demnach kann die Emergenz empirischen Materials niemals losgelöst von den Forschenden bzw. der Forschungssituation selbst begriffen werden (Corbin/Strauss 2008; Strauss/Corbin 2010).

Wissenschaftler_innen der sogenannten »zweiten Generation« der Grounded Theory, darunter auch Adele Clarke, setzen methodologisch auf das Argument einer wechselseitigen Verwiesenheit von Theorie und methodischer Praxis und dekonstruieren damit »das trügerische Ideal eines instrumentalistischen Begriffs von Methoden als neutralen Werkzeugen« (Strübing 2014: 111).⁶ Bezugnehmend auf Ansätze des sogenannten »postmodern turn« sowie der feministischen und post- bzw. dekolonialen Theorieentwicklungen hat sich die zweite Generation der Grounded Theory kritisch mit den positivistischen Wurzeln der (früheren) Grounded Theory auseinandergesetzt. Ziel dabei war, die epistemologischen, philosophischen und ethischen Grundlagen der Grounded Theory-Methodologie einer kritischen Evaluation und Weiterentwicklung zu unterziehen (Breuer et al. 2018; vgl. Charmaz 2006; Clarke 2005). Dabei wurde Theorie und Methode als etwas untrennbar aufeinander Verweisendes verstanden, wodurch diese zu etwas Verbundenem avancieren, das »unhintergebar in die Konstruktion der zu erforschenden Realität verstrickt ist« (Strübing 2014: 102). So hat die feministische Interaktionistin Susan Leigh Star (1989) mit dem Konzept der »theory/methods packages« akzentuiert, wie Aspekte von Ontologie, Epistemologie und Praxis integral zueinander stehen und damit als ko-konstitutiv zu verstehen sind (vgl. Clarke 2019). Die Grounded Theory anschließend daran als ein »theory/methods package« zu verstehen, verweist auf die Notwendigkeit, epistemologische und ontologische Annahmen sowie Aspekte der Forschungspraxis selbst zu explizieren. Diesem Ansatz ist ein konstruktivistisches Verständnis von Wissensproduktion inhärent, das empirische Forschung als beteiligt an der

6 Auch Kathy Charmaz schließt sich einer kritischen Weiterentwicklung der Grounded Theory an. In ihrem Werk »Constructing Grounded Theory« (2006) bezieht sich Charmaz vor allem auf die epistemologische Position des Sozialkonstruktivismus und betont die Notwendigkeit, die Rolle der Forschenden im Forschungsprozess bei der analytischen Arbeit wie auch bei der Materialproduktion explizit zu berücksichtigen.

Konstruktion von Erkenntnisobjekten und Bedeutungen versteht (vgl. Breuer et al. 2018; Clarke et al. 2018: 24; Clarke/Star 2008).

Die Weiterentwicklung der Grounded Theory »around the postmodern turn« (Clarke 2005: 1), bearbeitet insbesondere Aspekte der Situiertheit von Praktiken der Wissensproduktion, inklusive der reflexiven Verortungen von Forschenden und fragt, wie (sozial-)wissenschaftliche Methodologien der Komplexität und Kontingenz empirischer Realitäten gerecht werden können. Damit verbunden sind dezidiert Ansätze sozialer Gerechtigkeit, die sich für die Erforschung von Differenzen und Komplexitäten und gegen Prozesse der Vereinfachung und Veränderung wenden (Clarke et al. 2018: 358f.). Die von Adele Clarke begründete und immer wieder weiterentwickelte Situational Analysis setzt daran an und widmet sich den damit verbundenen methodologischen Fragen, Herausforderungen und Ansprüchen.

4.2.1 Zur ›Situation‹

Ausgangspunkt der situationsanalytisch orientierten methodologischen Akzentverschiebung der Grounded Theory ist das durch Clarke entwickelte Verständnis der ›Situation‹. Bereits in den frühen Werken von Glaser und Strauss findet sich der Ansatz, der für Clarks Verständnis der Situation zentral ist, wonach es zu berücksichtigen gilt, »that structure and process are related more complexly (and more interestingly) than is commonly conceived« (Glaser/Strauss 1967: 242). Daran anschließend ist die im Zentrum der Grounded Theory stehende »action« wichtigerweise im Sinne einer »situated activity« zu begreifen und entsprechend empirisch zu untersuchen (Clarke et al. 2018: 43). In der Weiterentwicklung der Grounded Theory durch Clarke et al. wird dieser Aspekt zum Ausgangspunkt der Situational Analysis herangezogen, wodurch die breit und umfassend betrachtete Situation in den Vordergrund rückt und dabei selbst zur Schlüsselgröße der Untersuchung wird (Keller/Clarke 2011: 118).

Clarks Weiterentwicklung knüpft, wie bereits erwähnt, an die späteren Arbeiten von Strauss und Corbin und ihrem Ansatz an, soziale Prozesse unter einer verstärkten Aufmerksamkeit für deren Gegebenheiten (conditions) in den Blick zu rücken (Clarke et al. 2018: 43).⁷ Dennoch bleibt Strauss und

7 Zentral für Clarks Ansatz ist dabei der durch Strauss betonte und bereits für die Chicago School zentrale ›Social Worlds‹-Ansatz (1978) sowie der von Strauss und Corbin formulierte methodologische Ansatz der ›conditional matrices‹ (Strauss/Corbin 1990).

Corbins Ansatz, so Clarke, hinter dem Anspruch der interpretativen und post-strukturalistischen ›turns‹ zurück, die darauf abzielen, die komplexen Verwobenheiten und relationalen Verhältnisse des zu untersuchenden Phänomens systematisch zu erheben und empirisch zu spezifizieren (ebd.: 45). Demgegenüber werden die breiteren Bedingungen im Rahmen von Clarks Verständnis der Situation als Bestandteil des zu untersuchenden Phänomens selbst – *der Situation als Ganzes* – verstanden. Einem poststrukturalistisch und interpretativ geprägten Interaktionismus folgend, unterscheidet Clarke also nicht zwingend zwischen »causal, intervening, and contextual conditions« (Strauss/Corbin 1990: 100), sondern versteht stattdessen Relationen in einem multiplen und sich gegenseitig bedingenden, also ko-konstitutiven Sinne (Clarke et al. 2018: 46). In dieser Akzentverschiebung wird der in der Grounded Theory auf soziale Prozesse fokussierte Gegenstand der Forschung in der breiteren Situation ›regrounded‹:

»The conditional elements of the situation need to be specified in the analysis of the situation itself as *they are constitutive of it*, not merely surrounding it or framing it or contextualizing it, or contributing to it. *They are it.*« (Ebd., Hervorh. i. Orig.)

Die durch Clarke entwickelte Situational Analysis zeichnet sich demnach zentralerweise dadurch aus, den breit gefassten gesellschaftlichen Kontext explizit als konstitutiv für das zu untersuchende Phänomen zu begreifen. (Schlüssel-)Elemente, die eine Situation ausmachen, werden dabei in ihrer intraaktiven (vgl. Barad 2003a) Beziehungsförmigkeit bzw. als ›Entanglements‹ in den Blick gerückt (Clarke et al. 2018: 41, 94). Grundlegend inhärent ist diesem Ansatz die poststrukturalistische Annahme, »that everything in the situation both affects and co-constitutes most everything else in the situation in some way(s). Everything actually in the situation, or understood to be so, conditions the possibilities of action, constitutes ›the conditions of possibility‹« (ebd.: 46f.). So können etwa menschliche und nicht-menschliche Akteur_innen, Dinge, Diskurse und Praktiken, Machtformationen, Symbole, Organisationen und Institutionen präsent sein und sich gegenseitig bedingen. Für die Situational Analysis impliziert dies, der breiteren Situation als

Jene Ansätze lieferten systematische Wege, um die wesentlichen strukturellen Bedingungen des zu untersuchenden Phänomens hervorzuheben.

solche in der Konstituierung sozialen Handelns und dessen Möglichkeitsbedingungen, sowie den dafür relevanten Relationalitäten Aufmerksamkeit zu widmen und im Sinne eines »verbreiterten Zugriffs« auf empirische Phänomene nutzbar zu machen (Strübing 2014: 111). Dabei ist entscheidend, die Elemente, die eine im Clarke'schen Sinne verstandene Situation ausmachen, empirisch zu spezifizieren und in Hinblick auf Heterogenität, Relationalität und Fluidität hin zu analysieren, welches ich im folgenden Abschnitt näher ausführe.

4.2.2 Zur methodologischen Berücksichtigung von Komplexität und Relationalität

Die Methodologie der Situational Analysis richtet sich gegen Aspekte der Vereinfachung gesellschaftlicher Realitäten im Rahmen sozialwissenschaftlicher Forschung und zeichnet sich durch die ausgeprägte Hinwendung zur Sichtbarmachung von Differenzen, Relationalitäten und Diversitäten aus (Clarke/Keller 2014: 6). Ein wichtiger Aspekt ist dabei zunächst die empirische Berücksichtigung von Multiperspektivität, die im Gegensatz zur Reproduktion eines hegemonialen Beobachter_innenstandpunkts angestrebt wird (Strübing 2014: 115). Wie bereits in Bezug auf die Situiertheit von Wissensproduktionen ausgeführt (vgl. 4.1.1), verfolgen feministische, queertheoretische und postkoloniale Epistemologien ebenso wie die Entwicklungen der interpretativen, reflexiven und poststrukturalistischen »turns« sozialwissenschaftlicher Forschung eine Kritik an der Reproduktion universalisierender und damit vereinfachender und potenziell essentialisierender Annahmen. Daran anschließend betonen Clarke et al. die Situiertheit und Kontingenz generierter empirischer Daten und Repräsentationen (vgl. Charmaz 2017: 40; Clarke et al. 2018: 10, 70). Das bedeutet, vermeintlich selbstverständliche Annahmen, Positionen und Sichtweisen als hegemoniale Standpunkte zu verstehen, die immer mit der konkreten Forschungssituation verbunden sind und stets andere Perspektiven ausschließen oder unsichtbar machen. In Einklang mit den Reflexionen zu Situiertheit und Reflexivität der zweiten Generation der Grounded Theory bedeutet dies, sich als Forschende vom »all-knowing analyst« zum »acknowledged participant« (Clarke et al. 2018: 13) zu repositionieren. Damit geht ein relationales Verständnis von wissenschaftlichen Methoden einher, welche nicht schlicht die Welt einfangen, sondern vielmehr in ihrer Vielfalt auch mitgestalten (Charmaz 2017: 39; vgl. auch Coleman/Ringrose 2013: 6). Multiperspektivität bezieht sich im Kontext von Situational Analysis demnach zum

einen auf die Situiertheit von Wissensproduktion und begreift Forschende in ihrer ›embodied-‹ und ›embeddedness‹ notwendigerweise als Teil der zu untersuchenden Situation (Clarke et al. 2018: 42). Zum anderen bedeutet Multiperspektivität, empirische Vielfalt zu berücksichtigen. Methodologisch impliziert dies, sich gegen die alleinige Konzentration auf Gemeinsamkeiten zu wenden und stattdessen auch Abweichungen in den Blick zu nehmen (Clarke et al. 2015: 20). Clarke, Friese und Washburn betonen dabei die Bedeutung der expliziten Hinwendung zu marginalisierten Erfahrungen und Perspektiven als einen entscheidenden Ausgangspunkt, um ›geglätteten‹ Analysen von Gesellschaft zu entgegnen und die tatsächliche Komplexität – samt ihrer Vielseitigkeiten, Heterogenitäten und Ambivalenzen – zu berücksichtigen. So liefern Perspektiven, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden, wichtige Hinweise auf gesellschaftliche Dynamiken der Herstellung von Ungleichheit und damit auf Machtverhältnisse. Dadurch geraten Elemente in den Blick, die in geglätteten Erzählungen und Analysen schlicht als ›nicht relevant‹ außen vor bleiben.⁸ Die Methodologie der Situational Analysis setzt vor diesem Hintergrund darauf, möglichst *alle* in der Situation relevanten Positionen und Stimmen analytisch in Betracht zu ziehen. Dabei geht es insbesondere auch darum, das, was sich an den ›Rändern‹ der Situation befindet einzufangen (Ferguson 2013: 6). Clarke et al. betonen dabei, dass es gerade die Grenzen sind, die die Zentren bzw. das Dominante bilden und daher von zentraler Bedeutung sind, um (mitunter stillschweigende) Machthierarchien zu hinterfragen und sichtbar zu machen bzw. diese zu stören oder zu verschieben (Clarke et al. 2015: 20f.).

»[I]n narrowly focusing on what is construed as ›the normal‹, the broader situation in which the phenomenon has been historically and otherwise located recedes to the point of invisibility. Methodologically, these arguments have rarely been heard or rendered consequential. SA is one remedy.« (Clarke et al. 2018: 52)

In der Hinwendung zu multiplen und insbesondere marginalisierten Positionen zielt die Methodologie der Situational Analysis darauf, die Reproduktion

8 Damit bietet die Situationsanalyse, so Clarke et al., eine Brücke, um feministische, post- und dekoloniale, postmigrantische, antirassistische und verwandte Wissensproduktionen anzuschließen (Clarke et al. 2018; Gauditz et al. 2023).

von Normalitäten bzw. normativen Sicht- und Sagbarkeiten zu vermeiden sowie darauf, ko-konstitutive Ausschlüsse und unsichtbar Gemachtes empirisch einzuholen. Als einen Bestandteil dessen betonen Clarke et al. den Einbezug impliziter oder stummer Elemente der Situation, bzw. von »positions not taken«, also Orte des Schweigens im Diskurs (Clarke 2012: 94).

Ebenfalls im Sinne einer Kritik an Vereinfachungen sozialer Realitäten vollziehen Clarke, Frieze und Washburn (2018) einen Shift hin zu einer stärkeren Beachtung von Ambivalenzen und Widersprüchen. Im Einklang mit der poststrukturalistischen und interpretativen Kritik an Simplifizierungen und Universalisierungen, liegt dem die Annahme zugrunde, dass nicht zuletzt Ambivalenzen und Widersprüche auf die Verhandlung von sozialen Realitäten verweisen – was verborgen bleiben kann, wenn »the mess of actual situations« (ebd.: 13; vgl. Law 2007) ausgeblendet oder vereinfacht wird. Dies resoniert mit Clarkes Betonung des Potenzials, sich der partiellen, komplexen sowie auch veränderlichen und instabilen Natur der empirischen Welt und ihrer Konstruiertheit hinzuwenden (Clarke 2005: xxix). So sind Situationen nach Clarke niemals starr oder mit stabilen Grenzen versehen, sondern bewegen sich. Gerade die »Postmodernisierung des Sozialen« (ebd.), insbesondere durch Strauss und dessen Konzeptualisierung von Sozialen Welten und Arenen, ermögliche ein Verständnis der fluiden Aushandlung von sozialen Realitäten und Grenzen (Clarke et al. 2018: 118). Jene, im Clarke'schen Sinne verstandene Beweglichkeit von Situationen und Relationen verweist darauf, dass die Dinge immer auch anders sein können (Clarke 2005: xxix). Daran anschließend impliziert die Hinwendung zur Komplexität, Multiperspektivität und Beweglichkeit von Situationen ein explizit machtanalytisches bzw. machtkritisches Vorgehen, das durch ethische und gerechtigkeitsbezogene Perspektiven geprägt ist:

»To generate more equitable social policies that can take differences and complexities into account – human and nonhuman [...] – we need stronger social science methodologies that address relationalities.« (Clarke/Keller 2014: 6)

Zentralerweise geht es bei Clarkes Erweiterung der Grounded Theory darum, Normativität mit Relationalität zu ersetzen (Clarke 2015: 137, vgl. 4.2.1). Dies umfasst zum einen, die Beziehungen von Entitäten auf unterschiedlichen Ebenen zu untersuchen, anstatt von der Trennung von Mikro-, Meso- und Makroebenen sozialer Organisation auszugehen (Frieze et al. 2022: 103). Zum ande-

ren verzichtet die Situational Analysis auf einen (zu) engen Fokus auf die Zeit- und Örtlichkeit einzelner Interaktionen, um die historischen Umstände, wie auch die Rolle des Diskursiven in der Gestaltung sozialer Welten zu berücksichtigen (Offenberger 2023: 91). Der analytische Fokus auf Komplexität und Relationalität ist demgegenüber nicht zuletzt mit dem Ziel verbunden, Essentialisierungen in ihrem Herstellungsscharakter wie auch ihrer Kontingenz empirisch zu fassen (Clarke 2022: 60; vgl. auch Fox/Alldred 2017: 152).

4.2.3 »The social is relentlessly material«: Zur Bedeutung von Dingen, Materialitäten und des Nicht-Menschlichen

Eine wichtige Grundlage der situationsanalytischen Erweiterung der Grounded Theory nach Clarke liegt in der Hinwendung zu einer mehr als nur menschlichen Welt, sowie zur Materialität sozialer Realitäten. Clarke bezieht sich auf die Annahme des interaktionistischen Konstruktivismus, »daß die ›Welten‹, die für menschliche Wesen und ihre Gruppen existieren, aus ›Objekten‹ zusammengesetzt sind, und daß diese Objekte das Ergebnis von symbolischer Interaktion sind« (Keller/Clarke 2011: 117). Bereits auf einer ganz grundlegenden Ebene spielt die Bedeutung von materiellen Dingen im Sozialen eine Rolle, sei dies in Bezug darauf, ob Menschen über Dinge wie Nahrung, Wohnräume oder fließendes Wasser verfügen oder nicht, oder ob Artefakte wie Handys, Internetanschlüsse oder Gewehre Bestandteile des täglichen Lebens darstellen. In Kontrast zu sozialwissenschaftlichen Ansätzen, die das Soziale als Gegenstand der Forschung von Aspekten des Materiellen trennen, verlangt die Situational Analysis danach, auch materielle Aspekte als Bestandteile der Situation zu berücksichtigen und in ihrer Relationalität zu anderen Elementen zu untersuchen (Clarke et al. 2015: 21).

So unterstreicht Clarke, dass nicht nur menschliche Akteur_innen von Bedeutung für die Analyse von Situationen und den Möglichkeitsbedingungen sozialen Lebens sind (ebd.) und unterstreicht, dass materielle und soziale Elemente eine gewisse Sozialität ›teilen‹ (Clarke et al. 2018: 26):

»We routinely make meaning about, within, through, and as embodied parts of the material world – human, nonhuman, and hybrid. The social is relentlessly material« (Clarke et al. 2018: 26).

Die Situational Analysis bietet damit »einen spezifischen und entschiedenen materialistischen Konstruktivismus«, der ausdrücklich die Berücksichtigung

materieller und nicht-menschlicher Aspekte als Bestandteile der zu untersuchenden Situation betont (Keller/Clarke 2011: 117).⁹ Insofern kann die Situational Analysis im Sinne einer anerkennenden Erweiterung sozialkonstruktivistischer Ansätze verstanden werden, die die Grenzen zwischen dem Sozialen und dem Materiellen bzw. dem Menschlichen und Nicht-Menschlichen überschreitet (vgl. Scheich/Wagels 2011: 9). Damit geht das Potenzial einher, eine kritische Abgrenzung zu linearen Kausalmodellen und anthropozentrischen Konzepten sozialen Handelns vorzunehmen, um so »die tatsächliche Komplexität sozialer Prozesse und die Vielfalt der Perspektiven, in denen sie realisiert werden können, theoretisch und empirisch zu erfassen« (Strübing 2014: 101).

4.3 Forschungsvorgehen

Wie sich die Erkenntnis der Situiertheit von Wissensproduktionen, die Ansprüche reflexiver und solidarischer Forschung, sowie die methodologischen Grundannahmen der Situational Analysis in der konkreten Praxis meiner Forschung niederschlagen, steht in den folgenden Ausführungen im Fokus. Ausgehend von dem meiner Forschung zugrundeliegenden abduktiven Vorgehen (4.3.1), wende ich mich der Frage meines Zugangs zum ›Feld‹ zu (4.3.2), um daran anschließend schließlich genauer auf meine Materialerhebungs- und Auswertungsmethoden einzugehen (4.3.3).

4.3.1 Abduktives Vorgehen

Abduktion bezeichnet einen zirkulären Forschungsprozess des Hin- und Herbewegens zwischen dem empirischen Material und abstrakteren Konzepten (Clarke et al. 2018: 27).¹⁰ In dem Streben danach, das empirische Material auf

9 Die ausdrückliche Aufnahme des Nicht-Menschlichen ist auch mit der postanthropozentrischen Infragestellung der Idee verbunden, dass nur Menschen ›wirklich‹ oder ›am meisten‹ zählen. Insbesondere dank der Arbeiten von Donna Haraway (1991a, 2008; 2016) kann die darin unterstellte Trennung zwischen Menschlichem und Nicht-Menschlichem zurückgewiesen werden. So »hören [wir] ja nicht an unseren Häuten auf«, sondern existieren laut Haraway in Beziehungen bzw. in einer Art Ko-Konstitution mit allen Arten von Dingen; lebendigen, wie auch nicht-lebendigen (Keller/Clarke 2011: 117).

10 Ein abduktives Vorgehen zeichnet nicht alle Grounded Theory-Ansätze aus, sondern insbesondere die späteren Werke von Strauss (u.a. in Zusammenarbeit mit Juliet Cor-

theoretische Weise zu fassen, zeichnet sich ein abduktives Vorgehen durch eine wiederholend-prozesshafte Entwicklung, Verwerfung und Verfeinerung von Konzepten in Bezug auf das jeweilige Phänomen aus (Clarke et al. 2018: 28). Zentral ist hierbei die Offenheit gegenüber Momenten, in denen das empirische Material die aktuelle Theoriebildung in Frage stellt oder nicht mit ihr übereinstimmt. Entsprechend der Strauss'schen Grounded Theory liegen darin die Schritte des ›theoretischen Samplings‹ begründet, also der Suche nach weiteren Datenquellen, die zur Weiterentwicklung der Theorie beitragen (ebd.). Im theoretischen Sampling wird auf Basis der Analyse der erhobenen Daten schrittweise entschieden, welche Aspekte bzw. Fälle als nächstes oder im Laufe der Zeit untersucht werden. Konturen des Forschungsthemas kristallisieren sich so zunehmend heraus, wodurch sich die analytische Perspektive präzisiert und Konzepte differenziert, modifiziert, gefestigt oder verworfen werden können. Das theoretische Sampling stellt darüber hinaus ein »Mittel zur Sicherung von Konsistenz und Reichhaltigkeit der zu entwickelnden Theorien« sowie eine qualitätssichernde Strategie dar (Strübing 2014: 85). Daran anschließend sind die Schritte der Erhebung und Analyse im Forschungsprozess nicht strikt voneinander getrennt, sondern sind in einem kreativ-dialogischen Verhältnis miteinander verbunden (Wagels 2013). Dieses Vorgehen erlaubt es, aus dem jeweiligen Forschungsfeld heraus relevante Kontraste, Widersprüche und Überraschungen in die Theoriebildung einzubeziehen und damit auch das empirische Forschungsinteresse immer wieder neu herauszufordern. Annahmen, mit denen die forschende Person ins Feld gegangen ist, können entsprechend empirisch begründet bearbeitet und erweitert werden, um so eine rekursive Arbeit an normativen Denkweisen, hegemonialen Annahmen und theoretischen Konzepten vorzunehmen (ebd.: 95). Abduktives Vorgehen beinhaltet in diesem Sinne auch »imaginative thinking work«, das durch das Zulassen von Zweifeln sowie das Aushalten von Ambiguität und Uneindeutigkeit notwendigerweise Teil des Analyse- und (Ver-)Lernprozesses ist (Clarke et al. 2018: 31). Dabei ist es entsprechend der Grundlegungen durch die Grounded Theory unerlässlich, ebendiese rekursive Arbeit mit (Vor-)Annahmen, Konzepten und Theoretisierungen nicht ›abseits‹

bin), die sich vom Glaser'schen induktiv geprägten Ansatz unterscheiden. Abduktive Ansätze sind darüber hinaus in den Weiterentwicklungen der zweiten Generation der Grounded Theory vertreten, etwa durch die Arbeiten von Charmaz (2006) und Clarke (2005; Clarke et al. 2018).

des empirischen Materials, sondern in enger Verbundenheit damit vorzunehmen. Clarke et al. betonen die Notwendigkeit, »to be wary of theorizing beyond the data, because analytic ideas can be seductive and blind us to contradictions in the data« (ebd.: 30). Ein abduktives Vorgehen ermöglicht es entsprechend, jenseits des Gewussten und über das Material hinaus zu gehen, um analytische Schritte anschließend wieder »suchend« im empirischen Material zu gründen (Clarke et al. 2018: 28f.). Dies fördert einerseits eine »thick analysis« (Fosket 2015: 196; vgl. Strübing 2014: 51), erfordert dabei aber gleichzeitig auch eine Offenheit von Seiten der Forschenden, den vorläufigen Charakter jedweder Theorie anzuerkennen und kontinuierlich neues empirisches Material in die Analyse einzubinden (Clarke et al. 2018: 31). Ein solcher abduktiver Forschungsansatz beinhaltet zentralerweise die Berücksichtigung der Forschenden als aktive Partizipierende in der Forschung, sowie die Feststellung, dass ein striktes induktives Vorgehen, wie es etwa Glaser vertrat, die analytische Arbeit unsichtbar macht. Dies ist laut Clarke et al. ein zentraler Punkt in der Anerkennung der Situiertheit von Wissensproduktion und der Verantwortung von Forschenden im Forschungsprozess:

»[W]e all come to our research with some prior ideas about it based on a range of experiences, usually including reading social theory and the substantive literature. To us such prior knowledge, perspective, and experiences should not be denied but instead examined through the lenses of abduction and reflexivity.« (Ebd.)

4.3.2 Zugang zum »Feld«

In Anlehnung an ethnologische Reflexionen des Feldbegriffs (vgl. Knecht 2013) umfasst das »Forschungsfeld« weniger einen klar eingrenzbaren oder gar schlicht geografischen Ort, sondern vielmehr etwas, das multiple Akteur_innen und Beziehungen beinhaltet und sich im Verlauf des Forschungsprozesses immer weiter konkretisiert (ebd.: 89). Ein wesentlicher Bestandteil davon sind die Suchbewegungen der Forschenden selbst, die ausgehend von einer spezifischen Positionierung und Situierung vollzogen werden. Neben der jahrelangen wissenschaftlichen wie auch aktivistischen Auseinandersetzung mit feministischen und queeren Perspektiven auf Reproduktivität und Elternschaft waren es nicht zuletzt auch meine eigenen Erfahrungen und meine eigene Verortung in queeren Zusammenhängen, die mir »Einsichten in die zu erforschenden Zusammenhänge gewähr[ten]« (ebd.). In der

Suche nach Interviewpersonen machte ich Aspekte meiner eigenen Positionierung wo immer möglich, transparent. Dabei ging es mir darum, meine queere Perspektive und meine Forschungshaltung als Verbündete sichtbar zu machen (vgl. 4.1.3). So benannte ich in meinem Aufruf, dass ich mich seit einigen Jahren aus queer-feministischer Perspektive mit dem Thema Elternschaft und Kinderwunsch auseinandersetze und mir dabei immer wieder aufgefallen sei, dass Themen rund um Elternschaft, die nicht den normativen Vorstellungen von Cis-Geschlechtlichkeit entsprechen, kaum Beachtung finden. Daran anschließend machte ich mein Forschungsinteresse deutlich und spezifizierte, dass es mir um besondere Herausforderungen, aber auch Möglichkeiten geht, in Deutschland Eltern zu werden, wenn Menschen nicht den normativen Geschlechternormen entsprechen (wollen). Ferner ging ich in meinem Anschreiben auf Anonymisierung und Vertraulichkeit ein. Neben dem Anspruch der Beachtung wissenschaftlicher ethischer Standards ging es mir dabei darum, eine Sensibilität für die von mir erfragten Erfahrungen zu vermitteln. Schließlich bot ich in meinem Anschreiben an, falls erwünscht, eine Kinderbetreuung zu organisieren und zu finanzieren.

Den Interviewaufruf streute ich bundesweit über Mailinglisten, die an der Schnittstelle von trans* und inter* Aktivismus und Wissenschaft verortet sind und schrieb Menschen an, die in trans* Verbänden und NGOs tätig sind bzw. in ihrer Arbeit einen Bezug zum Thema trans* und nichtbinärer Elternschaft haben. Daneben kontaktierte ich Aktivist_innen, die sich für das Thema trans* Elternschaft einsetzen, sowie mehrere Regenbogenfamilienberatungsstellen. Über diesen Weg ergaben sich Kontakte, informelle Gespräche und daran anschließend Interviews, sowohl direkt zu den von mir kontaktierten Personen oder durch deren Weiterleitungen meines Interviewaufrufs.

Ich nahm darüber hinaus Kontakt mit Fachkräften im Bereich der Geburtshilfe auf, die sich explizit in der Betreuung von trans*, queeren und nichtbinären Personen spezialisieren. Über Kontakte aus meinem erweiterten Umfeld entstanden zwei Interviews mit Hebammen, die nur wenig Erfahrung in der geburtshilflichen Betreuung von trans* oder nichtbinären Elternkonstellationen hatten, was ich als wertvolle Ergänzung zu den Interviews mit den Hebammen verstand, die sich auf die Begleitung von queeren Personen spezialisierten. Über einen persönlichen Kontakt wurde ich mit einer Doula¹¹ vernetzt, die

11 Doulas sind nicht-medizinische Unterstützende, die vor, während und nach der Geburt sowie bei Schwangerschaftsabbrüchen und Fragen zu Familienplanung emotional und körperlich zur Seite stehen und mit Informationen Support leisten. Doula-Leistungen

sich ebenfalls zu einem Interview mit mir bereit erklärte. Bei zwei Personen, die sich für Interviews zu ihren persönlichen Erfahrungen des Elternwerdens an mich gewendet hatten, entstand die Möglichkeit, sie zu einem Rechtsberatungstermin und einem Termin in einer gynäkologischen Praxis zu begleiten (mehr dazu in 4.3.2.3). Alle Kontaktpersonen, auch jene, mit denen ich bereits ein Interview geführt hatte, bat ich, meinen Aufruf an potenziell Interessierte weiterzuleiten. So entstanden neben den angeschriebenen Personen und den Kontakten von Bekannten aus meinem erweiterten Umfeld zusätzliche Kontakte.

4.3.3 Materialerhebung und -auswertung

Wie sich aus den Grundlegungen der Situational Analysis als Variante der Grounded Theory und dem in 4.3.1 skizzierten abduktiven Vorgehen ableitet, fanden Schritte der Materialerhebung und -auswertung in einem abwechselnden und wechselwirkenden Prozess statt. Das bedeutet, dass die Erhebung des empirischen Materials von Anfang an mit einer analytischen Auseinandersetzung einherging. Welche konkreten Materialerhebungs- und Auswertungsschritte ich für diese Forschung gewählt habe und wie diese in den Forschungsprozess eingegangen sind, steht im Folgenden im Fokus. Dabei gehe ich näher auf die Erhebung des Materials durch Interviews und teilnehmende Beobachtungen ein und erläutere, wie ich konkret das empirische Material analysiert habe.

4.3.3.1 Interviews

Im Mittelpunkt meiner Forschung stehen die mit mir geteilten Erfahrungen von trans* und nichtbinären Personen in Bezug auf Elternwerden sowie jene weiterer Akteur_innen, die aus einer fachlichen Perspektive einen Bezug zum Thema haben. Um in deren situierte Welten, Perspektiven und Erfahrungen »einzutauchen« wählte ich Interviews als ein geeignetes Mittel (vgl. Charmaz 2014: 42). Zwölf Personen erzählten mir in Einzelinterviews von ihren persönlichen Erfahrungen in Hinblick auf Elternwerden.¹² Für diese Interviews wähl-

ergänzen i.d.R. die Arbeit von Hebammen und Ärzt_innen und werden in Deutschland nicht von den Krankenkassen finanziert.

- 12 Bei zwei Interviews waren die jeweiligen Partner_innen der kontaktierten Personen anwesend, wobei in einem der Fälle zudem ein Kleinkind dabei war. Eines dieser Interviews nahm durch diesen Umstand den Charakter eines Paarinterviews an, was einen Einblick in die familiäre bzw. paarspezifische Dynamik ermöglichte. Für das ande-

te ich ein offenes, aber fokussiertes narratives Interviewverfahren. So wurde das Erzählen in den Interviews mit Personen, die mit mir ihre persönlichen Erfahrungen und ihr Tun in Bezug auf Elternwerden teilten, durch eine möglichst offene thematisch fokussierte Erzählaufforderung angeregt. Dabei bat ich durch meine Einstiegsfrage um eine Erzählung von allem, was ihnen in Bezug auf ihre Erfahrung rund um Elternwerden relevant erscheint und betonte, dass das, was für sie wichtig oder interessant ist, auch mich interessiert.¹³ Mit der offenen Erzählaufforderung (Helfferich 2011: 102f.) nach den Erfahrungen und dem Tun der Interviewpartner_innen ging es mir darum, alltägliche Navigationen, Kämpfe und (Um-)Wege der Umsetzung eines Kinderwunsches zu rekonstruieren. Ich betonte zu Beginn des Interviews, dass die Interviewten selbst entscheiden können, was sie erzählen möchten und was nicht und dass ich nur Nachfragen zu Themen stellen werde, die sie selbst schon angesprochen hatten. Es war mir wichtig, hiermit den Interviewpartner_innen Selbstbestimmung zu ermöglichen; sowohl in Hinblick darauf, dass sie selbst Relevanzsetzungen vornehmen, als auch dahingehend, welche möglicherweise belastenden Erfahrungen sie mit mir teilen und welche nicht. Damit ging es mir darum, mich von dem historischen Kontext exotisierender, pathologisierender und aneignender Forschungsansätze abzugrenzen und möglicherweise grenzüberschreitende Fragen im Namen meines Forschungsinteresses zu vermeiden. Neben der offenen Einstiegsfrage leitete ich meine Nachfragen von bereits angesprochenen Themen ab und bat meine Gesprächspartner_innen, Aspekte zu vertiefen oder Verknüpfungen herzustellen (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 140). Selten kam es vor, dass ich mit einer Nachfrage den Fokus auf das Thema des Interviews zurücklenken musste. Bei fast allen Interviewpartner_innen gelang es, nach der Klärung der Intention und des Ablaufs des Interviews durch die Einstiegsfrage eine Erzählung zu generieren, die für längere Zeit ohne mein Nachhaken anhielt. Nur bei einem Interview kam kein länger anhaltender Erzählfluss zustande, weshalb ich immer wieder Fragen stellte, um das Gespräch aufrechtzuerhalten (Helfferich 2011: 104). Bei den anderen

re Setting, in dem der Partner der kontaktierten Person anwesend war, einigten wir uns spontan darauf, zwei hintereinanderfolgende Interviews zu führen. Bei diesen Interviews war jeweils der Partner im Raum anwesend und kommentierte hin und wieder die Erzählung des Anderen.

- 13 Zudem bat ich meine Interviewpartner_innen, mir von ihrer Erfahrung zum Thema Elternwerden ab dem Zeitpunkt zu erzählen, an dem das Thema für sie zum ersten Mal bedeutsam geworden ist.

Interviews, bei denen ich Nachfragen stellte, die sich auf eine Vertiefung von bereits Gesagtem bezogen, folgten längere Erzählphasen.

Darüber hinaus interviewte ich acht Personen, die ich in Hinblick auf ihren fachlichen Bezug zum Thema befragte. Dafür wählte ich ein offenes Leitfadenterviewverfahren in Anlehnung an das ›Expert_innen‹-Interview (Pfadenhauer 2002).¹⁴ Den Leitfaden passte ich für jedes Interview leicht an die jeweilige berufliche Situation der Interviewten an, behielt dabei aber die Fragen möglichst ähnlich zu denen der anderen ›Expert_innen‹-Interviews. Mit diesem Verfahren wurden Einzelinterviews mit zwei Beratungspersonen, zwei Hebammen, einer Doula, sowie ein Gruppeninterview mit drei Hebammen, die Teil eines Hebammenkollektivs sind, geführt. In diesen Interviews ging es mir darum, Hintergrund- und Praxiswissen bezogen auf Elternwerdensprozesse von trans* und nichtbinären Personen ausgehend von der jeweiligen Arbeitstätigkeit der interviewten Personen einzuholen und zu erkunden, wie sie das Feld mitgestalten. Durch die Ergänzung der persönlichen Erzählungen mit jenen berufsbezogenen Einsichten erhoffte ich, eine möglichst große Varianz von Perspektiven auf das Thema sowie einen möglichst ›dichten‹ Blick auf die Situation zu gewinnen. Dies erwies sich als produktiv und ich merkte im Laufe des Forschungsprozesses, wie die Perspektiven von unterschiedlichen Fachkräften unterschiedliche Akzentsetzungen und einen umfassenderen Einblick in die Situation, mit der werdende trans* und nichtbinäre Eltern konfrontiert sind, eröffneten. Durch die Interviews mit den Fachkräften nahm ich zudem stets ein besonderes Interesse an Austausch und den Ergebnissen meiner Forschung wahr. Daran zeigte sich für mich die Bedeutung von Vernetzung sowie ein Informationsbedarf in Bezug auf das Thema trans* Elternschaft in den

14 In den ›Expert_innen‹-Interviews habe ich in Anschluss an Pfadenhauer Personen befragt, die durch ihre berufliche Tätigkeit über einen besonderen sozialen Wissensvorrat zum Thema trans* Elternschaft verfügen. Dies umfasst nach Pfadenhauer, über Deutungswissen zu verfügen und Problemursachen sowie Lösungsprinzipien zu kennen und ein spezifisches Praxiswissen zu haben, das im je spezifischen Feld wirksam wird (Pfadenhauer 2002: 115f.). Mit der Wahl der Methode des ›Expert_innen‹-Interviews geht keine Hierarchisierung gegenüber den interviewten werdenden Eltern einher, sondern im Gegenteil, verstehe ich diese als ergänzende Perspektiven zu den im Zentrum stehenden Erfahrungen von werdenden trans* Eltern. Für eine kritische Reflexion des Expert_innenbegriffs in der Sozialforschung in Anschluss an Meuser und Nagel (1994) siehe Pfadenhauer (2002) sowie in Hinblick auf trans*- und inter*-Themen siehe Scheunemann (2018).

jeweiligen fachspezifischen Bereichen. In manchen Fällen wurden Literatur- oder Veranstaltungstipps im Anschluss an die Interviews geteilt.

Die Interviews dauerten insgesamt von 01 Std. 05 Min. bis 02 Std. 22 Min. an. Sofern ich den Eindruck bekam, dass die Aufmerksamkeit oder Energie der interviewten Personen (bzw. bei mir selbst) nachließ, leitete ich zwei abschließende Fragen ein. Dabei bat ich die Interviewten zum einen, auf noch nicht angesprochene aber ihnen wichtige Punkte einzugehen und zum anderen mir davon zu erzählen, wie sie sich eine bessere Gesellschaft für trans* und nichtbinäre Eltern vorstellen und was sie sich bezogen auf das Thema im Allgemeinen wünschen. Mit dieser letzten Frage zielte ich darauf ab, die situierten Perspektiven und Analysen in Hinblick auf Potenziale gesellschaftlicher Veränderungen einzuholen und einen abschließenden Gegenimpuls zu möglichen belastenden Inhalten des Interviews anzustoßen.

Ein Interview fand aufgrund der geografischen Distanz, sowie zwei aufgrund pandemiebedingter Umstände, online statt. Für alle anderen Interviews reiste ich an unterschiedliche Orte in Deutschland und traf die Interviewpartner_innen in ihrem Zuhause¹⁵ oder in den Räumlichkeiten ihres Arbeitsortes. Einmal fand ein Interview in einem Café statt und zwei Mal in einem Büro-raum. Grundsätzlich ließ ich die Interviewpartner_innen einen Ort ihrer Wahl vorschlagen, um zu gewährleisten, dass sie sich im Rahmen des Interviews möglichst wohl fühlen, aber auch um zu vermitteln, dass sie selbst Kontrolle über die Interviewsituation besitzen. Ferner wollte ich durch das Angebot, an einen Ort ihrer Wahl zu reisen, aufzeigen, dass ich ihnen entgegenkomme und ihre Teilnahme an meiner Forschung wertschätze.

Nach jedem Interview fertigte ich ein Erinnerungs- und (Selbst-)Beobachtungsprotokoll an, in dem ich meine Eindrücke aus der Interviewsituation und erste Reflexionen festhielt (Emerson et al. 1996; vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 63ff.). Alle Interviews wurden vollständig transkribiert, ausgenommen eines Interviews mit einer Hebamme, das nicht transkribiert und eines, das nur teilweise transkribiert wurde. Ausgenommen von zwei Interviews habe ich selbst alle Transkriptionen vorgenommen. In den Fällen, in denen die Transkription von einer anderen Person getätigt wurde, habe ich dies im Vorfeld des Interviews bekannt gegeben und die Einverständniserklärung

15 Einmal wurde die Einladung für das Interview in das Zuhause der Interviewperson mit der Mobilitätseinschränkung durch das Schwangersein begründet und einmal, um keine Kinderbetreuung organisieren zu müssen.

entsprechend angepasst. Beim transkribieren markierte ich direkt jene Stellen, die mir als besonders wichtig oder interessant auffielen und fertigte erste Memos an.

4.3.3.2 Teilnehmende Beobachtungen

Neben den Interviews wählte ich die teilnehmende Beobachtung als weiteres wichtiges Instrument zur Erhebung empirischen Materials. Die Ethnografie zählt als eine auf teilnehmender Beobachtung beruhende detaillierte Beschreibung von Praktiken, Situationen und Beziehungen, die es ermöglicht, hinter den ›common sense‹ gesellschaftlicher Grundannahmen zu blicken und neue Wahrnehmungsweisen zu eröffnen (Knecht 2013: 85).¹⁶ Ethnografische Methoden eignen sich daran anschließend insbesondere dafür, komplexe Prozesse, Beziehungen oder Konflikte in ihrer Prozessualität und Dynamik zu erforschen und dabei unterschiedliches, sich gegenseitig kommentierendes und ergänzendes empirisches Material zu generieren (ebd.; Lather 2007).

Die teilnehmende Beobachtung stellt demnach eine wichtige Ergänzung des durch die Interviews generierten Materials dar. Mir ging es dabei einerseits darum, einen möglichst ›dichten‹ Einblick in die Situation zu gewährleisten (Clarke et al. 2018: 16f.). Andererseits zielte ich darauf, Aspekte einzuholen, die womöglich nicht oder nur schwer auszusprechen sind und daher im Rahmen von Interviewerzählungen bzw. im Diskurs zu trans* Elternschaft eher außen vor bleiben (vgl. Charmaz 2014: 23). Zusätzlich dazu, zielte ich mit der Durchführung teilnehmender Beobachtungen darauf ab, bereits früh im Forschungsprozess ins Feld ›einzutauchen‹, ein Gefühl für die im Fokus stehenden Praktiken des Elternwerdens zu bekommen und meine Perspektive und (verkörperte) Position zu reflektieren.

Entsprechend war ich begeistert, als mir zwei Personen vorschlugen, sie bei einem Rechtsberatungstermin und einem Termin bei einer gynäkologischen Praxis zu begleiten. Wir vereinbarten ein Treffen, um die Einzelheiten meiner Teilnahme, ihre Wünsche und Grenzen, sowie Aspekte der Anonymisierung und ihr Einverständnis zu den in diesem Zusammenhang geplanten Aufzeichnungen zu besprechen. Insgesamt wurden mit diesem Paar neben mehreren informellen Gesprächen zwei teilnehmende Beobachtungen

16 Darunter fallen wichtigerweise auch die mit der westlichen Moderne verbundenen dichotomen Grundannahmen und Kausalitäten, die tief in Wissenschaftsgeschichte, Sprache und Alltagskulturen eingeschrieben sind und die Welt in getrennte Bereiche (Natur/Kultur, Körper/Geist, Subjekt/Objekt) ordnen (Knecht 2013: 85; Law/Mol 2006).

durchgeführt. Zum einen begleitete ich die beiden zu einem Termin in einer gynäkologischen Praxis, bei dem es darum ging, die Möglichkeiten, per Samenspende schwanger zu werden, medizinisch abzuklären. Zum anderen durfte ich zu einem Rechtsberatungstermin bei einer Anwältin zu Familienrecht mitkommen, bei dem sich das Paar zu ihren Fragen (und Sorgen) zum Thema rechtliche Elternschaft beraten ließen. Beide teilnehmenden Beobachtungen wurden durch geplante Vor- und Nachgespräche, die wir jeweils in nahegelegenen Cafés führten, gerahmt. Bei den Gesprächen, bei denen ich den Eindruck hatte, dass das Aufstellen eines Aufnahmegeräts unser Gespräch nicht stören würde, fragte ich, ob sie mit der Aufnahme und der anschließenden Transkription einverstanden waren. In Momenten, in denen ich das Gefühl hatte, dass die Nachfrage dazu den Moment stören würde, habe ich darauf verzichtet und stattdessen im Nachhinein ein Erinnerungsprotokoll angefertigt. Die informellen Gespräche – mit und ohne Aufnahmegerät – stellten sich als produktive Gelegenheiten heraus, um die Eindrücke, Reflexionen, Umgangsweisen und Aushandlungsprozesse im Anschluss an die jeweiligen Erlebnisse anzustoßen und zu teilen. Darüber hinaus dienten die Vor- und Nachgespräche als Möglichkeit, die Erlebnisse zu verarbeiten und unter anderem als ein Ventil, um die Anspannung im Zusammenhang mit der Rechtsberatung oder dem Besuch der gynäkologischen Praxis abzubauen und zum Beispiel gemeinsam zu lachen (mehr dazu in Kapitel 5.2.3). Damit zusammenhängend waren die teilnehmenden Beobachtungen auch eine Möglichkeit, Affekten, die mit Praktiken des Elternwerdens und den damit verbundenen Hoffnungen, Freuden und Ängsten verbunden sind, nachzuspüren, wobei insbesondere auch meine eigenen Emotionen dahingehend bedeutsam waren, um das Feld und meine eigene Verortetheit darin zu reflektieren. Meine Beobachtungen und Wahrnehmungen, sowie meine Gefühle verschriftlichte ich jeweils in Feldnotizen und Selbstbeobachtungsprotokollen und transkribierte die Gespräche zu denen ich eine Audioaufnahme gemacht hatte.

Die teilnehmenden Beobachtungen ermöglichten im Gegensatz zu den Interviews meine Sensibilität nicht nur für Affekte, sondern auch hinsichtlich materieller Aspekte, sowie für Räume und Infrastrukturen anzuregen (vgl. Knecht 2013: 81). Vor allem das Wahrnehmen von Körpern und Körpersprache, räumlich situierten Abläufen sowie dem »enactment of social life« (Law/Urry 2011) ermöglichte es, auf besondere Weise in die Details von Elternwerdensprozessen einzutauchen. Grundsätzlich können jene ethnografisch inspirierten Erkundungen des Feldes im Sinne eines verkörperten, affektiven

und gegenseitigen Prozesses verstanden werden (vgl. 4.1.3). So artikulierte das Paar, das ich begleiten durfte bereits als sie den Vorschlag machten, sie »in ihrem Prozess des Navigierens zu begleiten«, dies als ein »beiderseitiges Interesse« (Feldnotizen informelles Gespräch Hank und Betty). Durch ihre Beteiligung an meiner Forschung würde ich Einblicke in ihren Prozess des Elternwerdens bekommen, während sie durch mich und mein Forschungsinteresse eine Person an ihrer Seite hätten, an die sie sich bei Fragen wenden könnten. Relevant dabei war nicht nur meine Position als Forscher_in, sondern auch der Aspekt meiner vorhandenen Deutschkenntnisse, da sie erst kürzlich nach Deutschland migriert waren und im Prozess waren, in Deutschland anzukommen und Deutsch zu lernen. Von diesem Moment an entwickelte sich ein gegenseitiger Prozess der Begleitung unserer jeweiligen Vorhaben. Kathy Charmaz beschreibt ethnografisches Forschen als eine Praxis, die in Ablehnung eines positivistischen Verständnisses passiver ›Beschreibung‹, den aktiven Einsatz der Forschenden, also der möglichst unmittelbaren Beteiligung in den Welten der Forschungsteilnehmenden, erfordert (Charmaz 2014: 41f.). Die Begegnungen, Gespräche und Interviews, die auf diese Weise entstanden, verstehe ich daran anschließend als Bestandteile des Forschungsprozesses, die ein besonderes Maß an Engagement, Selbstreflexion, aber auch an Herausforderungen mit sich brachten (vgl. z.B. 5.1). Schließlich hat die ethnografische Methode der teilnehmenden Beobachtung ganz im Sinne eines ›diffraktiven‹ Vorgehens (Barad 2013) nicht nur dazu beigetragen, empirisches Material zu generieren, sondern auch, mich als aktiv teilnehmend im Feld wahrzunehmen und zu reflektieren. Dies brachte nicht zuletzt mit sich, auf besondere Weise meinen Blick auf das Feld und damit auch mich selbst mit zu verändern (vgl. Clarke 2005: 63).

4.3.3.3 Kodieren, Mapping und Memo-Schreiben

»Mapping opens up knowledge spaces.« (Clarke et al. 2018: 50)

Die Auswertungsphase ist im Rahmen der Methodologie der Situational Analysis schrittweise in die Erhebungsphase integriert und folgt dabei dem in 4.3.1 skizzierten abduktiven Vorgehen. Wie für Grounded Theory Ansätze

grundlegend, wird dabei das Material zunächst offen kodiert¹⁷, wobei die herausgearbeiteten Codes kontinuierlich im Verlauf der Auswertung in ein differenziertes Set von Mapping-Strategien Eingang finden (Clarke 2005: 83ff.). Heruntergebrochen, geht es bei der Praxis des Kodierens darum, zu definieren, »what the data is about« (Belgrave/Seide 2019). Damit handelt es sich um einen konstruktivistisch verstandenen Ansatz, Kodieren als emergenten Prozess der Konstruktion zu begreifen. Codes sind demnach nicht »an sich« im Material existent, sondern werden vielmehr durch die kontinuierliche Arbeit mit dem Material entwickelt (ebd.: 168; vgl. MacLure 2013). Für die Materialauswertung der vorliegenden Forschung wurde die Praxis des Kodierens gemäß des abduktiven Vorgehens der Situational Analysis mit speziellen Mapping-Verfahren verbunden. Methodenpraktisch stellen Techniken des Mappings heuristische und erkenntnisstimulierende Verfahren dar, die im Forschungsalltag zwar häufig verwendet werden, jedoch in der Detailliertheit und Systematik von Clarke selten expliziert worden sind (Strübing 2014: 111). Mit Clarks Mapping-Verfahren geht es darum, die wichtigsten Elemente der Situation in ihren Beziehungen zueinander zu analysieren und dabei zentrale Positionen, Aushandlungen und Diskurse im situativen Handlungsfeld zu rekonstruieren. Das kartografisch und kreativ-visuell unterstützte Mapping ist hilfreich, um übliche Betrachtungsweisen zu durchbrechen und neue Erkenntnisse zu stimulieren (Clarke et al. 2018: 50). Dabei regt das von Clarke vorgeschlagene Verfahren Praktiken des »mappings« und »remappings« und damit eine Analyse an, die flexibel bleibt und nicht vorschnell analytische Schließungen vornimmt. Dies befördert Reflexivität im Analyseprozess sowie einen Umgang mit Multiplizität, Heterogenität und der »messiness« sozialer Realitäten und dem Forschungsprozess an sich (vgl. 4.2.2). Insofern stel-

17 Das im ersten Schritt vollzogene »open coding« (bei Charmaz: »initial coding«, 2006: 47ff.) zielt auf einen offenen Zugang zum Material. Ein solcher Zugang ist deshalb von zentraler Bedeutung, um dem Anspruch gerecht zu werden, dass jegliches empirisches Material auf multiple und unterschiedliche Weise interpretiert, kodiert und analysiert werden kann. So betonen Clarke et al.: »There is no one right reading. All readings are temporary, partial, provisional, and perspectival – situated historically and geographically. There are no essences – we are postessentialist« (Clarke et al. 2018: 27). Das offene Kodieren stellt demnach die Weichen für dekonstruktivistische Analysen und soll Forschende im Analyseprozess dazu anhalten, multiple Interpretationsweisen zu bilden und Vorstellungen von »der einen richtigen« oder »falschen« Interpretation bereits früh im Analyseprozess abzulegen (Clarke et al. 2018: 27).

len Clarkes Mapping-Verfahren Techniken dar, durch die sich kritische und weiterführende Fragen herauskristallisieren können (ebd.).

Konkret war im Rahmen meines Auswertungsprozesses insbesondere das Erstellen von und das kontinuierliche Arbeiten an den von Clarke entwickelten ›Situational« und ›Relational Maps« zentral (Clarke et al. 2018: 127ff.). Jene Mapping-Verfahren ermöglichten mir, der Breite und Komplexität der Situation im Clarke'schen Sinne kontinuierlich näher zu kommen. Das Anfertigen von Situational Maps half dabei, mir die multiplen Akteur_innen im Sinne von ›Beteiligten« der Situation zu vergegenwärtigen und zu visualisieren sowie dabei auch mich als Forscher_in mitzudenken. Kontinuierlich erweiterten sich meine Situational Maps und ich fertigte mehrere Exemplare im Verlauf des Auswertungsprozesses an, durch die ich jeweils spezifische Themenbereiche fokussierte. Das möglichst breite Mappen von Akteur_innen und Diskursen stellte sich als produktives Tool heraus, um mich nicht nur auf besonders sichtbare bzw. hegemoniale Akteur_innen, Debatten und Denkweisen zu konzentrieren, sondern auch zu fragen, wer oder was weniger präsent ist oder thematisiert wird bzw. ›fehlt«. Dieser Frage ging ich im Sinne einer bewussten Strategie nach, um weniger mächtige bzw. im hegemonialen Sinne nicht-mitgedachte, unsichtbare oder zum Schweigen gebrachte (menschliche und nicht-menschliche) Akteur_innen einzuholen und in Bezug zur Wirkungsweise von Repronormativität zu setzen.¹⁸ Dies war mir insbesondere dahingehend ein Anliegen, unterschiedlich privilegierte oder von Gewalt betroffene Subjekte in Verflechtung mit interdependent wirksamen Aspekten von Gender, Sexualität, *Race*, Alter und Be_hinderung an der Schnittstelle zu Elternschaft und Elternwerden zu befragen. Somit nutzte ich diese kritische Befragung meiner Maps als machtanalytisches Tool, um »epistemische Vielfalt« (Clarke et al. 2015: 21f.) in meiner Analyse zu fördern und gezielt mit selbstverständlich gewordenen hegemonialen Denkweisen und Hierarchien zu brechen (ebd.). Dabei ging es mir nicht zuletzt darum, unter Berücksichtigung der »queerness of matter and things« (Graham 2010: 184), den komplexen Prozessen des Elternwerdens jenseits einer vereinfachenden, cisnormativen und biologistischen Erklärung nachzugehen, ohne jedoch die in den Situational Maps visualisierten biologischen, körperlichen

18 Inspiriert hat mich hierzu nicht zuletzt Clarkes Anspruch, »das Selbstverständliche der Situation« aufzubrechen und die »Handlungsfähigkeit« der nicht-menschlichen Elemente, die in der Situation präsent sind, sichtbar zu machen, um »die Welt ganz neu sehen [zu] können« (Keller/Clarke 2011: 116).

und anderen materiellen Elemente außen vor zu lassen (Fox/Alldred 2014: 408).

Durch die an die Situational Mappings anschließende Praxis des ›Relational Mappings‹ stand mir zudem ein Tool zur Verfügung, um jeweils unterschiedliche Verbindungslinien und Zusammenhänge herauszuarbeiten und analytisch einzuholen. Insbesondere erwies sich die hierdurch stimulierte Perspektive der Relationalität verschiedener Elemente als produktiv, um diese dahingehend zu befragen, wie (und warum) sie miteinander in Verbindung stehen, welche Effekte sich daraus konstituieren, sowie auch, wie sich Verbindungslinien (potenziell) verschieben und verändern können. So konnte ich die Praxis des Relational Mappings dafür nutzen, Verstrickungen in den Blick zu nehmen und in ihren verschiedenen Bedeutungsfacetten sowie ihrer Beweglich- oder ›Hartnäckigkeit‹ zu analysieren und in Bezug zu den Konstituierungs- und Wirkungsweisen von Repronormativität zu setzen (vgl. Clarke et al. 2018: 50).

Die verschiedenen Mapping-Verfahren nutzte ich ferner, um das Potenzial meines abduktiven Vorgehens auszuschöpfen und unterschiedliche Analyserichtungen zu berücksichtigen, während ich dabei die Situietheit meiner Analyseschritte stets im Auge behielt. Unter anderem setzte ich im Rahmen von kollektiven Analyse- und Feedbackschleifen in Kolloquien und Interpretationsgruppen meine Mappings im Forschungsprozess ein, was die Praxis des ›remapping‹ stimulierte, um so meinen eigenen Blick auf das Material kritisch zu hinterfragen und zu bereichern (ebd.). Diesen Mapping-Prozess begleitete ich parallel mit der kontinuierlichen Verschriftlichung von theoretisch-analytischen Memos.

Schließlich erwies sich das Softwareprogramm MAXQDA als hilfreich, um die Fülle des empirischen Materials und die daraus entwickelten Codes festzuhalten, zu organisieren und laufend anzupassen.

4.4 Vorstellung des Samples und des analysierten Materials

Erfahrungen des Elternwerdens in ihrer Diversität zu betrachten erfordert, unterschiedliche Faktoren von sozialer Ungleichheit, die nicht zuletzt Wege des Elternwerdens beeinflussen, einzuholen (vgl. 3.1). Entsprechend ging es mir im Sampling-Verfahren darum, möglichst unterschiedliche Positionierungen und Lebenserfahrungen einzubeziehen. In der folgenden Vorstellung

des Samples stelle ich dies dar und gehe dabei darauf ein, inwieweit mir dies gelungen ist und hinsichtlich welcher Aspekte das Sample Grenzen aufweist.

Insgesamt habe ich im Zeitraum zwischen 2018 und 2022 20 Personen interviewt, darunter zwölf Menschen, die Eltern geworden sind, werden wollten oder sich im Prozess befanden, einen Kinderwunsch umzusetzen. Darüber hinaus umfasst das Sample sieben Personen, die durch ihre berufliche Tätigkeit als Hebamme, Doula oder Beratungsperson Kontakt zu werdenden trans* Eltern haben und sich im Interview zu ihrem fachlichen Bezug zum Thema geäußert haben.

Die bewusste Entscheidung, trans* und nichtbinäre Erfahrungen und Perspektiven in Hinblick auf Elternwerden zu fokussieren, zielt darauf ab, den Forschungsstand, der sich weitestgehend auf cisnormative Praktiken des Elternwerdens bezieht, zu erweitern und trans* und nichtbinäre Realitäten in Hinblick auf Elternschaft sichtbar zu machen (vgl. Kapitel 2.1). Entsprechend bestimmen die Erfahrungen von trans* und nichtbinären Personen das Sample dieser Forschung. Die Personen, die ihre Erfahrungen in Hinblick auf Elternwerden geteilt haben, positionieren sich als (gender-)queer, nichtbinär trans*, transsexuell, trans*männlich, trans*weiblich, butch, sowie in den Fällen zweier Partner von trans* Personen, als cis männlich. Der größte Anteil des Samples identifiziert sich als nichtbinär trans* (sechs Personen) oder trans* männlich (drei Personen), sowie darüber hinaus als transsexuell männlich (eine Person) sowie zwei Personen als trans* weiblich. Über die Hälfte der interviewten Fachkräfte positionieren sich als cis weiblich, eine Person als genderqueer und eine als nichtbinär trans*.

Nicht berücksichtigt sind im Sample inter* Positionen.¹⁹ Entsprechend kann diese Forschung keinen Anspruch darauf erheben, Einblick in die Erfahrungen oder Lebensrealitäten von inter* positionierten Personen in Bezug auf Elternwerden zu gewähren. Zugleich sind nichtbinäre Positionen und Erfahrungen an der Schnittstelle zu Elternschaft und Elternwerden am meisten im Sample repräsentiert, was auf mögliche partielle Überschneidungen,

19 Zum Fokus dieser Forschung auf die Erfahrungen von trans* und nichtbinären Personen habe ich im Laufe des Forschungsprozesses gefunden, wobei einerseits dazu beigetragen hat, nicht die unterschiedlichen Erfahrungen, die trans* und inter* positionierte Menschen machen, vereinheitlichen zu wollen, während andererseits nur sehr wenig Literatur zum Thema inter* und Elternschaft auffindbar war. Dieser Aspekt verweist nicht zuletzt auf den Forschungsbedarf zu den Lebensrealitäten von inter* positionierten Menschen hinsichtlich Elternschaft und Reproduktion hin, den ich in Kapitel sieben nochmals aufgreife.

jedoch keineswegs auf eine Gleichsetzung mit den Erfahrungen von inter* positionierten Personen schließen lässt.

Als sexuelle Orientierung gaben die Forschungsbeteiligten an, sich queer, pansexuell, »offen«, schwul, bi/homo, poly oder, im Fall von zwei Fachkräften, hetero zu positionieren. Ein Großteil des Samples lebt in einer Paarbeziehung (sechs Paare, drei davon nicht-monogam). Drei Paare gaben an, verheiratet zu sein. Eine Person lebt in einer Poly-Beziehungskonstellation und eine Person gibt an, single zu leben.²⁰

Im Sample vertreten sind Menschen, die auf unterschiedliche Weise Eltern werden (wollen) oder geworden sind: So ist ein großer Anteil des Samples leiblich Elter geworden oder streben dies an (neun Personen – fünf davon haben den gebärenden und vier den zeugenden Part übernommen). Sechs Personen sind in einer (ehemaligen) Paarkonstellation Eltern geworden, in der beide Elternteile leibliche Eltern geworden sind. Eine Person ist nicht-leiblicher Elternteil einer Elternkonstellation, die per medizinisch assistierter Insemination zustande gekommen ist, eine Person strebt an, nicht-leiblicher Elternteil einer Elternkonstellation zu werden, die per »diy«-Insemination zustande kommen soll und eine Person befindet sich im Prozess, per »diy«-Insemination schwanger zu werden. Eine Person teilte darüber hinaus ihre Erfahrungen als Pflegeelter.

Zwei Paare sind ungeplant schwanger bzw. Eltern geworden. Drei weitere Personen haben ihren Kinderwunsch per selbstorganisierter Samenspende zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht erfüllt und waren im Prozess dessen, dies zu planen. Von einem Paar habe ich nach der Erhebungsphase erfahren, dass sie (vorerst) ihren Prozess des Elternwerdenwollens abgebrochen haben und von einer anderen Person habe ich die Nachricht erhalten, ihr Kind geboren zu haben.

Die Anzahl der Kinder der jeweiligen interviewten Personen ist unterschiedlich. Wenngleich die Anzahl der Kinder bezogen auf den Prozess des Elternwerdens und im Alltag des (geplanten) Elternseins relevant ist, wird sie aus anonymisierungsgründen in dieser Arbeit nicht in den Fokus gerückt. Ebenfalls werden die konkreten Berufstätigkeiten und Angestelltenverhältnisse der interviewten Personen (abgesehen von den interviewten Fachkräften) aus anonymisierungsgründen nicht thematisiert, ebenso wenig der Wohn- bzw. Arbeitsort.

20 Die Zuordnung zur Beziehungs- und Familienform bezieht sich auf die interviewten (werdenden) Eltern; die interviewten Fachkräfte sind davon ausgenommen.

Zum Zeitpunkt der Erhebung gaben die Forschungsteilnehmenden an, zwischen 18 und 59 Jahre alt zu sein. Bei den meisten Personen, die mir von ihren persönlichen Erfahrungen des Elternwerdens berichteten, lag die Zeit des Prozesses des Elternwerdens weniger als fünf Jahre zurück, bei zwei Personen jedoch über zehn Jahre.

Der Großteil der interviewten Personen besitzt eine deutsche Staatsangehörigkeit, während zwei Personen eine nicht-deutsche EU-Staatsangehörigkeit und drei Personen eine außer-europäische Staatsangehörigkeit besitzen. Keine der befragten Personen befinden sich in einer aufenthaltsrechtlich unsicheren Position.

Überrepräsentiert im Sample sind ferner *weiß* positionierte Personen. Sechs der Forschungsteilnehmenden haben Migrations- oder postmigrantisches Erfahrungen. Mehrere interviewte Personen sind von unterschiedlichen Formen von Mehrfachdiskriminierung betroffen: drei Personen sind nicht-binär trans* und leben mit einer Be_hinderung, darunter ist eine Person mehrfach be_hindert. Eine nichtbinäre trans* Person ist von Rassismus betroffen und lebt mit einer Be_hinderung.

Neun Personen lebten zum Zeitpunkt der Interviews in unterschiedlichen mittelgroßen Städten in Deutschland (In Nord-, Mittel- und Süddeutschland) und neun Personen in unterschiedlichen deutschen Großstädten (drei der interviewten werdenden Eltern und sechs der sieben befragten Fachkräfte). Keine Person lebte aktuell im ehemaligen Osten Deutschlands, wobei zwei Personen dort geboren und aufgewachsen sind. Keine der Interviewpartner_innen lebte zum Zeitpunkt des Interviews im dörflichen oder ländlichen Setting. Eine Fachkraft berichtete jedoch über ihre Arbeitstätigkeit im ländlichen Raum.

Im Sample sind Personen mit einem akademischen Bildungsabschluss stark überrepräsentiert. 15 Personen gaben an, einen Universitäts- oder Hochschulabschluss zu haben (darunter fünf der sieben Fachkräfte). Drei Personen gaben an, einen Haupt- oder Realabschluss, sowie eine Personen eine Ausbildung als höchsten Bildungsabschluss absolviert zu haben.

Alle Interviewten gaben in Bezug auf ihre Religionszugehörigkeit an, atheistisch oder konfessionslos zu sein sowie eine Person Teil einer alternativen Glaubensgemeinschaft anzugehören. Teilweise gaben die Interviewpartner_innen an, christlich sozialisiert zu sein.

Von den insgesamt 17 geführten Interviews (zwei davon als Paar- bzw. Gruppeninterview) und zwei teilnehmenden Beobachtungen beziehe ich mich in meiner Analyse auf 16 anonymisierte Interviewtranskripte, eine anonymisierte Feldnotiz und ein anonymisiertes Transkript eines informellen

Gesprächs, das im Anschluss an eine teilnehmende Beobachtung aufgezeichnet wurde.

Jeder Forschungsprozess findet in einem ganz bestimmten Zeitraum statt. In der Zeit während diese Forschung vorangeschritten ist, haben sich bedeutende Veränderungen vollzogen. Zum einen hat die Sichtbarkeit von trans* Elternschaft im Rahmen von journalistischen, aktivistischen und wissenschaftlichen Beiträgen in der Zeit meines Forschungsprozesses zugenommen. Zum anderen haben sich bedeutende rechtliche Veränderungen rund um die Zeit meines Forschens ereignet, etwa mit der Einführung der sog. ›Ehe für Alle‹, der ›Dritten Option‹, sowie zuletzt auch mit dem ›Selbstbestimmungsgesetz‹, welches kurz nach Fertigstellung dieser Forschung in Kraft getreten ist. Die Erfahrungen der interviewten Personen beziehen sich demnach alle auf die Zeit vor der Verabschiedung des SBGG, sowie darüber hinaus teils vor und teils nach der Verfassungswidrigerklärung der Zwangssterilisationen laut TSG. Ungeachtet der genannten rechtlichen Veränderungen birgt diese Forschung wichtige Implikationen für die Gegenwart und Zukunft von trans* Elternschaften, wie ich in den folgenden Kapiteln aufzuzeigen suche.

5. Empirische Rekonstruktionen: Navigationen des Elternwerdens

Meiner zentralen Fragestellung nach dem ›Wie‹ des Elternwerdens nachgehend, stehen im Folgenden die Erfahrungen werdender trans* und nichtbinärer Eltern im Mittelpunkt. Die Situational Analysis nach Clarke bietet mir dabei Inspiration, um das Handeln werdender Eltern in Verflechtung mit der breiteren gesellschaftlichen ›Situation‹ zu analysieren. Neben den in den Interviews und teilnehmenden Beobachtungen geteilten Erfahrungen werden der Eltern nehme ich auch die Handlungen und Perspektiven verschiedener Fachkräfte in den Blick, die im Rahmen ihrer Arbeit einen Bezug zu trans* und nichtbinären Elternwerdensprozessen haben. Dies dient dem Ziel, den Navigationen des Elternwerdens in einem ›weiten‹ Sinne nachzugehen und verschiedene Perspektiven auf das Themenfeld einzuholen.

Die Interviewerzählungen, wie auch die informellen Gespräche und teilnehmenden Beobachtungen, die im Folgenden im Mittelpunkt stehen, haben mir im Laufe des Forschungsprozesses gezeigt, wie vielschichtig und ›vielschrittig‹ Wege des Elternwerdens sind. Sie haben mir auch gezeigt, welche verschiedenen ›Skills‹ und Voraussetzungen es erfordert, um in einer cis-heteronormativen Gesellschaft *trotz* mannigfaltiger Hürden als trans* oder nichtbinäre Person Elter/n zu werden. Sie haben meinen Blick dafür geschärft, welche Kraft, Kreativität und welchen Mut es erfordert, um Normen rund um Elternschaft zu navigieren und dabei Handlungsfähigkeit zu erlangen. Entsprechend sind die Ausführungen dieses Kapitels im Sinne einer Anerkennung jener Navigationen zu verstehen. Dies ist es, welches mich in meiner Suchbewegung und meiner Auseinandersetzung mit dem empirischen Material leitet.

In der Analyse des Materials kristallisierten sich drei thematische Bündelungen heraus, die die Struktur des vorliegenden Kapitels untergliedern: Kapitel 5.1 widmet sich den Erfahrungen werdender trans* und nichtbi-

närer Eltern bezogen auf Recht und rechtliche Anerkennung, Kapitel 5.2 der Inanspruchnahme medizinischer und geburtshilflicher Versorgung und Kapitel 5.3 Aspekten zu sozialer Teilhabe, (Un-)Sichtbarkeit und sozialer Zugehörigkeit. Jeweils – in Hinblick auf Recht, medizinische Versorgung und bezogen auf soziale Teilhabe – nehme ich genauer in den Blick, wie sich Repronormativität empirisch zeigt und wie werdende Eltern mit den damit einhergehenden Anrufungen, Hürden und Ausschlüssen umgehen. Dabei geraten unterschiedliche Dynamiken, Ambivalenzen und Interdependenzen an der Schnittstelle von trans* Sein und Elternwerden in den Blick, die ich ausgehend vom empirischen Material genauer untersuche. Mit dieser Dreiteilung greife ich die im bestehenden Forschungsstand zu queeren Familien häufig zu verzeichnende thematische Schwerpunktsetzung zu den Bereichen Recht und Medizin auf, um diese bezogen auf die Erfahrungen trans* und nichtbinärer Personen zu nuancieren. Darüber hinaus geben die Erfahrungen zu sozialer Teilhabe, (Un-)Sichtbarkeit und Zugehörigkeit Aufschluss über die Praktiken, Realitäten und Relevanzsetzungen werdender Eltern, die über jene Schwerpunktsetzungen hinausgehen.

5.1 Recht navigieren: Handlungsspielräume im Lichte selektiver Anerkennungsordnungen

In verschiedenen Momenten des Forschungsprozesses wurden immer wieder spezifische Herausforderungen in Hinblick auf die rechtliche Lage und rechtliche Anerkennung als Elter/n sowie die damit verbundenen Implikationen sicht- wie auch spürbar. In der Praxis meiner Recherchen sowie beim Versuch, mir selbst einen Überblick über die konkrete rechtliche Lage in Relation zu trans* Elternschaft zu verschaffen, machte sich immer wieder ein Gefühl der Unzufriedenheit, der Überforderung und des Unbehagens breit. Besonders deutlich spürte ich dies bei informellen Gesprächen mit Forschungsteilnehmenden, bei denen ich unter anderem mit Fragen und Unsicherheiten adressiert wurde, dazu aber nicht immer Antworten liefern konnte und beispielsweise lediglich auf das ein oder andere Gerichtsurteil, anstatt auf eine eindeutige Rechtslage verweisen konnte. Als mir eine Beratungsperson davon erzählte, im Rahmen der Arbeit selbst manchmal das Gefühl zu haben »in Anführungszeichen enttäuschen zu müssen« (Interview Beratungsperson Kris), resonierte dies mit meiner Erfahrung, mich im Rahmen der Forschung mit einer undurchsichtigen Rechtslage zurechtfinden zu

müssen und nicht immer Antworten auf die mir gestellten Fragen liefern zu können. Im Laufe der Erhebungsphase nahm ich wahr, dass dieses Gefühl mit dem meiner Interviewpartner_innen auf gewisse Weise zu resonieren schien. Sobald es um ihre Erfahrungen in Hinblick auf die rechtliche Anerkennung ihrer Elternschaften ging, nahm ich ein affektiv aufgeladenes Erzählen, eine angespannte Stimmung, ein Unbehagen oder auch einen gewissen Zynismus wahr. Ausgehend von dieser Wahrnehmung in den Erhebungssettings wurde Recht als ein hürdenbehaftetes und belastendes Themenfeld in Relation zum Elternwerden deutlich.

Wie bereits aufgeworfen, ist die Frage der rechtlichen Anerkennung des Elternschafts- und Sorgeberechtigtenstatus höchst relevant.¹ Für Elternkonstellationen, die sich nicht in das cis-heteronormative Zweiermodell einfügen lassen, stellt die rechtliche Anerkennung jedoch keine Selbstverständlichkeit dar. Dies ist auch nach der Einführung des SBGG, wie auch in der Zeit davor, auf die sich die in den Interviews geteilten Erfahrungen beziehen, der Fall.² Rechtlich wird demnach noch immer ein cis-binäres Verständnis von Geschlecht bedeutsam gemacht. Die cis-heteronormative Logik zeigt sich ganz besonders, wie bereits in Kapitel eins beschrieben, im Abstammungsrecht, durch das die binär-vergeschlechtlichten Elternpositionen ›Mutter‹ und ›Vater‹ als zwingend festgehalten und an körperliche reproduktive Prozesse gekoppelt werden (§§ 1591, 1592 BGB). Ferner wird die Möglichkeit, qua Ehe oder Anerkennung zweiter rechtlicher Elternteil eines Kindes zu werden, für trans* und nichtbinäre Personen, die keinen männlichen Geschlechtseintrag haben, rechtlich ausgeschlossen.³ Als trans* oder nichtbinäre Person Eltern zu

-
- 1 Aus der rechtlichen Elternschaft leiten sich das Verwandtschaftsverhältnis zwischen Elter/n und Kind sowie die damit verbundenen Rechte und Pflichten ab, ebenso Staatsangehörigkeit, Namensrecht, Umgangs- und Unterhaltsrechte und -pflichten sowie Erbrechte.
 - 2 Wie bereits in 4.4 erläutert, beziehen sich die Erfahrungen der hier in den Blick genommenen Interviewpersonen auf die Zeit, in der das TSG in Deutschland gültig war. Dabei unterscheiden sich die Erfahrungen darin, teils in der Zeit vor sowie teils nach der Streichung des Paragraphen verortet zu sein, welches die Sterilisation für trans* Menschen vorschrieb, die ihren Personenstand änderten. Entsprechend beziehen sich die Erfahrungen auf unterschiedliche Rechtslagen, die ich jeweils bei der Analyse mit berücksichtige.
 - 3 So stand bis zur Verabschiedung des SBGG beispielsweise eine trans* Frau, die ein Kind gezeugt hat, aufgrund des geltenden Abstammungsrechts vor der Entscheidung, ihr leibliches Kind adoptieren zu müssen oder sich als ›Vater‹ mit falscher Geschlechts- und Namenszuordnung in der Geburtsurkunde eintragen zu lassen (Weber 2021). Im

werden oder werden zu wollen, heißt unweigerlich mit besonderen Herausforderungen und Anforderungen in Bezug auf die Anerkennung des Eltern-Kind-Verhältnisses konfrontiert zu sein.⁴

Dieses Kapitel widmet sich dem Themenfeld Recht in Relation zu trans* Elternschaft und Elternwerden. Dabei stehen die Erfahrungen und Perspektiven von (werdenden) trans* und nichtbinären Personen im Blick. Ich gehe dabei dem Interesse nach, mit welcher Situation – im Clarke'schen Sinne verstanden (Clarke et al. 2018) – werdende Eltern konfrontiert sind und was erforderlich ist, um rechtliche Elternschaft zu erlangen, bzw. die Frage rechtlicher Elternschaft im Prozess der Umsetzung eines Kinderwunschs zu navigieren.

Ausgehend vom Sample (siehe Kapitel 4.4) stehen unterschiedliche Wege des Elternwerdens und damit jeweils auf spezifische Weise verbundene rechtliche und bürokratische Hürden im Fokus, denen trans* und nichtbinäre Personen gegenüberstehen, um als Eltern rechtlich anerkannt zu werden und als solche (richtig) dokumentiert zu werden. Ebenso stehen unterschiedliche Praktiken im Blick, wie damit umgegangen wird. Wenngleich Elternwerden qua Stiefkindadoption⁵, Pflegschaft⁶ oder durch die Nutzung der eigenen re-

Gegensatz zu Personen, die in einer cis-heterosexuellen Ehe ein Kind bekommen und automatisch die zweite Elternstelle als solche rechtlich anerkannt wird, ist diese Option für Personen, die keinen männlichen Geschlechtseintrag haben – trotz Ehe – auch nach wie vor nicht gegeben (Chebout 2023; Richarz 2022: 60). Eine Ausnahme gilt für Personen, die einen weiblichen, diversen oder gestrichenen Geschlechtseintrag haben, aber vor der Änderung einen männlichen Geschlechtseintrag hatten. Diese Personen haben ein Wahlrecht und können sich gemäß § 11 Abs. 1 S. 2 2 HS SBGG im Verhältnis zu ihren Kindern auf den männlichen Geschlechtseintrag berufen. Sie werden dann zwar wie bisher als ›Vater‹ (und nicht als ›Mutter‹) des Kindes eingetragen, allerdings mit ihrem aktuellen Vornamen. Siehe dazu: <https://sbgg.info/artikel-11/>.

- 4 Ein Aspekt dessen ist, dass verschiedene Änderungen im Recht in den letzten Jahren vorgenommen wurden. Vor diesem Hintergrund ist die Frage des Elternwerdens mit vielen Fragen, Unsicherheiten und Uneindeutigkeiten verbunden (Chebout 2023).
- 5 Die Stiefkindadoption stellt entsprechend der Kriterien einer Fremdkindadoption ein amtliches Prüfungsverfahren dar, in dem die beantragenden Eltern eine verpflichtende Beratung durchlaufen und ein notariell beurkundeter Adoptionsantrag gestellt wird. Anschließend werden durch das Familiengericht der Antrag und die Adoptionsvoraussetzungen durch die Adoptionsvermittlungsstelle geprüft. Schließlich entscheidet das Familiengericht, ob einem Antrag auf rechtliche Elternschaft stattgegeben oder dieser abgelehnt wird (Mangold/Schröder 2020).
- 6 Im Rahmen von Pflegschaft leben ein oder mehrere Kinder in Folge eines zumindest zeitweisen Ausfalls der rechtlichen Eltern und im Auftrag des Jugendamts bei Pflegeeltern. Pflegeeltern sind befugt, über sämtliche Angelegenheiten des täglichen Lebens

produktiven Fähigkeiten unterschiedliche Wege des Elternwerdens darstellen, die sehr unterschiedliche Voraussetzungen mit sich bringen, nehme ich im Folgenden die hierzu in den Interviews geteilten Erfahrungen nebeneinander in den Blick.

So wendet sich Kapitel 5.1.1 zunächst den komplexen rechtlichen Herausforderungen zu, denen werdenden trans* Eltern im Rahmen von Stiefkindadoptions- und Pflegschaftsverfahren begegnen. In 5.1.2 nehme ich anschließend bürokratische Prozedere im Rahmen der Beantragung von Geburtsurkunden von neu geborenen Kindern in den Fokus. Schließlich widme ich mich in 5.1.3 verschiedenen Coping-, Abwägungs- und Umgangsstrategien zur Bewältigung von Hürden in Hinblick auf rechtliche Anerkennung und bürokratische Verwaltungsakte. In 5.1.4 fasse ich die empirischen Ergebnisse des Kapitels zusammen und spitze meine analytischen Überlegungen mit Bezug auf die Situational Analysis-Methodologie zu.

5.1.1 ›Geeignete‹ Eltern? Eignungsanforderungen und Normalisierungsstrategien im Rahmen von Stiefkindadoptions- und Pflegschaftsverfahren

Wie bereits in Kapitel eins skizziert, steht die Frage, wem rechtliche Elternschaft gewährt wird und wem nicht, im Zentrum kritischer Debatten, die die Realitäten queerer Eltern und Familien in den Blick rücken. Die Stiefkindadoption wie auch die Pflegschaft stellen Möglichkeiten dar, einen anerkannten Elternschaftsstatus zu erlangen. Welche Chancen jedoch werdende Eltern und Personen mit Kinderwunsch im Rahmen jener Verfahren haben, wie voraussetzungsvoll diese sind und welche Erfahrungen Menschen hierbei machen, ist etwas, das sich höchst unterschiedlich gestaltet. Dabei wirken sich rechtliche Vorgaben, zur Verfügung stehende Informationen und normative Vorstel-

des Kindes zu entscheiden, während das Sorgerecht jedoch bei den rechtlichen Eltern liegt. Pflegefamilien unterscheiden sich von Adoptivfamilien dahingehend, dass das Pflegeverhältnis prinzipiell zeitlich begrenzt ist und die rechtlichen Eltern des Pflegekindes mehr oder weniger präsent sind. Das bedeutet, dass nach der Anerkennung als Pflegeeltern, die Herkunftsfamilie des Kindes, aber auch das Jugendamt im Familienleben der Pflegefamilie involviert sind. Pflegeeltern müssen vergleichbare Kriterien wie Adoptiveltern erfüllen und werden durch das Jugendamt geprüft. Meist ist eine Informationsveranstaltung der erste Schritt zur Pflegeelternschaft, woran anschließend Schulungen und Seminare absolviert werden und Gespräche sowie Hausbesuche stattfinden (Köhler et al. 2017).

lungen nicht nur auf den Verlauf von Verfahren aus, sondern auch auf bereits frühe Schritte zur Umsetzung eines Kinderwunsches.

So machen sich auch Hank (they/er) und Betty (she/they) in der Planung der Umsetzung ihres Kinderwunsches viele Gedanken über die Zukunft mit Kind, darunter auch über die Frage der rechtlichen Anerkennung ihrer Elternschaft. Dabei ist der rechtliche Elternschaftsstatus von Hank, anders als bei Betty, die diesen qua Geburt automatisch bekommen würde, mit Hürden verbunden. Gemäß der geltenden Gesetzeslage würde Hank mit der Geburt des Kindes nicht automatisch rechtliche Elternschaft erlangen und müsste das Kind qua Stiefkindadoptionsverfahren adoptieren. Das heißt, dass Betty, obwohl Hank und Betty verheiratet sind, zunächst alleiniger rechtlicher Elternteil wäre (Richarz 2022).⁷ Hank und Betty setzen sich vor diesem Hintergrund im Zusammenhang mit ihrem Kinderwunsch intensiv mit dem ihnen bevorstehenden Stiefkindadoptionsverfahren auseinander. Sie wissen, dass ihnen mit der Umsetzung ihres Kinderwunschs ein voraussetzungsvolles amtliches Prüfungsverfahren bevorsteht, in dem sie ihre Finanzen offenlegen, von der Adoptionsvermittlungsstelle befragt und in ihrem Zuhause besucht werden. Zusätzlich fallen Kosten an, die in Hanks und Bettys Fall dadurch ansteigen, dass sie diverse offizielle Dokumente zuerst ins Deutsche übersetzen und notariell beurkunden lassen müssen, da sie erst vor wenigen Jahren nach Deutschland migriert sind. In ihren Überlegungen wägen sie ferner ab, was aus der Sicht der zuständigen Vermittlungsstelle bzw. des Familiengerichts für und was gegen ein erfolgreiches Verfahren sprechen könnte. Dabei kommen sie zunächst auf Aspekte, aufgrund derer sie ihre Chancen als positiv einschätzen: sie sind ein verheiratetes Paar, sind beide Ende zwanzig und haben diverse »markers of stability« (Hank Gespräch Rechtsberatung), wie Hank es nennt, vorzuweisen. So ist Hank erfolgreich im Freelancing tätig, während Betty eine befristete Vollzeitstelle mit stabilem Einkommen hat. Gemeinsam

7 Bis zum Ende des Adoptionsverfahrens haben Eltern offiziell keinerlei elterliche Rechte oder Pflichten und können kein Eltern-Kind-Verhältnis nachweisen (Richarz 2022: 60). Davor steht der_m Partner_in der gebärenden Person nur das kleine Sorgerecht und das Notsorgerecht zu. Erst nach Ausspruch der Stiefkindadoption sind die gebärende Person und der_die Partner_in rechtlich gemeinschaftliche Eltern des Kindes (§§ 1626 BGB; 1684 Abs. 1 BGB). Das hat den Effekt, als zweiter Elternteil im Alltag keinerlei rechtswirksame Entscheidungen für das Kind treffen zu können, wodurch potenziell schwierige Situationen entstehen, wenn etwa Entscheidungen für ein krankes Kind getroffen werden müssen oder falls die gebärende Person verstirbt. Zur rechtlich schwierigen Situation von Mehrelternfamilien siehe (Teschlade et al. 2023b).

mieten sie eine Zweizimmerwohnung in einem Viertel einer mittelgroßen Stadt, in dem viele andere Familien mit Kindern leben.⁸

Betty: »I mean generally I don't think the adoption would be super problematic. I think people do that and indeed you know, people like us, we're a nice family unit« Hank: »we should print out wedding photos or something and hang them around the house ((laughs))« Betty: »yeah – I have a stable job, you would be a stay-at-home parent – or not stay-at-home parent, but like you would be–« Hank: »((laughs))« Betty: »so there's a person that has a stable employment and there's a person that can like stably take care of the child« Hank: »hm yeah ((chuckling))« Betty: »because you can work from home – I mean you say that kind of shit to just convince them, right?« (Betty und Hank, Gespräch Rechtsberatung)

Hank und Betty stellen im obigen Interviewausschnitt heraus, wodurch sie im Adoptionsprozess punkten und – in Bettys Worten – eine »nice family unit«, also eine »nette Familieneinheit« repräsentieren können. Betty benennt ihren »stable job« und die Möglichkeit von Hank, von zu Hause aus zu arbeiten und so für das Kind da zu sein. Dabei kommt Hank in dem Moment ins Kichern, als Betty sie als »nice family unit« darstellt, und bringt die Idee ein, vor dem Besuch der Vermittlungsstelle Hochzeitsfotos in ihrer Wohnung aufzuhängen. Hanks Kichern kann dahingehend interpretiert werden, sich *nicht* oder *nicht ausschließlich* mit dem gezeichneten Bild zu identifizieren und sich davon abzugrenzen. Mit ihrer trans*_queeren und offenen Ehe, sowie ihrem Wunsch nach einem Elternschaftsmodell, in denen ihre »chosen family« eine wichtige Rolle im Leben des Kindes spielen, geht ihr Verständnis von Elternsein über ein traditionelles und im paarförmigen Sinn verstandenes Modell hinaus. Ferner weichen Hank und Betty, gepaart mit ihrem Vorhaben per »diy«-Samenspende schwanger zu werden, von dem normativen Modell des verheirateten, leiblichen Zwei-Elternpaares ab. Gleichwohl zeichnen sie ein ganz spezifisches Familienbild, durch das sie ihre Ehe, ihr gemeinsames Wohnen und ihre »familientaugliche« Arbeitsteilung hervorheben, um sich gegenüber dem Jugendamt als geeignete Zweielternfamilie zu präsentieren. Dabei überlegen sie sich entsprechende Praktiken, um den »(normative[n]) Erwartungen an das standardisierte Beziehungspaar »Eltern«« (Mangold/Schröder 2020) zu entsprechen. Als Betty ins Stocken gerät, zeigt sich allerdings, ähnlich wie bei Hank, ein Bruch

8 Hank und Betty sind darüber hinaus beide *weiß* positioniert und *able-bodied*.

mit dem Narrativ der ›netten Familieneinheit‹, was suggeriert, dass das gezeichnete Narrativ eben *nicht ganz* mit ihrer Realität übereinstimmt. Schließlich macht die Erklärung von Betty (»you say that kind of shit to just convince them, right?«) eindrücklich, dass Hank und Betty eine *selektive* Darstellung inszenieren, um das Jugendamt zu überzeugen.

Der Einblick in Hanks und Bettys Überlegungen zeigt auf, was Mangold und Schröder in ihrer Betrachtung von Stiefkindadoptionsverfahren cis lesbischer Paare als »Normalisierungsstrategien« queerer Eltern herausarbeiten, die praktiziert werden, um sich als ›geeignete‹ Eltern zu inszenieren (Mangold/Schröder 2020). Bestandteil jener Strategien sind neben Faktoren wie Beziehungsform und Alter, finanziellen Ressourcen und Arbeitsverhältnissen zudem die Bedeutung von Wohnraum⁹ und die bewusste Anordnung von Gegenständen, wie etwa Hochzeitsfotos, wie in Hanks und Bettys Erzählung deutlich geworden ist. Jene Praktiken werden in Abstimmung mit normativen Vorstellungen von paarförmiger Elternschaft und vergeschlechtlichter Arbeitsteilung abgestimmt. Der Einblick in Hanks und Bettys Auseinandersetzung mit dem ihnen bevorstehenden Stiefkindadoptionsverfahren zeigt auf, wie sie im Streben nach rechtlicher Anerkennung vor der Aufgabe stehen, selektive Narrative unter Einbezug materieller Artefakte zu stricken, um sich gemessen an bürgerlichen Familien- und Elternschaftsnormen zu präsentieren. Zugleich werden Aspekte ihres queer, poly und trans* Seins in den Hintergrund gerückt.

Dabei werden Hanks und Bettys Vorbereitungen des Stiefkindadoptionsverfahrens an der Schnittstelle von Staatsangehörigkeit und Geschlecht verkompliziert. Die Tatsache, dass sie keine deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, wirft ebenso wie Hanks trans* Sein Fragen im Vorfeld des Stiefkindadoptionsverfahrens auf, die ihnen in Bezug auf die Interaktion mit dem Jugendamt Sorge bereiten. Damit zusammenhängend kommen neben der Auslotung jener Aspekte, die für einen positiven Ausgang sprechen könnten, auch Sorgen, Unsicherheiten und Zweifel in Bezug auf das Verfahren auf sowie die Frage, ob der Weg über die Stiefkindadoption der einzige ihnen zur Verfügung stehende Weg darstellt. Hank und Betty vereinbaren daher einen Rechtsberatungstermin bei einer Anwältin für Familienrecht, zu dem ich sie begleiten darf. Bei dem Beratungstermin erläutert die Anwältin die Schritte des Stiefkindadoptionsverfahrens. Währenddessen schaue ich zu Hank und

9 Hank und Betty erzählen mir im Gespräch, dass sie sich auch Gedanken dazu gemacht haben, der Vermittlungsstelle zu zeigen, wie sie ihr Arbeitszimmer in ein Kinderzimmer umfunktionieren werden.

Betty hinüber. Beide haben jeweils einen Notizblock mitgebracht, den sie fest umklammert haben und in den sie regelmäßig blicken und fleißig Stichworte notieren. Sie hören dabei der Anwältin aufmerksam zu. Ab und zu werfen sie sich gegenseitig unauffällig einen ernsten Blick zu. Die Anwältin erklärt, dass das Eignungsverfahren »nichts mit queer zu tun hat« (Anwältin, Feldnotizen Rechtsberatung) und alle, auch nicht-queere Wunscheltern diesen Prozess durchlaufen müssen. Gleichwohl wendet sie ein, dass sie von Klient_innen in queeren und anderen nicht-normativen Elternkonstellationen weiß, die schlechte Erfahrungen mit der Voreingenommenheit von Mitarbeitenden des Jugendamts gemacht haben. Vor diesem Hintergrund und auch, da sie keine deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, rät sie Hank und Betty, einen *besonders* guten Eindruck zu erwecken. Dafür schlägt sie ihnen vor, sich bereits früh beim zuständigen Jugendamt vorzustellen, und so schon vor der Geburt des Kindes zu signalisieren, »dass sie eine Familie sind« (Anwältin, Feldnotizen Rechtsberatung). Im Nachklang des Beratungstermins, nach dem wir uns in ein Café setzen, geht Betty auf ihre Eindrücke zum Beratungsgespräch ein:

»Yeah, so at the beginning I think I saw a moment of despair in you and it was reflected in me as well when she said like ›oh well, you would have to adopt‹. I looked at you and you looked so distraught. And that's how I felt as well. I think it's this like whole idea of proving that you're a good parent.«
(Betty, Gespräch Rechtsberatung)

Betty erinnert sich im Nachgang zum Rechtsberatungstermin daran, bei Hank einen Moment der Verzweiflung wahrgenommen zu haben, als sich abzeichnete, dass der Weg zur rechtlichen Elternschaft von Hank einzig über das Verfahren der Stiefkindadoption gehen könne. Betty erzählt, sich selbst ebenfalls verzweifelt gefühlt zu haben, verbunden mit der »whole idea«, sich als »good parent« dem Amt gegenüber »beweisen« zu müssen. Das Gefühl der Verzweiflung zeigt sich im obigen Zitat als verbunden mit der bei Hank liegenden Last, sich einem Prüfungsverfahren zu unterziehen. Daran anschließend gehen Hank und Betty in unserem Gespräch auf die potenzielle Möglichkeit ein, das Stiefkindadoptionsverfahren nicht erfolgreich zu durchlaufen:

Betty: »It just it drives me up the wall thinking you know ›a good proper family‹; because what if we get a fucking transphobic officer?« Hank: »mhm«
Betty: »you know, what then?« Hank: »I know. I guess we didn't really go into the darker side of like what happens if they decide that we're not fit – I mean

you will be fit. What if they decide that I'm not fit, you know? Like does that happen, do couples get denied parentage? Like could I be denied?» (Betty und Hank, Gespräch Rechtsberatung)

Das Gefühl der Verzweiflung macht sich vor dem Hintergrund der Sorge, das Stiefkindadoptionsverfahren womöglich nicht erfolgreich zu durchlaufen und abgelehnt zu werden, breit. Dadurch wird deutlich, wie insbesondere Hank sich der Adoptionsvermittlungsstelle bzw. dem Jugendamt gegenüber in einer ausgelieferten Situation befindet. Die Möglichkeit, an eine_n trans*feindliche_n Sachbearbeitende_n zu geraten wird dabei als ein potenzieller Risikofaktor sichtbar, während sich die Einstufung als »not fit«, also als nicht-elterngeeignet, zu einer denkbaren Möglichkeit herauskristallisiert.

Hank und Betty stehen demnach trotz ihrer zahlreichen »markers of stability« (Interview Hank) gleich mehreren Unsicherheitsfaktoren gegenüber. Anhand der Anforderung, sich aufgrund der fehlenden deutschen Staatsangehörigkeit als »besonders elterngeeignet« darzustellen sowie bezogen auf Hanks trans* Sein zeigt sich ihre besondere Ausgeliefertheit gegenüber den Ermessensspielräumen der Sachbearbeitenden. Die Einschätzung der »Geeignetheit«, die in Bezug auf das antizipierte »Kindeswohl«¹⁰ vorgenommen wird, wird zu einer subjektiven und für Hank und Betty schwer zu fassenden Angelegenheit (Siegel 2024b, 2024a; Teschlade et al. 2023b). Empirisch wird sichtbar, wie werdende Eltern wie Hank und Betty vor der Aufgabe stehen, mögliche Ablehnungsrisiken im Rahmen des bevorstehenden Stiefkindadoptionsverfahrens – mitunter auch auf einer affektiven Ebene – auszuloten. In der Angst von Hank und Betty, den harten Anforderungskriterien des Jugendamts womöglich nicht zu entsprechen, verdeutlicht sich die normative Setzung *bestimmter* Familien, der Hank und Betty nicht entsprechen. Als trans*_queere und nach Deutschland migrierte Familie antizipieren Hank und Betty vor diesem Hintergrund einer strengeren Prüfung vom Jugendamt unterzogen

10 Der Begriff des »Kindeswohls« ist nicht näher im Recht bestimmt und stellt demnach keinen Rechtsbegriff im engeren Sinne dar. Dennoch hat das Konzept gesellschaftliche Bedeutung und wirkt u.a. in Adoptionsverfahren, in dem er mitunter als »Einfallstor für heterosexistische oder anderweitige Normerwartungen« (Richarz 2022: 60) dienen kann, wie sich auch ausgehend von den oben geschilderten Überlegungen von Hank und Betty zeigt. Zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Konzept des »Kindeswohls« in Relation zu trans* Elternschaft siehe Richarz (2022), Siegel (2024a, 2024b) und McGuinness/Alghrani (2008) sowie vergleichend dazu in Bezug auf den Kindesentzug alleinerziehender geflüchteter Frauen Ulmer (2024).

zu werden (vgl. Mazzaferro 2023: 125). Hanks Verweis auf die »darker side« (Hank, Gespräch Rechtsberatung) ist dabei bezeichnend und kann als ein Hinweis auf die »Kehrseite« einer Anerkennungsordnung verstanden werden, die auf der einen Seite Elternschaften anerkennt und auf der anderen Seite verwehrt (»would I be denied?«, ebd.).¹¹ So sind sich Hank und Betty bewusst, dass es ihnen womöglich nicht gelingt, »trotz Rückgriff auf verschiedene Normalisierungsstrategien« eine »[ausreichend] »normale Familie« herzustellen« (Mangold/Schröder 2020). Obwohl Hank und Betty verheiratet sind und Universitätsabschlüsse, ein stabiles Einkommen, eine gemeinsame Wohnung sowie ein »geeignetes« Alter für ein Adoptionsverfahren vorweisen können und zudem able-bodied und weiß-positioniert sind, besteht die Möglichkeit, als rechtlich anerkannte Elternkonstellation abgelehnt zu werden.

Auch in Hinblick auf die Anerkennung von Pflegeelternschaft stehen werdende Eltern vor besonderen Eignungsanforderungen. So erzählt Benno (er/they) von der Erfahrung, in einer trans* und poly-Elternkonstellation Pflegeelter geworden zu sein:

»Wir haben uns ((tiefes Einatmen)) darüber ausgetauscht innerhalb der Dreierbeziehung ob wir das machen wollen und auch, ob wir trans* outen wollen und so und haben uns dann dafür entschieden, weil wir dachten es ist 'ne Pflegesituation, da geht es ja sehr viel auch um so Offenheit, Lügen, Transparenz. Wir haben das halt alles offengelegt, weil wir nicht wollten, dass uns das irgendwann mal angelastet wird.« (Interview Benno)

Benno geht in diesem Zitat auf den Abwägungsprozess ein, their trans* Sein im Pflegschaftsverfahren gegenüber dem Jugendamt entweder offenzulegen oder zu verschweigen. Dies zeigt zunächst auf, wie nicht nur im Rahmen von Stiefkindadoptionen- sondern auch in Pflegschaftsverfahren bewusste Abwägungen dahingehend bedeutsam werden, welche Aspekte gegenüber dem Amt aufgrund möglicher Konsequenzen offenbart werden und welche nicht. Anhand von Bennos Zitat wird ein Konflikt sichtbar, mit dem Bennos Konstellation konfrontiert ist: entweder sie »outen« (Interview Benno) sich als trans*_queere Beziehungskonstellation, oder sie verschweigen dies und nehmen damit aber in Kauf, dass ihnen dies später »irgendwann mal angelastet

11 Die von Hank aufgeworfene »darker side« weist damit auch auf ein (normatives) Verständnis dessen, was Elternwerden »eigentlich« sein sollte: nämlich vorfreudig (vgl. Nay 2017).

wird« (ebd.).¹² Die von Benno geschilderten Überlegungen machen sichtbar, wie trans* Sein, ähnlich wie bei Hank, als ein Faktor gilt, der ein positives Ergebnis des Verfahrens gefährden könnte und daran anschließend als etwas zu Outendes verhandelt wird. Das tiefe Einatmen von Benno kann an dieser Stelle als ein affektiv-körperlicher Ausdruck der Schwierigkeit rund um die Frage des Outings gegenüber dem Amt gelesen werden. Entsprechend stand Bennos Beziehungskonstellation einem belastenden Konflikt gegenüber, in dem das Outing als trans* einerseits die Anerkennung als Pflegeeltern gefährden, eine Verschweigung dessen andererseits aber auch andere Probleme hätte nach sich ziehen können. So fand sich Bennos Beziehungskonstellation in einer konflikthaften Abwägung zwischen Eignungsanforderungen, Offenbarungsdruck, potenziellen Ablehnungsrisiken und möglichen Vorwürfen wieder. Dieser Abwägung liegt, so die im Folgenden rekonstruierte These, das Denken einer vermeintlichen Ausschließlichkeit von trans* Sein und Elternwerden zugrunde, wie im folgenden Interviewauszug, in dem Benno auf das Handeln der Pflegeelternberatenden eingeht, deutlich wird:

»Die Pflegeelternberaterin meinte auch zu uns also sie hat das halt alles aufgenommen mit Dreierbeziehung und queer und trans* und sie hat glaube ich tatsächlich uns sowas gesagt wie »sie hat das gesehen, sie packt das in die Schublade und da wird nicht mehr drüber geredet«. Also sie hat sozusagen unsere Familiensituation und ja so die Facts, dass ich trans* bin, genommen und quasi abgenickt und verschwiegen. Was ich ganz schön krass finde im Nachhinein. Also was wir auch damals schon ganz schön krass fanden, aber wenn sie das halt so regeln unter sich, dann ist das so.« (Interview Benno)

Benno erzählt, wie die Pflegeelternberaterin die »Facts« in Bezug auf trans* und poly Sein »aufgenommen« und sodann »abgenickt und verschwiegen« hat. Dabei habe sie kommuniziert, »das gesehen« und »in die Schublade [gepackt]« zu haben. Die Metapher der »Schublade« ist dabei symptomatisch und erinnert an die Metapher des »closet«, die die Nicht-Offenlegung bzw. Geheimhaltung

-
- 12 Dass die Entscheidung, sich im Rahmen eines Anerkennungsverfahrens nicht zu outen, Menschen »angelastet« werden kann, kann angeschlossen werden an den trans*feindlichen Diskurs, der trans* Personen entgegenhält, andere Personen zu »täuschen« bzw. »hinters Licht zu führen« (vgl. Billard 2019). Dieses und weitere trans*feindliche Narrative werden unter Rekurs auf den Diskurs der »Kindeswohlgefährdung« im Rahmen rechter Propaganda politisch eingesetzt, um trans* und queere Familien zu delegitimieren und anzugreifen (vgl. Eckert 2024).

der sexuellen oder geschlechtlichen Identifizierung einer Person bezeichnet.¹³ Ausgehend von Bennos Erzählung kann der Verweis auf die ›Schublade‹ als Sinnbild der Dethematisierung von trans* Sein an der Schnittstelle zu Elternschaft verstanden werden, womit die Konstruktion *eigentlich* nicht-geeigneter bzw. *tolerierter* trans* Eltern im Pflegesystem einhergeht. Das Handeln der Pflegeelternberaterin impliziert einen vermeintlichen Widerspruch, der darin liegt, trans*_queer und poly zu sein *und* als (Langzeit-)Pflegeeltern anerkannt zu werden. So wird die Abweichung von Bennos Konstellation von der normativ gedachten (Pflege-)Elternkonstellation nur unter der Unsichtbarmachung bzw. Dethematisierung ihrer Abweichung akzeptiert, bzw. vielmehr, toleriert. Jenes normative Moment, dass poly und trans* Eltern Sein als ›eigentlich nicht anerkennungswürdig‹ figuriert wird, verdeutlicht sich ferner in der folgenden Erzählpassage von Benno, in dem they auf den Kontakt mit dem Jugendamt näher eingeht:

»Seitdem läuft das auch tatsächlich immer wieder so, wir tauchen immer zu dritt auf, wir sind komisch. ((leichtes lachen)) Also wir sind ja auch sichtbar queer, irgendwie. Verhalten uns ja auch so, also wir haben auch 'nen Bezug zueinander der offensichtlich queer ist – und es wird nicht drüber geredet. Also es gibt immer nur so diese Bemerkung so ›ah das ist ja ungewöhnlich‹ oder ›ach ja, wir sind ja ungewöhnlich‹ oder [meine Partnerperson] wird gerne in den Anschreiben vergessen oder so. Also es gibt immer so diese Normativierungsbestrebungen oder immer so dieses Aufhorchen, aber es wurde nie offensichtlich angesprochen oder problematisiert. Das heißt wir sind da so ein bisschen, ich würde sagen, wir haben uns da so'n bisschen reingeschummelt in das System und dann haben wir uns da so durchgeschummelt, ((lacht)) das find ich auch gut.« (Interview Benno)

Benno führt im obigen Zitat auf, als trans*_queere Konstellation als »komisch« im Rahmen ihrer Besuche bei der Pflegestelle angerufen und damit als ›anders‹ hervorgehoben worden zu sein; etwa durch Kommentare dahingehend, dass sie »ja ungewöhnlich« seien und es »immer so dieses Aufhorchen« gab. Bezeichnend ist einerseits, als »sichtbar queer« wahrgenommen worden zu sein, während gleichzeitig das trans*, queer und poly Sein von Bennos Konstellation »nie offensichtlich angesprochen oder problematisiert« wurde.

13 Zur ›closet‹-Metapher, mit der auch die des ›coming out‹ etymologisch verbunden ist, siehe u.a. Sedgwick's ›Epistemology of the Closet‹ (2008) sowie einer dekolonialen und rassismuskritischen Reflexion der Metapher Binaohan (2014).

Treffend bezeichnet Benno die Kommentare, die in der Pflegestelle fallen, sowie das Weglassen eines der drei Elternteile in offiziellen Schreiben als »Normativierungsbestrebungen« des Pflegesystems. Erkennen lässt sich daran die normative Setzung cis-heteronormativer und paarförmiger Elternschaft, die davon abweichende Elternkonstellationen im Pflegesystem zwar toleriert, gleichzeitig aber als »andere« und als »eigentlich« ungeeignet markiert. Bennos Wortwahl zur »Bestrebung« des Pflegesystems, ihre Familienkonstellation an der Cis-Heteronorm zu messen, impliziert zugleich auch eine Zurückweisung jener Ordnung. Benno zeigt auf, wie deren Elternkonstellation sich *trotz* der normativen und ausschließenden Anrufung »durch-« bzw. »reingeschummelt« hat und sich demnach der ausschließenden Anrufung als »eigentlich ungeeignete« Pflegeeltern verwehrte.¹⁴ So macht der Einblick in das Pflegschaftsverfahren von Benno deutlich, wie die Anerkennung von trans* Pflegefamilien zwar unter Umständen erfolgt, allerdings unter normalisierenden Vorzeichen.

Neben selektiven Einschlüssen zeigt das empirische Material auch selektive Ausschlüsse des Pflegesystems auf. So erzählt Lex (er_sie), bereits früh mit der Überlegung, Pflegeelter zu werden, mit der zuständigen Pflegestelle in Kontakt gewesen zu sein. Lex hatte sich für die Pflegeelternschaft interessiert und ist zu einer Infoveranstaltung für Menschen, die Pflegeeltern werden wollen, gegangen.

»Da bin ich auch mal zu so 'nem Elternabend gegangen für Pflegekinder und hab' mich informiert, weil mich das einfach interessiert hat als Konzept und hatte so das Gefühl, naja ich mach ja jetzt mein Studium und ich bin im sozialen Bereich berufstätig, da hab' ich ja eigentlich relativ gute Voraussetzungen. Und ich hab' da auch Fragen gestellt aber es war schon sehr klar so, ich werd' da nicht ernst genommen einfach, also weil ich trans* bin; weil Leute denken, dass ich jünger bin, obwohl ich nicht so jung war, wie andere Leute. Aber einfach, dass halt trans* Leute, die eher trans* männlich sind oder von weiblich zu nonbinary halt ewig jung sind und ewig wie Jugendliche behandelt werden, so.« (Interview Lex)

14 Bennos Formulierung des »[D]urchschummeln[s]« (Interview Benno) kann auch als Verweis dahingehend gelesen werden, dass die gesellschaftliche Normierung (nicht-)intelligibler Elternschaft mitunter auch Effekte auf die Selbstwahrnehmung hinsichtlich der Berechtigung, Elter/n zu sein, birgt. Siehe dazu auch das Konzept der internalisierten trans* Unterdrückung (vgl. Hornstein 2021).

Lex erzählt, eigentlich davon ausgegangen zu sein »relativ gute Voraussetzungen« zu haben, um Pflegeelter zu werden. Auf der Infoveranstaltung für interessierte Pflegeeltern machte Lex jedoch die Erfahrung, »nicht ernst genommen« zu werden und teilt im obigen Zitat den Eindruck, als trans* männliche Person jünger eingeschätzt worden zu sein. Gekoppelt mit Lex' Erfahrung, dass trans* männliche und nichtbinäre Personen grundsätzlich eher »wie Jugendliche« behandelt werden, zeigt sich, wie unter einem adultistischen Blick Personen als »nicht bereit« bzw. »unreif« und damit als ungeeignet für Pflegeelternschaft eingeordnet werden. Zudem war Lex alleine im Namen seiner_ihrer sich noch bildenden Co-Elternschaftskonstellation zur Veranstaltung gegangen. Lex erklärt dazu, dass »da [...] aber auch sehr viele Paare gewesen [waren] obwohl halt die Werbung ist, man muss nicht als Paar hingehen« (Interview Lex). Trotz dessen hatte Lex den Eindruck, nicht auf der Veranstaltung willkommen zu sein und hatte Schwierigkeiten, an die Informationen zu kommen, die sich Lex erhoffte. Dies erläutert Lex weiter im Interview:

»Das war halt irgendwie alles nicht so easy an die Informationen ranzukommen, weil erstmal sehr viel so Unterstellungen oder Abwertungen oder »ja dann red' doch nochmal mit deiner Konstellation und komm' mit denen wieder«. Ich war so, »ich bin jetzt hier für meine Konstellation ich will jetzt die Informationen für mich haben und die anderen entscheiden dann schon was sie wollen«. Weil das war halt Pflicht zu so 'nem Elternabend zu gehen und dann weitere Schritte zu machen, wo ich dachte ja vielleicht fangen wir an. Aber dann ja, das war halt irgendwie so 'ne erste sehr ernüchternde Erfahrung auf jeden Fall damit.« (Interview Lex)

Lex schildert im obigen Zitat auf der Infoveranstaltung »Unterstellungen« bzw. »Abwertungen« entgegengebracht bekommen zu haben. Dabei wird sichtbar, dass Lex in die Situation gebracht wurde, zu argumentieren, warum er_sie alleine und ohne weitere Co-Eltern auf der Veranstaltung anwesend war. Lex wird von Seiten der Veranstaltenden aufgefordert, mit ihrer_seiner Konstellation »doch nochmal [zu reden]«. Daran wird eine Problematisierung von Lex' Abweichung von einer stabilen Elterneinheit deutlich, woraufhin Lex' Anwesenheit infrage gestellt und Lex weggeschickt wurde. Gelesen werden kann dies im Sinne einer Anzweiflung der Geeignetheit von Lex als Pflegeelter. Neben Lex' eigener Interpretation, als nichtbinär und damit als jugendlich gelesene Person nicht ernst genommen worden zu sein, zeigt Lex' Erzählung zusätzlich, wie dessen Geeignetheit als Pflegeelter zwar nicht kategorisch

ausgeschlossen, doch aber vorerst infrage gestellt wurde. Aus dem Vorgehen der Pflegeelternberatenden kann interpretiert werden, dass Lex einerseits als zu jung eingeschätzt und andererseits seine_ihre (noch) nicht anwesende Co-Elternkonstellation zum Problem gemacht wurde, welches beides dazu führte, nicht ernst genommen und von der Veranstaltung wieder weggeschickt worden zu sein. Die implizite Voraussetzung für die Teilnahme an der Infoveranstaltung, ein ›geeignetes‹ Alter zu haben und eine stabile (paarförmige) Elterneinheit darzustellen, verweist auf normative Vorstellungen von Elternschaft, die bereits vor einem offiziellen Pflegschaftsverfahren relevant (gemacht) werden und geeignete von nicht oder weniger geeigneten Eltern unterscheiden. So wurde die Informationsveranstaltung für Lex, die_der davon ausgegangen war, »eigentlich relativ gute Voraussetzungen [zu haben]«, anstelle eines vorbereitenden und informativen Schritts auf dem Weg, Elter zu werden, zu einer »sehr ernüchternde[n] Erfahrung« (Interview Lex). Die Zuschreibungen, die Lex auf der Infoveranstaltung entgegengebracht bekam und dazu beigetragen haben, dass Lex sich nicht willkommen gefühlt hat und weggeschickt wurde, können daran anschließend als inoffizielle und implizite Selektionspraxis verstanden werden, die *bestimmte* Menschen und Konstellationen bereits vor Beginn eines offiziellen Eignungsverfahrens als Eltern ein- oder ausschließen und dabei zudem den Zugang zu Informationen ermöglichen oder erschweren. Daran zeigt sich, wie Repronormativität – hier veranschaulicht an der normativen Setzung cis- und heteronormativer, paarförmiger und ›altersgeeigneter‹ Elternschaft – im Rahmen von Pflegschaftsverfahren auf mitunter subtile Weise wirkt. So stehen (werdende) trans*, queere oder poly Eltern weniger einem kategorischen oder zwingenden Ausschluss gegenüber, sondern vielmehr impliziten Ein- und Ausschlussdynamiken, die intersektional verstrickt sind und bereits früh im Rahmen von Elternwerdensprozessen zum Tragen kommen können.

5.1.2 Von ›bureaucratic paperwork‹ zur Verweigerung rechtlicher Elternschaft: Bürokratische Verkomplizierungen am Beispiel von Geburtsurkunden

»It feels like nothing is really ever set up for queer people or trans people or people in non-heteronormative couples. So, because that's the case it's like ok well, if we're gonna make a decision like having a kid, that automatically enters you into a whole lot of bureaucratic paperwork that, you know, is not set up for you.« (Interview Hank)

Im Kontext von Prozessen des Elternwerdens spielen offizielle Dokumente, Formulare und damit verbundene bürokratische Prozesse eine wichtige Rolle. Die Geburtsurkunde stellt dabei eine der ersten Dokumentierungen nach der Geburt eines neugeborenen Kindes bzw. der Entstehung eines Eltern-Kind-Verhältnisses, dar. Diese wird beispielsweise für Behördengänge und als Nachweis des Eltern-Kind-Verhältnisses ein Leben lang benötigt.¹⁵ In den folgenden Ausführungen geht es darum, genauer auf die Situation einzugehen, der trans* Eltern im Zusammenhang mit dem bürokratischen Prozess der Beurkundung ihres Eltern-Kind-Verhältnisses begegnen. Dabei stehen insbesondere die Erfahrungen von Gustav und Sam im Fokus, die jeweils gemeinsam mit ihren Partnern genetische Eltern geworden sind und ihre Kinder selbst geboren haben. Sam und Gustav positionieren sich als trans* männlich, benutzen er-Pronomen und haben einige Jahre vor der Geburt ihrer Kinder eine Vor-

-
- 15 Der formale Antragsprozess einer Geburtsurkunde beinhaltet die dafür erforderliche Meldung der Geburt eines Kindes an das zuständige Standesamt. Dafür stellt die Einrichtung, in der das Kind geboren wurde eine Geburtsanzeige bzw. bei Hausgeburten die Hebammen oder Geburtshelfer_innen eine Geburtsbescheinigung aus und übermitteln diese an das Standesamt. Die erforderlichen Unterlagen, die über die Geburtsanzeige bzw. Geburtsbescheinigung hinaus eingereicht werden müssen, sind unter anderem die gültigen Ausweisdokumente der Eltern sowie deren Geburtsurkunden im Original und in deutscher Sprache. Sofern die Unterlagen nicht in deutscher Sprache vorliegen, müssen diese durch ein_e Übersetzer_in übersetzt werden. Ggf. ist zudem eine von der zuständigen Behörde ausgestellte Überbeglaubigung (Apostille) erforderlich.

namens- und Personenstandsänderung im Kontext der rechtlichen Rahmung des TSGs gemacht.¹⁶

Gustav und sein Partner Mirco haben nach der Geburt ihres Kindes eine Geburtsurkunde beantragt, was Mirco rückblickend auf ihren Elternwerdensprozess als den »größte[n] so Schlag ins Gesicht eigentlich« (Interview Mirco) bezeichnet. Gustav erläutert, dass die Gesetzeslage zu der Zeit verlangte, dass Eltern »mit dem alten Namen« (Interview Gustav) in der Geburtsurkunde ihrer Kinder dokumentiert werden. Er erzählt, es dennoch versucht zu haben, mit seinem aktuellen Namen eingetragen zu werden und dafür seine »korrekte[n]« Dokumente, »also mit männlich und meinem jetzigen Namen« im Standesamt eingereicht zu haben, »mit der Hoffnung, dass es durchgeht« (Interview Gustav). Bereits hier lässt sich erkennen, dass Gustav und sein Partner ein amtliches Verfahren navigieren müssen, für das ihre Elternkonstellation nicht vorgesehen ist. So materialisiert sich in dem vorgesehenen Verfahren das im Abstammungsgesetz festgeschriebene Verständnis von binärzweigeschlechtlicher und paarförmiger Elternschaft, das diese bestehend aus »Mutter« und »Vater« vorsieht (siehe Kapitel 1.1). Anhand ihres Vorgehens, Gustavs berichtete Geburtsurkunde einzureichen und zu hoffen, dass ihr Antrag »durchgeht«, machen Gustav und Mirco den Versuch, die geschlechterbinäre und cisnormative Dokumentierungsweise zu umgehen und als Eltern geschlechtsneutral in der Geburtsurkunde dokumentiert zu werden. Dieses Anliegen blieb jedoch trotz ihrer Bemühungen, sowie auch jener der Standesbeamtin erfolglos. So erzählte Gustav im Interview, dass die Standesbeamtin »es echt versucht« (ebd.) hat, Gustav aber anstatt mit seinem rechtsgültigen Namen, der auf seinem Ausweis und seiner Geburts-, sowie der Heiratsurkunde vermerkt ist, mit seinem nicht mehr gültigen, alten Namen in der Geburtsurkunde des Kindes als »Mutter« eintragen musste. Zum Vorgehen der Standesbeamtin erklärte Gustav, dass es daran scheiterte, dass es »eine Vorgabe [gibt] für die, dass die das so machen müssen; also es gibt kein Schlupfloch. Man muss den alten Namen eintragen, das heißt ich musste einen Geburtsregister-

16 Gustav hat zu der Zeit, bevor die Sterilisationsvoraussetzung im TSG als verfassungswidrig eingestuft wurde, eine Vornamensänderung ohne Personenstandsänderung gemacht; Sam dagegen nach der Änderung des TSGs eine Vornamens- und Personenstandsänderung.

auszug einschicken und im Geburtsregister¹⁷ steht halt alles drin.« (Interview Gustav).

Auch Sam und sein Partner hatten bereits vor der Geburt ihres Kindes mit Problemen gerechnet, da sie von einem anderen trans* Mann wussten, »der keine Geburtsurkunde für das Kind gekriegt hat« (Interview Sam). Sam erzählt dazu, bereits beim Ausfüllen des Antragsformulars auf Probleme gestoßen zu sein, da das relevante Formular lediglich die Möglichkeit vorsah, »Mutter« und »Vater« des Kindes zu benennen, während andere Ausfülloptionen für die Bezeichnung der Eltern fehlten. Sam erzählt, eigenhändig in dem Formular »überall Mutter einfach durchgestrichen und überall einfach Eltern hingeschrieben« (ebd.) und auf die Ausstellung der Geburtsurkunde – zunächst vergeblich – gewartet zu haben. Nach drei Wochen meldeten sie sich beim Standesamt, um nachzufragen, wie der Stand bzgl. der Geburtsurkundenausstellung ist, »was lang ist, wenn man 'n Kind bekommen hat« (ebd.). Sam erklärt, dass er und sein Partner nach der Geburt ihres Kindes die Geburtsurkunde gebraucht hätten, um Elterngeld, Kindergeld und Elternzeit zu beantragen und ihr Kind bei der Krankenkasse anzumelden. Nachdem die Geburtsurkunde nicht kam, meldeten sich Sam und sein Partner beim Standesamt, wo ihnen gesagt wurde, so Sam, »dass wir vorbeikommen müssten, weil unsere Familienkonstellation im Gesetz nicht vorgesehen sei«:

»Wir dachten ›ja ((leicht lachend)) ok, das ja auch schön, dass ihr euch von euch aus meldet‹ und meinten ›ja uns gibt's nun mal‹ und dann waren wir beim Standesamt und das erste, was die Standesbeamt_in meinte, womit wir überhaupt nicht gerechnet haben, war, dass die Vaterschaftsanerkennung ungültig sei, weil für 'ne Vaterschaftsanerkennung die Mutter zustimmen müsse und Mutter sei laut BGB die Frau, die das Kind geboren hat, die es in dem Fall nicht gibt, weil es rechtlich keine Frau gibt, die 'n Kind geboren hat.« (Interview Sam)

Sam und sein Partner waren zusätzlich zu den von ihnen erwarteten Problemen bezüglich der Geburtsurkunde ihres Kindes unerwarteterweise mit der

17 Im Geburtsregister werden nach der Geburt eines Kindes in Deutschland der Vor- und Nachname, der Geburtsort und der Geburtszeitpunkt, ebenso wie das zur Geburt eingetragene Geschlecht des Kindes und die Vor- und Familiennamen der Eltern dokumentiert. Ändert eine Person im Laufe ihres Lebens ihren Personenstand oder ihren Namen, bleiben die alten, personenstandsrechtlich nicht mehr gültigen Angaben im Geburtsregister vermerkt.

Vaterschaftsaberkennung von Sams Partner, dem genetischen Vater des Kindes, konfrontiert. Da Sam und sein Partner nicht verheiratet waren, ist die Argumentation des Standesamts, die Sam im Interview wiedergibt, bezeichnend: Die Vaterschaft könne nur von der Mutter des Kindes anerkannt werden, was in ihrer Konstellation nicht möglich sei, da Sam keine rechtliche Frau ist. Hier, wie bereits anhand des von Sam durchgestrichenen Formulars, wird die cis- und heteronormative Logik deutlich, die die Grundlage für das Standesamt darstellt, die Vaterschaftsanerkennung von Sams Partner für ungültig zu erklären. Ihm wurde mitgeteilt, dass er »keine Chance [hätte] Vater zu werden gerade« (Interview Sam) und dass er warten könne, bis das Kind eine Geburtsurkunde hat, um dann das Kind zu adoptieren. Sam gibt einen Einblick, in was für eine Lage er und sein Partner unverhofft geraten sind:

»Das war *völlig* absurd und ((lachend)) es war so ein Problemfeld, mit dem wir überhaupt nicht gerechnet haben. Also dass *meine* Person angezweifelt wird ok, aber dass *seine* Rolle da drin angezweifelt wird oder rechtlich nicht anerkannt wird, das eh ja, das hat uns 'n bisschen aus dem Konzept gebracht.« (Interview Sam)

Die von Sam geschilderte Situation zeigt eindrücklich auf, wie die Tatsache, »im Gesetz nicht vorgesehen« (Interview Sam) zu sein sowohl zu antizipierten Problemen in der Beurkundung des Kindes, als auch zu unerwarteten, »absurd[en]« (ebd.) rechtlichen Verkomplizierungen führen kann. Nicht nur hatten Sam und sein Partner, ebenso wie Gustav, Probleme damit, geschlechtsneutral als Elternteile und mit Sams gültigem Vornamen in der Geburtsurkunde ihres Kindes beurkundet zu werden, sondern mussten sich zusätzlich mit der Aberkennung der Vaterschaft des zweiten (genetischen) Elternteils auseinandersetzen. Die Aberkennung des rechtlichen Elternschaftsstatus von Sams Partner zeigt auf eindrückliche Weise auf, wie das bürokratische System ins Stocken gerät, sobald Eltern nicht dem cis-binären Modell von Geschlecht entsprechen. Der amtliche Vorgang, der eigentlich Eltern und Kindern den Nachweis ihres Verwandtschaftsverhältnisses ermöglichen soll, führte für Sam und seinen Partner faktisch zur *Verkomplizierung* jenes Nachweises bzw. sogar zur *Aberkennung* des Elternschaftsstatus. Dass die amtliche Aberkennung der Elternschaft von Sams Partner sie »'n bisschen aus dem Konzept gebracht« (Interview Sam) hat, kann im Lichte der gravierenden Komplikationen in dieser

Zeit im Sinne einer rhetorischen Untertreibung¹⁸ verstanden werden, die auf die hürdenbehaftete Situation, in der Sam und sein Partner sich wiederfanden, verweist, was Sam im folgenden Zitat unterstreicht:

»((tiefes Einatmen)) Es war so'n völlig *unnötiger rechtlicher Quatsch*, den man einfach nicht braucht, wenn man gerade ein *Baby* hat. Das war einfach ((schnaubend)) unglaublich anstrengend.« (Interview Sam)

Sams Zitat deutet auf die Umwege und damit verbundene Zusatzbelastung, die er und sein Partner nach der Geburt ihres Kindes bewältigen mussten. So standen sie vor der Aufgabe, zu versuchen eine Geburtsurkunde zu bekommen, in der Sam richtig dokumentiert ist und die Elternschaftsaberkennung seines Partners anzufechten und wieder rückgängig machen zu lassen. Während dieser Zeit hatten Sam und sein Partner keine Geburtsurkunde, um das Verwandtschaftsverhältnis zu ihrem Kind nachzuweisen.

Die Einblicke in die von Gustav und Sam geschilderten Erfahrungen zeigen auf, wie durch den Eingang der cisnormativ formulierten Definition von Elternschaft in amtliche Vorgänge, Eltern ›absurde‹ Umwege bestreiten müssen, um als Eltern dokumentiert und offiziell anerkannt zu werden bzw. zu bleiben. Anstelle einer Hilfestellung, werden bürokratische Verfahren für trans* Eltern zu einer besonderen Herausforderung (vgl. Love 2022: 41). Sam erzählt rückblickend, neben den praktischen Umwegen, denen er und sein Partner in dieser Zeit gegenüberstanden, zudem emotional belastet und »überfordert« (Interview Sam) gewesen zu sein:

»Es ist halt wie gesagt, gerade mit 'nem neu geborenen Kind, also wir waren ziemlich überfordert. Wenn man so ein kleines hilfloses schreiendes Wesen hat, nicht zum Schlafen kommt, natürlich drüber ist mit den Nerven und sich eigentlich um dieses Wesen kümmern soll und darum, selber wieder fit zu werden und sich dann mit diesem ganzen Behördenkram rumschlagen muss und überall erklären muss, so ›ja ich kann ihnen leider keine Geburtsurkunde einreichen, weil ich hab' keine bekommen, weil das Standesamt weigert sich gerade eine auszustellen‹. Es ist halt super anstrengend, also super unnötig. Und es wirft einen halt auch immer wieder darauf zurück, trans* zu sein. Also ja, man kommt halt immer wieder in Erklärungsnot.« (Interview Sam)

18 Ebenso verstehe ich Sams oben zitierte sarkastische Anmerkung, dass es »schön« (Interview Sam) ist, dass sich das Standesamt erst Wochen nach der Geburt ihres Kindes meldet, als rhetorische Untertreibung, die die belastende Situation verdeutlicht.

Anhand von Sams Zitat wird das Ausmaß an Belastung durch die Probleme im Zusammenhang mit der Ausstellung der Geburtsurkunde deutlich. So kann Sams Betonung des »ganzen Behördenkram[s]« als »super anstrengend« und »super unnötig«, sowie die Tatsache, sich »überall« erklären zu müssen, als ein Verweis auf die (wiederkehrende) Zusatzbelastung verstanden werden, der Sam in dieser Zeit ausgesetzt war und die sich mitunter auf einer emotionalen Ebene manifestierte. Sams Zitat vermittelt ein Gefühl der Verzweiflung, das damit zusammenhängt, sich direkt nach der Geburt seines Kindes »dann mit diesem ganzen Behördenkram rumschlagen [zu müssen]«. Sich »rumzuschlagen« kann dabei im Sinne einer Praxis des Ringens bzw. Kämpfens interpretiert werden, die vor dem Hintergrund der »Weigerung« (ebd.) der richtigen Dokumentierung durch die Standesämter erforderlich wird. Durch die binär-vergeschlechtlichende bürokratische Regelung und die ihr zugrundeliegende Rechtslage, die Elternschaft im Abstammungsgesetz explizit cisnormativ rahmt, geraten trans* Eltern »immer wieder in Erklärungsnot« und werden, wie Sam erläutert, »immer wieder darauf zurück[geworfen] trans* zu sein« (Interview Sam). Trans* Sein, so zeigen die Erfahrungen von Sam und Gustav auf, wird qua bürokratischer Verfahren als etwas figuriert, das einer anerkannten, »dokumentierbaren« und existenzberechtigten Elternschaft widerspricht.¹⁹ Dies wird durch Sams Empfinden bekräftigt, dass das Standesamt ihnen »die ganze Zeit irgendwie Steine in den Weg gelegt [hat]« (Interview Sam). Sam erläutert dazu:

»Es war so'n, also es war halt so'n offensiver Angriff und nicht irgendwie was Unbedarftes oder irgendwas und war so'n ›oh krass‹. Das hat sich ziemlich ziemlich scheiße angefühlt.« (Interview Sam)

Sam beschreibt das Tun des zuständigen Standesamts als »offensive[n] Angriff«, sowie als »ganz offen transphob« (ebd.). Sein Empfinden, angegriffen worden zu sein, gibt einen Einblick darauf, was es bedeutet, wenn ein bürokratisches System faktisch gegen einen arbeitet. Auch Gustav beschreibt im Interview die Handhabe der Falschdokumentierung von trans* Eltern im Lichte des Abstammungsgesetzes als »ne transphobe Geschichte« (Interview Gustav).

19 Dabei stellen nicht nur die direkten Probleme im Rahmen der Ausstellung der Geburtsurkunde eine Zusatzbelastung dar, sondern auch die Folgeprobleme, die mit der Tatsache, für lange Zeit keine Geburtsurkunde vorweisen zu können, einhergehen.

Die »Steine« (Interview Sam), die Eltern wie Sam und Gustav »in den Weg gelegt [wurden]« (ebd.), können vor dem Hintergrund der vorangegangenen Rekonstruktionen, anstatt als ›schlicht‹ individuelle Akte der Verweigerung der Anerkennung zu verstehen, vielmehr auf ein rechtlich-bürokratisches System zurückgeführt werden, das trans* ausschließend agiert. So verweisen die Einblicke in die Erfahrungen von Gustav und Sam auf eine Infrastruktur, die in ihrer normhaften Ausrichtung sichtbar wird und in ihrer Funktion versagt (vgl. Star 1999). Dies bezeugen auch die Handlungsgrenzen der Standesbeamt_innen, wenn diese, wie im Fall von Gustav, alles versuchen, um Eltern richtig zu beurkunden, daran aber scheitern. So stellt die rechtliche Lage in Hinblick auf trans* Elternschaft nicht nur für (werdende) Eltern, sondern auch für Angestellte in Ämtern eine Herausforderung dar, worauf das folgende Zitat von Sam verweist:

»Man ist halt so völlig völlig ohnmächtig. Also wir haben versucht auch das mit meinem Geburtsstandesamt zu klären und ihr irgendwie geschrieben und sie war, sie hatte halt so Sachen zurückgeschrieben, wo man dachte ›du hast es einfach überhaupt nicht verstanden‹. Also sie hat Sachen aus'm Urteil vom Bundesgerichtshof zitiert, die hatten aber überhaupt nichts damit zu tun mit dem Thema. Es war so, es macht einen so unglaublich wütend und hilflos wenn man denkt ›es ist einfach falsch was du sagst, es ist einfach falsch. Lies' es doch bitte nochmal.‹ Also man weiß, man hat recht, es ist nicht mal so'n Abwägen von Meinungen oder irgendwas, sondern es ist ›du hast die Macht zu entscheiden und machst irgendwie Quatsch, weil du nicht lesen kannst. Du entscheidest damit über *mein* Leben und reitest mich irgendwie so *mega* rein und weißt gar nicht, was du damit auch auslöst an ja ((stammelt)) an depressivem Potenzial«. ((leicht ironisch lachend)) Ja, aber zum Glück ist's vorbei.« (Interview Sam)

Sam merkt im obigen Zitat zum Schriftwechsel mit der Standesbeamtin an, dass diese in ihren Schreiben Gerichtsurteile heranzog, die zwar mit trans* Elternschaft zu tun hatten, nichts aber mit der spezifischen Situation mit der Sam und sein Partner konfrontiert waren. Daraus kann rekonstruiert werden, dass die Standesbeamtin mit der Bezugnahme auf verschiedene Gerichtsurteile und die damalige Gesetzeslage nicht in der Lage war, diese in Bezug auf

ihre Situation kompetent zu navigieren.²⁰ Dass sich die Standesbeamtin ferner überhaupt auf Gerichtsurteile berufen muss, anstatt sich auf eine institutionalisierte Handhabe beziehen zu können, ist auf die inkonsistente Rechtslage zurückzuführen, mit der nicht nur trans* Eltern, sondern auch Fachkräfte wie Standesbeamt_innen hantieren müssen. Entsprechend macht dieser Einblick deutlich, dass amtliche und bürokratische Abläufe nicht nur nicht auf trans* Eltern ausgerichtet bzw. angepasst sind, sondern auch dass die Gesetzeslage in Hinblick auf die Anerkennung von trans* Menschen Inkonsistenzen aufweist.²¹ Nicht zuletzt verweist das obige Zitat ferner auf das Machtverhältnis, in das Sam gegenüber dem Standesamt verwickelt ist und in dem sich Handlungsmacht ungleich verteilt. So materialisiert sich in dem hier betrachteten bürokratischen Vorgang das Agieren einer machtvollen Institution, die über das Leben von Menschen bestimmt. Das von Sam geschilderte Gefühl, »so völlig völlig ohnmächtig« (Interview Sam) zu sein, kann entsprechend im Sinne einer Ausgeliefertheit gegenüber einem Amt verstanden werden, das trans* Elternkonstellationen nicht nur nicht gerecht wird, sondern auch trans* Eltern ›deadnamed‹²², misgendet und aktiv gegen ihre Existenz arbeitet. Seine als Anklage verstehbare Aussage »du entscheidest über *mein* Leben und reitest mich irgendwie so *mega* rein« (ebd.), verweist auf das von Sam geschilderte Gefühl der Ohnmacht, sowie auf die Machtposition der Standesbeamtin, über Sams Leben »zu entscheiden« (ebd.). Mit diesem Aspekt steht demnach das von Sam benannte »depressiv[e] Potenzial« (ebd.) in Verbindung.

20 Das Zitat zeigt zudem auf, dass Sam sich aufgrund seiner eigenen Betroffenheit Rechtswissen angeeignet hat und sich besser mit der Gesetzeslage bzw. Gerichtsurteilen auskennt, als die Standesbeamt_in selbst.

21 Dies führt auf das Abstammungsgesetz zurück, das trotz der Verfassungswidrigkeitserklärung der Sterilisationsvoraussetzung im TSG, nicht an die Existenz von trans* Eltern angepasst wurde (vgl. Richarz 2022: 52f.). Seit der Abschaffung des TSGs und der Einführung des SBGG ist die Situation für trans* Eltern zwar dahingehend verbessert, sich geschlechtsneutral als ›Eltern‹ in den Geburtsurkunden ihrer Kinder eintragen lassen zu können. Gleichwohl bleibt die rechtliche Elternstellung an bestehende Abstammungs- und Anerkennungsregeln gebunden; trans* Eltern werden im Geburtenregister ungeachtet ihres aktuellen Geschlechtseintrags an der ersten Elternstelle als ›Mütter‹ und an der zweiten als ›Väter‹ eingetragen. Personen mit weiblichem, diversem oder gestrichenen Geschlechtseintrag können nach wie vor nicht ohne ein Adoptionsverfahren zweiter Elternteil werden. Für eine ausführliche Erläuterung des SBGG siehe <https://sbgg.info/>.

22 ›Deadnaming‹ bezeichnet die Nennung einer trans* Person mit dem abgelegten Namen, ungeachtet dessen, ob dies absichtlich geschieht oder nicht.

Sein ironisches Lachen lese ich dabei einerseits als Fassungslosigkeit gegenüber der Diskriminierung, der er und sein Partner ausgesetzt sind, andererseits aber auch als Strategie, diese zu bewältigen. So bergen die von Sam und Gustav geschilderten bürokratischen Verkomplizierungen in der Zeit nach der Geburt ihrer Kinder große emotionale Herausforderungen, die nicht zuletzt anhand von Sams Beschreibung, sich »unglaublich wütend und hilflos« (Interview Sam) gefühlt zu haben, deutlich werden. Davon ausgehend ist das Ausmaß an Belastung festzuhalten, das damit einhergeht, sich mit einem bürokratischen und rechtlichen System zu konfrontieren, das die eigene Existenz zu verhindern sucht. Bezeichnend ist dabei auch die Wut, die in Sams Anklage spürbar wird. Was in der Interviewsituation auf einer affektiven Ebene wahrnehmbar war, zeigt sich in Sams Worten als Ausdruck eines energischen Widerspruchs zur rechtlichen und bürokratischen Absprache des Rechts, als trans* Eltern zu existieren.

Die Implikationen der Rechtslage, die im Rahmen des TSGs keine Möglichkeiten zur angemessenen Beurkundung von trans* Eltern vorsah, wurden nicht nur in der direkten Auseinandersetzung mit Ämtern im Zuge des Beantragungs- und Ausstellungsprozesses von Geburtsurkunden spürbar, sondern wirkten darüber hinaus fort. So berichtet Gustav davon, aufgrund der Diskrepanz zwischen der ausgestellten Geburtsurkunde seines Kindes und seinen Ausweisdokumenten bzw. seinem Namen und geschlechtlichen Erscheinungsbild ein zusätzliches amtliches Schreiben mit sich führen zu müssen, um das Eltern-Kind-Verhältnis nachzuweisen. Gustav erzählt dazu:

»Die Standesbeamtin hat sich auch entschuldigt, dass sie's gerne anders machen würde und sie hat mir dann auch ein Schreiben ausgestellt, wo das erklärt ist; zur Geburtsurkunde ein amtliches Schreiben, dass ich halt diese Person bin. Aber ich hab' halt jetzt natürlich, wenn ich die Geburtsurkunde irgendwo einreichen muss, muss ich mich immer erklären, ich muss mich jedes Mal outen und das ist total bescheuert. Und es ist halt auch total bescheuert, weil ich den Namen zehn Jahre nicht mehr benutzt habe. Ich möchte auch nicht, dass der irgendwo auftaucht eigentlich. Und jetzt hab' ich halt 'ne Geburtsurkunde und ein Schreiben dazu, warum das so ist und dass ich quasi der Erziehungsberechtigte für dieses Kind bin, aber ich muss es halt mitschicken und mich outen, das ist halt ehm–, ja.« (Interview Gustav)

In Gustavs Zitat wird deutlich, dass die Ausstellung zusätzlicher (amtlicher) Schreiben eine behelfsmäßige und unzufriedenstellende Handhabe darstellt.

So manifestiert sich darin die oben von Sam geschilderte Erklärungsnot, in die trans* Eltern aufgrund der fehlenden rechtlich-bürokratischen Handhabe gebracht werden. Gustav zeigt auf, wie belastende Effekte damit einhergehen, sich im Alltag gegenüber Anderen »immer erklären« und »jedes Mal outen« (Interview Gustav) zu müssen; eine Situation, die er mehrmals als »total bescheuert« beschreibt. Vor diesem Hintergrund berichtet Gustav davon, Situationen zu vermeiden, in denen die entsprechenden Dokumente vorgezeigt werden müssen:

»Wir versuchen halt Situationen zu vermeiden, wo wir die Geburtsurkunde brauchen. Also wir hatten auch zwischendurch überlegt, ob wir für unser Kind schon ein Sparkonto abschließen und einer der Gründe, das nicht zu tun war, dass wir dafür die Geburtsurkunde brauchen. Zu dem Zeitpunkt fühlte ich mich dazu nicht gefestigt genug, um das da jetzt zu erklären.« (Interview Gustav)

Ausgehend von Gustavs Zitat kann die Handhabe, »Situationen zu vermeiden«, in denen die Geburtsurkunde des Kindes erforderlich wird, als eine Umgangsweise mit der emotionalen Belastung verstanden werden, die mit der Notwendigkeit sich zu erklären, einhergeht: Gustavs Erläuterung dazu, sich »nicht gefestigt genug [zu fühlen], um das da jetzt zu erklären«, macht sichtbar, dass es emotional belastend ist und entsprechende Kapazitäten erfordert, um sich (immer wieder) zu erklären (vgl. dazu auch Karsay 2021). Rekonstruiert werden kann davon ausgehend, dass trans* Eltern emotionale (Mehr-)Arbeit leisten müssen, um die Inkongruenz offizieller Dokumente zu managen und im eigenen Identitätsgeschlecht leben zu können.²³ Über das von Gustav genannte Beispiel zum Abschluss des Sparkontos hinaus können vielfältige weitere Situationen angeschlossen werden, in denen trans* Eltern und ihre Familien unangenehmen oder gar bedrohlichen Situationen ausgesetzt sind, wie etwa im Zuge von Grenzkontrollen. So zeigen die von TGEU in Auftrag gegebenen Studienergebnisse von Karsay (2021) auf, dass trans* Eltern davon berichten, Reisen in bestimmte Länder und Grenzkontrollen

23 Dieser Umstand ist mit der Einführung des SBGG für viele trans* Eltern dahingehend verbessert worden, in der Geburtsurkunde ihres Kindes geschlechtsneutral als »Eltern« und mit aktuellem Namen eingetragen werden zu können. An der familienrechtlichen Zuordnung als »Mutter« oder »Vater« ändert dies jedoch, solange das Abstammungsgesetz nicht entsprechend reformiert wird, nichts. Gleichwohl verweisen die obigen Ausführungen auf die Wichtigkeit jener Verbesserungen für trans* Eltern durch das SBGG.

zu vermeiden oder auf Flugreisen gänzlich zu verzichten, um Sicherheitskontrollen zu minimieren (ebd.; vgl. auch Weber 2021). Dabei spielt auch die Befürchtung eine Rolle, dass ihnen nicht geglaubt wird, erziehungsberechtigt zu sein, wodurch unangenehme oder bedrohliche Situationen entstehen können (Karsay 2021: 16).²⁴

Die obigen Ausführungen machen auf die Problemlage aufmerksam, die entsteht, wenn die Existenz von trans* und nichtbinären Eltern nicht ausreichend rechtlich anerkannt wird; ein Umstand, der mit der Einführung des SBGG zwar nicht aufgehoben, jedoch deutlich verbessert wurde. Sie zeigen ebenfalls auf, welche Folgen und Umwege für Eltern damit einhergehen, wenn trans* Eltern nicht angemessen gesetzlich berücksichtigt werden. Das folgende Kapitel widmet sich daran anschließend eingehender unterschiedlichen Umgangsstrategien, die erforderlich werden, um rechtliche und bürokratische Hürden zu bewältigen bzw. zu navigieren.

5.1.3 Zwischen Coping, Kämpfen und Vermeidungsstrategien: Navigationen rechtlicher und bürokratischer Hürden

Die in den Interviews und während der teilnehmenden Beobachtungen geteilten Erfahrungen zeigen nicht nur Hürden und Herausforderungen (werden) Eltern auf, sondern auch vielfältige Weisen, wie diese navigiert werden. Dieses Kapitel widmet sich einem fokussierten Blick auf die im empirischen Material sichtbar gewordenen Abwägungsstrategien und Kämpfe bezogen auf Recht. Die folgenden Ausführungen wenden dabei den Blick sowohl auf die Erfahrungen in Hinblick auf Stiefkindadoption, als auch auf ›leibliches‹ Elternwerden und fragen nach den jeweiligen Voraussetzungen, um Umgangsweisen mit einer cisnormativen und trans*ausschließenden Rechtslage zu finden.

Nachdem Hank (they/er) sich nach langem Überlegen aufgrund des umständlichen Prozederes²⁵ vorerst gegen eine Personenstandsänderung entschieden hatte, kam die Frage mit der Aussicht auf ein Stiefkindadoptionsverfahren im Zuge der Planung von Bettys Schwangerwerden neu auf. Hank widmete sich dem Gedankenspiel, vor der Geburt des Kindes eine

24 Auf diesen Aspekt geht auch Hank im Interview ein und spricht von der Angst, in der Zukunft mit Kind Grenzkontrollen durchlaufen zu müssen.

25 Hank erzählte im Interview für die Änderung des Personenstands u.a. in dessen Herkunftsland reisen zu müssen, sich dort im Einwohnermeldeamt zu melden und dort ein Gerichtserfahren durchlaufen zu müssen.

Personenstandsänderung in ›männlich‹ vornehmen zu lassen, wodurch they gemeinsam mit Betty auf dem Papier eine heterosexuelle Elternkonstellation darstellen würde. In dem vorausschauenden Gedankenspiel von Hank steckt die Überlegung, mit der Änderung des Personentands automatisch als ›Vater‹ des Kindes anerkannt zu werden und die antizipierten Hürden bezogen auf das Stiefkindadoptionsverfahren zu umgehen (vgl. 5.1.1). Dabei geht es Hank auch darum, etwaige negative Auswirkungen zu vermeiden:

»In terms of thinking about having a child and someone else being somehow affected by my transness in a negative way, that's something that I might wanna change, so that it wouldn't be the case.« (Interview Hank)

Hank thematisiert im obigen Zitat their trans* Sein als etwas, das sich potenziell negativ auf andere, darunter auch auf ein Kind, auswirken könnte, was Hank Sorgen bereitet. Die mögliche Gefährdung des Wohls des Kindes steht dabei in Verbindung mit der rechtlichen Situation, die die Anerkennung von Eltern jenseits cis-heteronormativer Modelle erschwert. Hanks Überlegung, den Personenstand ändern zu lassen, um Probleme zu vermeiden, adressiert demnach die Ungleichbehandlung gleichgeschlechtlicher und trans* Eltern, die sich gegenüber cis-heteronormativen Elternkonstellationen beweisen müssen und benachteiligt werden (vgl. Kapitel 5.1.1). Die Überlegung von Hank, eine Personenstandsänderung in ›männlich‹ vornehmen zu lassen, kann entsprechend im Sinne einer Normalisierungsstrategie verstanden werden, um Diskriminierung zu vermeiden. Hanks Idee stellt dabei eher einen Kompromiss zur Vereinfachung einer hürdenbehafteten Situation, als eine zufriedenstellende Lösung dar, wie im folgenden Zitat deutlich wird:

»It seems the easiest solution at least in my lifetime right now is to just change my gender marker to male and then for us to be married as a straight couple. Or, I don't know – I'm saying this as if it's like cut-n-dried. I don't know exactly what the easiest solution is, but the way it is right now, I'm not happy with, you know?« (Interview Hank)

Hank zeigt auf, wie die Überlegung zur Personenstandsänderung eine ambivalente Suchbewegung angesichts einer generell unzufriedenstellenden Situation darstellt. So ergeben sich für Hank und Betty zahlreiche unbeantwortete (Folge-)Fragen, beispielsweise ob sie ihre Heiratsurkunde, in der sie als gleichgeschlechtlich verheiratet dokumentiert sind, ebenfalls ändern lassen sollten

und mit welchen Hürden dies einhergehen würde. Ferner stellt die Eintragung als ›männlich‹ für Hank eine pragmatische und nur teilweise zufriedenstellende Problemvermeidungsstrategie dar, da Hank sich als nichtbinär identifiziert und einen entsprechenden Eintrag bevorzugt. Abgeleitet werden kann davon einerseits, auf welche mitunter unzufriedenstellende Lösungen sich (werden-de) Eltern einlassen müssen, um bevorstehende und mitunter angstbesetzte Verfahren der Elternschaftsanerkennung zu navigieren. Andererseits gibt der Einblick in Hanks Überlegungen eine Vorstellung davon, was trans* und nicht-binäre Personen in Kauf nehmen müssen, um als Eltern anerkannt zu werden und Probleme im Alltag zu vermeiden oder zu minimieren.

Auch Ben und Klaus (beide er-Pronomen) erzählen mir im Interview von ihren Überlegungen in Bezug auf Bens Personenstand in der Zeit vor der Geburt ihres Kindes. Ben und Klaus waren ungeplant schwanger geworden. Zu diesem Zeitpunkt war es Bens Plan gewesen, seinen Personenstand mit Erreichen seines 18. Lebensjahres ändern zu lassen, was jedoch durch die unerwartete Schwangerschaft durcheinandergebracht wurde:

»Dann kam ja die Schwangerschaft quasi dazwischen, weshalb ich's dann halt nicht beantragt habe, weil ich glaube kaum, dass das durchgekommen wäre. Und selbst wenn, das hätte nur Probleme gegeben. Das wäre glaube ich ziemlich schwierig geworden da überhaupt was zu erreichen und überhaupt so auszudrücken, dass das wirklich, also dass ich trans* bin, also ein Junge sein möchte, aber halt trotzdem das Kind bekommen möchte. Ich glaube nicht, dass da Gutachter gesagt hätten ›ja ok, bewilligen wir‹, sondern eher das Gegenteil, dass die mich dann eher nochmal dazu aufgefordert hätten, quasi nochmal ein Gutachten von 'nem anderen Psychologen oder von meinem ehemaligen Therapeuten zu machen, um dann zu gucken, was da los ist oder so. Und das hätte dann glaube ich auch auf Dauer gesehen, auch dann später, also wenn ich das dann irgendwann später beantrage wenn's dann soweit ist, dann hätte mir das bestimmt auch nochmal in die Karten spielen können. Deshalb hab' ich mich dann auch dazu entschieden, das dann erstmal ruhen zu lassen, weil ich das einfach für sinnvoller halte, das dann später zu beantragen.« (Interview Ben)

Ben antizipierte, dass sein Antrag auf Personenstandsänderung (in ›männlich‹) abgelehnt bzw. der Prozess verkompliziert worden wäre, sofern er diesen im schwangeren Zustand gestellt hätte. Aufgrund seiner Schwangerschaft die Personenstandsänderung verweigert zu bekommen, schätzt Ben ferner als potenziellen Ablehnungsgrund eines späteren nochmaligen Antrags

auf Personenstandsänderung. Ben entschied sich, dieses Risiko nicht einzugehen und mit der Personenstandsänderung bis nach der Geburt seines Kindes zu warten. In Bens Ausführungen wird deutlich, wie er, vergleichbar mit Hank, Probleme antizipiert. Diese beziehen sich jedoch nicht wie bei Hank auf die Anerkennung als Elternteil, sondern auf die Anerkennung von Bens Geschlechtsidentität. Vielsagend dabei ist Bens Vorstellung, dass die gutachtenden Therapeut_innen »gucken [würden] was da los ist« (Interview Ben), woraus die Antizipation Bens erkennbar wird, als schwangere Person Probleme bei der Anerkennung eines männlichen Personenstands zu bekommen. Ben verweist damit auf die cis-binäre Geschlechternormativität, die in Personenstandsverfahren in der Zeit des TSGs zum Tragen gekommen ist und durch die trans*- und Schwangersein als etwas sich gegenseitig Ausschießendes figuriert wurde.²⁶ Vor diesem Hintergrund ist Bens Entscheidung, mit seiner Personenstandsänderung bis nach der Geburt seines Kindes zu warten, im Sinne einer vorausschauenden Risikoabwägung zu deuten, die das Ziel hat, trotz der institutionell wirkmächtigen repronormativen Vorstellung von Geschlecht im Identitätsgeschlecht anerkannt zu werden. Eine zusätzliche Überlegung von Ben und Klaus war in diesem Zusammenhang eine Vereinfachung der »Formalitäten des Kindes beim Ausstellen [der Geburtsurkunde] et cetera« (Interview Klaus) zu bewirken. So erläutert Klaus im Interview,

»dass es für diese ganzen Formalitäten so gesehen jetzt vielleicht erstmal für das Ganze einfacher ist, wenn er jetzt quasi auf dem Papier noch 'ne Frau ist, er das Kind als Frau in Anführungszeichen bekommt und das Ganze im Nachhinein macht, als wie wenn das Kind also von einem Mann geboren wird.« (Interview Klaus)

26 Durch die Einführung des SBGG wurde die personenstandsrechtliche Geschlechtszuordnung und die Vornamenswahl von der Einschätzung dritter Personen gelöst. Das bedeutet, dass trans*, inter* und nichtbinäre Personen mit deutscher Staatsbürger_innenschaft oder unbefristetem Aufenthaltsrecht bzw. verlängerbarer Aufenthaltserlaubnis eine Änderung ihres Personenstands und ihres Vornamens ohne Vorlegen psychologischer Gutachten im Standesamt erklären können. Personen zwischen 14 und 17 Jahren benötigen die Zustimmung ihrer_s gesetzlichen Vertreters_in. Für Personen unter 14 Jahren, kann nur der_die gesetzliche Vertreter_in die Erklärung abgeben. Personen mit gesetzlicher Vertretung können die Erklärung nicht selbst abgeben. Siehe <https://sbgg.info/artikel-3/>.

Klaus' Überlegungen zeigen einen strategischen Umgang auf, mit antizipierten Herausforderungen umzugehen, die damit einhergehen, als Person mit einem männlichen Personenstand ein Kind zu gebären. Daran schließt Klaus die Überlegung an, Komplikationen im Rahmen der »Formalitäten des Kindes« (Interview Klaus) zu vermeiden, sofern Ben mit seiner Personenstandsänderung bis nach der Geburt des Kindes wartet. Die Überlegung, dass es »für das Ganze einfacher ist«, bei der Geburt des Kindes »auf dem Papier noch 'ne Frau [zu sein]« (ebd.) verweist auf die (antizipierte) Cisnormativität, die das Paar in Hinblick auf diverse Dokumentausstellungen und bürokratische Prozesse erwartet.

Die Einblicke in die Überlegungen von Hank, wie auch von Ben und Klaus veranschaulichen jeweils, wie werdende Eltern mögliche Risiken abwägen und bürokratische Prozesse vorausschauend einschätzen. Sichtbar werden strategische Abwägungspraktiken, die vor dem Hintergrund rechtlicher Diskriminierung notwendig werden. Sofern sich amtliche Verfahren und bürokratische Prozesse auf ein repronormatives Verständnis von Elternschaft berufen, sind werdende trans* und nichtbinäre Eltern unter anderem damit konfrontiert, normalisierende Anpassungen an ein cis-heteronormatives Elternschaftsmodell zu praktizieren, um Probleme in Hinblick auf die »Formalitäten« (Interview Klaus) bzw. die Anerkennung ihrer Elternschaft zu minimieren.

Eine weitere Umgangsstrategie mit rechtlichen Herausforderungen berichteten manche Interviewpersonen dahingehend, die richtige oder zumindest bessere Dokumentierung des Eltern-Kind-Verhältnisses per Klage einzufordern. Sam erläuterte im Interview, dass sowohl er, als auch sein Partner mit der falsch ausgestellten Geburtsurkunde ihres Kindes »nicht arbeiten wollten« (Interview Sam), da dies gegen das Offenbarungsverbot (TSG § 5) und gegen seine Persönlichkeitsrechte verstoßen hätte.²⁷ Sam erzählt im Interview, dass er und sein Partner sich »vorher schon irgendwie so 'n paar Sachen überlegt gehabt [hatten]« und wussten, dass es »Probleme geben wird mit der Geburtsurkunde« (Interview Sam). Anhand jener vorausschauenden Überlegungen wird sichtbar, dass Sam und sein Partner sich ein spezifisches Rechtswissen angeeignet haben, um die Rechtslage zu navigieren und anzufechten (vgl. 5.1.2). Somit entschieden sie sich, wie andere trans* Eltern auch

27 Wie bereits angemerkt, sind Sam und sein Partner während das TSG rechtskräftig war, Eltern geworden.

getan hatten, vor Gericht zu gehen, um angemessene Papiere zu erhalten.²⁸ Im Interview erzählt Sam, dass er und sein Partner sich anwaltlichen Support organisiert haben, wobei deutlich wird, dass dies trotz ihres offensichtlich ausgeprägten Rechtswissens eine große Unterstützung darstellte. Dazu erzählt Sam, dass er und sein Partner »Glück« hatten, »gute Anwalt_innen gehabt [zu haben], die sich mit dem Thema auseinandersetzen« (Interview Sam). Sam verdeutlicht damit, dass der Kontakt zu Anwalt_innen mit der nötigen Expertise einerseits keine Selbstverständlichkeit darstellt sowie andererseits, was es bedeutet, kompetenten anwaltlichen Support für den Weg der Klage zu haben. Sam erzählt:

»Also das war auf jeden Fall unser Glück, dass wir da rechtlichen Support haben, auch Leute die Ahnung haben. Also das wissen wir auch, dass man sich nicht alles gefallen lassen muss. Aber man steht da ja trotzdem vor so Gerichtsprozessen oder vor so rechtlichen Schreiben und denkt sich »was zur Hölle?« Und dafür war anwaltlicher Support gut, auch wenn er leider ziemlich teuer war, weil man den selber tragen muss.« (Interview Sam)

Während Sam und sein Partner also wissen, »dass man sich nicht alles gefallen lassen muss«, macht sein obiges Zitat deutlich, wie die anwaltliche Unterstützung einen bedeutenden Faktor darstellt, um die rechtlichen Hürden zu bewältigen. Sam verweist dabei auf die Herausforderung, die damit einhergeht, »vor Gerichtsprozessen oder vor so rechtlichen Schreiben« zu stehen. Sam resümiert dazu, dass »es [...] schon gut [war], dass [unsere Anwältin] ganz viel gemacht [hat] und wir das nicht auch noch machen mussten« (Interview Sam). Sam unterstreicht damit die Bedeutung von Support in der Zeit, in der er und sein Partner mit neugeborenem Kind vor rechtlichen Hürden standen:

»Dafür sind so Anwalt_innen einfach super, die da emotional nicht drin involviert sind und die auch 'ne ganz andere Autorität haben. Also sie heißen halt Anwalt_innen und nicht betroffener Mensch.« (Interview Sam)

Sam stellt das Tun seiner Anwältin in Hinblick darauf heraus, dass diese – anders als Sam und sein Partner – nicht persönlich und damit nicht emotional verwickelt ist und damit die Kapazität hat, um andere im Prozess der Klage

28 Siehe dazu bspw. die Klage einer trans* Frau, um als Mutter ihres Kindes anerkannt zu werden. Diese wurde durch das Urteil des Bundesgerichtshofs zurückgewiesen (BGH 2017; vgl. auch Bundesverband Trans* 2018a).

zu unterstützen. Dieser Aspekt verweist auf die Bedeutung von anwaltlichem Support vor dem Hintergrund der Schwere der emotionalen Belastung, die (werdende) Eltern in der Anfechtung der rechtlichen Situation erleben. Im Interview wird jene Belastung insbesondere rund um die Gerichtspost, die Sam und sein Partner in dieser Zeit erhalten haben, deutlich:

»Die Schriftstücke, die wir gekriegt haben, also diese ganze Gerichtspost, die ging ganz viel auch erstmal an unsere Anwältin und danach an uns. Puh, ((lautes ausatmen)) ja. Das ist halt immer so'n, weiß ich nicht, so'n krasser Trigger einfach. Man kriegt halt so Gerichtspost und denkt sich ›boah«. ((leichtes, zynisches Lachen)) Also ich hatte zum Glück, also meine Anwältin ist auch 'ne Freundin von mir und ich hab' irgendwann, wenn sie gemailt hat, hatte ich schon immer so Bauchschmerzen und ich meinte ›boah kannst du bitte irgendwie 'nen Betreff reinschreiben: Ist 'ne gute Nachricht oder hat nichts mit dem Thema zu tun oder irgendwas, damit ich deine Mails wenigstens noch lesen will?‹ Weil 'ne Zeitlang so viele schlechte Nachrichten kamen, dass ich keine Post mehr von ihr lesen konnte und dann hat sie immer ganz brav in den Betreff reingeschrieben ›Ist gar nichts Schlimmes‹ oder ›Hier kommt was Gutes‹ oder ›Dies ist nicht so schön‹. Dann konnte man sich schon mal, ja, wusste man in was für einer Gemütslage man diese Mail öffnen will.« (Interview Sam)

Sam bekräftigt die im obigen Zitat benannte emotionale und sich körperlich materialisierende Belastung, die durch die Gerichtspost im Zusammenhang mit der Klage evoziert wurde und beschreibt sie als »krasse[n] Trigger« (Interview Sam), den er in dieser Zeit empfunden hat. Sams Ausdrücke (»Puh«, »boah«, »krass«), sein lautes Ausatmen, sowie sein leichtes, zynisches Lachen unterstreichen den emotionalen Effekt, den die Konfrontation mit der Gerichtspost und daran anschließend das gerichtliche Verfahren für Sam bewirkte und sich nicht zuletzt in »Bauchschmerzen« (Interview Sam) manifestierte. So resümiert Sam im Interview, gewusst zu haben, dass der juristische Prozess belastend werden würde, nicht aber, dass es ihn so sehr treffen würde »so'n Mist zwischendurch zu lesen, dass ich als Frau und Mutter anzusehen bin«:

»Also ich meine es ist halt ein Schriftstück. Es könnte einem völlig egal sein, es ist einem aber irgendwie überhaupt nicht egal. Es – ja genau, es trifft halt.« (Interview Sam)

Sich in einen Gerichtsprozess zur Erstreitung einer richtigen Geburtsurkunde für sein Kind zu begeben, bedeutete für Sam mit einer Rechtslage und mit entsprechenden Schriftstücken konfrontiert zu sein, die ihm seine Geschlechtsidentität aufgrund seines Elternseins absprechen. Anstelle dessen, dass die Schriftstücke ihm »völlig egal« seien, waren diese »überhaupt nicht egal« (Interview Sam).²⁹ Sams Verweis darauf, dass die Schriftstücke – und die Bezeichnung als »Mutter« – »treffen«, verdeutlicht die juristische Gewalt, die in der cisnormativen und binären Definition von Elternschaft in ihrer Vehemenz spürbar wird. Sams Beschreibung vermittelt den Eindruck, durch das Erhalten der Gerichtspost einen Schlag oder einen Tritt in den Bauch zu bekommen und den Schmerz mit einem zynischen Lachen abschütteln zu müssen. Vor dem Hintergrund der durch die Gerichtspost evozierten Belastung, wird seine Anwältin als bedeutsame Akteurin sichtbar. So erklärt Sam, dass er diese dazu bat, in ihren Weiterleitungen der Gerichtspost kleine Ankündigungen zu schreiben, um Sam darauf vorzubereiten, ob es sich um eine schlimme oder weniger schlimme Nachricht handelt. Diese Praxis unterstreicht, wie belastend die Konfrontation mit der Gerichtspost für Sam war sowie auch, welche Entlastung für ihn durch das Tun seiner Anwältin entstand. Durch die Ankündigung in der Betreffzeile der Mails, ob es sich um »gute« oder »schlechte Nachrichten« (Interview Sam) handelt, hatte Sam die Möglichkeit, den emotionalen Effekt der Gerichtspost zu managen und selbst zu entscheiden, in welcher »Gemütslage« (ebd.) er die jeweilige Nachricht lesen will. In Sams Ausführungen wird sichtbar, wie die Bedeutung des Tuns der Anwältin nicht nur auf einer fachlichen, juristischen Ebene im Prozess seiner Klage bedeutsam wurde, sondern insbesondere auch eine wichtige Hilfestellung darstellte, um die emotionale Belastung, die für Sam mit dem Gerichtsprozess einher ging, zu bewältigen. Vor diesem Hintergrund kann das von Sam geschilderte Tun seiner Anwältin als wichtige fachliche sowie auch emotionale Unterstützungsleistung rekonstruiert werden, die die Bewältigung erwarteter wie auch unerwarteter Belastungen in dieser Zeit unterstützte. Ferner zeigen die Rekonstruktionen die Bandbreite an personellen, zeitlichen, emotionalen, sowie finanziellen Ressourcen auf, die erforderlich werden, wenn Menschen sich dazu entscheiden, ihr Recht einzuklagen. So resümiert Sam, dass es »so

29 Dies kann zusätzlich dahingehend interpretiert werden, bei schon lange passenden trans* Männern, wie Sam, auf besondere Weise bedeutsam zu sein, da die Phase, sich erklären zu müssen wieder eintritt, nachdem sie unter Umständen als bereits überstanden erlebt wurde.

viel mehr Energie [frisst] als das jetzt einfach anzunehmen« (Interview Sam); Energie, die auf der anderen Seite nicht erforderlich wird, wenn Menschen im Einklang mit normativen Elternschaftsmodellen stehen. Daran anschließend stehen die Umwege, die Sam und sein Partner im Zusammenhang mit der Geburtsurkunde ihres Kindes gegangen sind, als exemplarisch für die zusätzliche und voraussetzungsvolle Mehrarbeit, die – nicht zuletzt auch auf affektiver Ebene – erforderlich wird, um die Cis- und Repronormativität der Rechtslage anzufechten.

Demgegenüber gilt es zu berücksichtigen, für wen die Möglichkeit, Klage einzureichen, eine wirkliche Option darstellt und für wen nicht. So müssen Personen, die sich dafür entscheiden, den Weg des Gerichtsprozesses zu gehen, unter Umständen lange auf ein Urteil warten, während sie in dieser Zeit keinen gültigen Nachweis ihrer Eltern-Kind-Beziehung vorweisen können. Dies bringt für Eltern Folgeprobleme mit sich, um Elternzeit und Elterngeld zu beantragen, die Krankenversicherung des Kindes anzumelden, oder ein Visum oder einen Reisepass für das Kind zu beantragen (Karsay 2021: 29). Besonders vulnerable Personengruppen wie Personen ohne sicheren Aufenthaltsstatus und andere Personen, die nicht ohne Weiteres die nötigen Ressourcen und Kapazitäten aufbringen können, um vor Gericht zu gehen, sind in besonderem Maße Gewalt ausgesetzt, etwa wenn sie sich im Zuge von Kontrollen ausweisen müssen oder die Geburtsurkunden ihrer Kinder nicht mit ihren eigenen Dokumenten übereinstimmen (vgl. ebd.). Jene Personen finden sich demnach in der herausfordernden Lage wieder, einerseits einer Rechtslage gegenüberzustehen, die sie diskriminiert, gleichzeitig aber auf die partielle Anerkennung durch offizielle Dokumente, in denen sie falsch dokumentiert sind, angewiesen zu sein.³⁰

Ausgehend von den Abwägungen und Kämpfen in Hinblick auf Recht und rechtliche Anerkennung werden die »riesen Herausforderungen« (Interview Beratungsperson Kris) deutlich, die sich für Menschen ergeben, die jenseits cisgeschlechtlicher Modelle Eltern werden und ein entsprechendes Umgehen und Ringen erfordern. Untermauert wird ferner, wie jene »Grenzen, die von (...) 'nem Rechtssystem auferlegt werden« (ebd.) manövriert, zurückgewiesen

30 Wenngleich sich die Falschdokumentierung von trans* Eltern hinsichtlich der Geburtsurkunden ihrer Kinder maßgeblich durch das SBGG verbessert hat, sind nach wie vor potenzielle Klagen von trans* Eltern wahrscheinlich, um weiter bestehende Diskriminierungen abzubauen. Siehe hierzu eine Zusammenschau von kritischen Stellungnahmen zum SBGG: <https://sbgg.info/kritik/>.

und potenziell auch verändert werden. So geht Kris im Interview ausgehend von Kris' Beratungspraxis im Zusammenhang mit trans* Elternschaft ein, »wo ich quasi informiere aber auch nichts weiter hier in dem Rahmen möglich ist«. Dabei nimmt Kris explizit Bezug auf die deutsche Rechtslage, die »super konservativ letztlich ist bis reaktionär ((lacht leicht)) würd' ich's fast manchmal bezeichnen ((lautes Einatmen)) und auch diskriminierend, letztlich, gerade was trans* Elternschaft anbelangt und biologisch naturalisierend, irgendwie, ohne Ende« (Interview Beratungsperson Kris). Im selben Atemzug erzählt Kris, dass es »ganz viel darum geht, es gibt diese riesen Herausforderungen [und gleichzeitig aber] Familie für die *das* ist, was sie *tun* und die setzen das auch *überall* durch« (ebd.). Davon ausgehend kann unterstrichen werden, was in den obigen Rekonstruktionen ausgehend von den Umgangsstrategien von Hank, Ben und Sam rekonstruiert wurde: Trotz repronormativer Hürden, bzw. rechtlich auferlegter »Grenzen« (Interview Beratungsperson Kris), werden durch das Tun (werdender) Eltern sowie ihrer »Mitstreiter_innen« Bewegungsmomente geschaffen. So verweisen die oben rekonstruierten Praktiken einerseits darauf, was es heißt, einem Rechtssystem gegenüberzustehen, das Menschen die Existenz als Eltern abspricht, sowie zugleich auf die Möglichkeit, sich »über das Tun auch letztendlich zu ermächtigen« (ebd.).

5.1.4 Zwischenfazit

Dieses Kapitel gab Einblick in die rechtlichen und bürokratischen Herausforderungen, die (werdende) trans* und nichtbinäre Eltern navigieren, um als Eltern anerkannt und als solche dokumentiert zu werden. Dabei wurde der Blick auf Stiefkindadoptions- und Pflegschaftsverfahren, sowie auf bürokratische Prozedere im Rahmen der Dokumentierung des Eltern-Kind-Verhältnisses gerichtet. Deutlich wurde hierbei, wie das Vorhaben, ein Anerkennungsverfahren zu durchlaufen, einen offiziellen Antrag zu stellen oder Formulare auszufüllen, schnell zu einem hürdenreichen Unterfangen wird, sobald es um Familienkonstellationen und Elternbezeichnungen geht, die dem cis-heteronormativen Modell nicht entsprechen. Obwohl die in diesem Kapitel betrachteten Elternkonstellationen und Wege Eltern zu werden – per Stiefkindadoption, Pflegschaft oder per Geburt – verschiedene rechtliche Herausforderungen und Implikationen bergen, zeigen sie gleichwohl auf, wie die rechtliche und bürokratische Institutionalisierung von Repronormativität auf der einen

Seite sicht- und spürbar, sowie auf der anderen Seite strategisch aufgegriffen, verhandelt und infrage gestellt wird.

Die Ausführungen in Kapitel 5.1.1 haben aufgezeigt, wie Menschen, die jenseits cis-heteronormativer Modelle Eltern werden, im Rahmen von Stiefkindadoptions- und Pflegschaftsverfahren zusätzlich zu den Eignungsanforderungen, wie berufliche Stabilität, Einkommen, Alter und Wohnform, besonderen Hürden gegenüberstehen. Deutlich wurde dies anhand von Praktiken im Rahmen offizieller Verfahren zur Elternschafts Anerkennung, durch die sich werdende Eltern auf selektive Weise inszenieren. Dabei wurden sorgfältige Abwägungspraktiken zwischen Kriterien ›geeigneter‹ Elternschaft und möglichen Ablehnungsrisiken sichtbar. Während Faktoren wie Einkommen, Wohnverhältnisse und die Präsentation als bestehende Familieneinheit aufgegriffen werden, um sich als möglichst ›geeignete‹ Eltern zu inszenieren, wird trans*, nichtbinär oder poly Sein als etwas zu ›Outendes‹ verhandelt, das die Anerkennung als rechtliche Eltern, sowie auch als Pflegeeltern potenziell gefährdet. Deutlich wurde, dass trans* und nichtbinäre Personen in der Auseinandersetzung mit den bereits engen normativen Vorgaben zusätzlichen Unsicherheiten und Ablehnungsrisiken gegenüberstehen (vgl. Mazzaferro 2023: 125). Antragstellende, die Mehrfachdiskriminierung erfahren, müssen zusätzliche Hürden im Adoptions- oder Pflegeprozess antizipieren, wenn etwa queer und trans* Sein mit den Faktoren Migration und nicht-deutscher Staatsangehörigkeit verschränkt ist. Zusätzlich dazu können sich Abwertungen entlang von ableistischen, rassistischen, adultistischen und klassistischen Stereotypen im Sinne einer potenziellen *Absprechung* von Elternschaft bzw. der ›Geeignetheit‹ als Eltern auswirken (vgl. dazu Harris/Ford 2018).

Nicht nur Faktoren wie Bildungsstatus, Wohnen, berufliche Stabilität und andere »markers of stability« (Hank, Gespräch Rechtsberatung), sondern auch das Tun von Beschäftigten wie Jugendamtmitarbeitende und Pflegeelternberatende wurde als empirisch bedeutsam für den Ausgang offizieller Anerkennungsverfahren herausgestellt. Gezeigt wurde, wie diese potenziell die Anerkennung als Eltern erschweren oder gar verhindern. Rekonstruiert habe ich dies einerseits ausgehend von der Sorge, im Rahmen eines Stiefkindadoptionsverfahrens an eine trans*feindliche Person im Jugendamt zu geraten, sowie andererseits in Hinblick auf das Tun von Pflegeelternberatenden im Rahmen von Infoveranstaltungen für interessierte Pflegeeltern. Die Rekonstruktionen zeigen auf, wie jene Akteur_innen sich im Rahmen von Anerkennungsverfahren an repronormativen Vorstellungen orientieren, was in die Einschätzung als ›mehr‹ oder ›weniger geeignete‹ Eltern einfließt.

Andererseits zeigte sich aber auch, dass Handlungsspielräume ausgeschöpft werden, die die Anerkennung *trotzdem* ermöglichen, wie anhand der Handhabung einer Pflegeelternberaterin deutlich wurde, die das trans* und poly Sein einer Pflegeelternkonstellation »gesehen« und »in die Schublade [gepackt]« hat (Interview Benno). Das Tun von Akteur_innen, die in Adoptionsvermittlungs- und Pflegestellen beschäftigt sind, wurde entsprechend als ambivalent sichtbar, da diese Akteur_innen einerseits als »Mitsstreiter_innen« oder »Allies«³¹ aktiv werden, deren Handlungsspielräume sich aber auch negativ auf den Ausgang von Verfahren im Sinne von Einfallstoren für Diskriminierung auswirken können (Richarz 2022; vgl. Siegel 2024b). Dies hat für werdende Eltern, die vom normativen Modell »geeigneter« Elternschaft abweichen, zur Folge, zusätzlichen Unsicherheitsfaktoren gegenüberzustehen. Hinzu kommt, dass jene Akteur_innen, selbst wenn sie als Verbündete aktiv werden möchten, aufgrund der nicht konsequent im Recht verankerten Anerkennung von trans* und queeren Eltern auf Handlungsgrenzen stoßen. So habe ich ausgehend vom Handeln jener »Mitsstreiter_innen« einerseits Möglichkeiten herausgestellt, institutionalisierte Eingrenzungen zu antizipieren und zu umgehen, andererseits aber auch Grenzen dessen. Zusammengefasst können demnach Akteur_innen in Ämtern als Navigierende verstanden werden, deren Tun mit-bedingt, wer als Eltern anerkannt wird und wer nicht. Entsprechend machen die empirischen Rekonstruktionen in 5.1.1 deutlich, wie nicht nur werdende Eltern, sondern mitunter auch Jugendamtsmitarbeitende und Pflegeelternberatende Lösungen in einem System suchen, das trans* und nichtbinäre Eltern als »eigentlich« elternungeeignet anruft und figuriert.

Dies wurde ebenfalls in Kapitel 5.1.2 deutlich, in dem erwartete wie auch unerwartete Hürden für trans* und nichtbinäre Eltern bezüglich der Geburtsurkunden ihrer neu geborenen Kinder rekonstruiert wurden. Dabei konnte bezogen auf die Zeit vor der Einführung des SBGG gezeigt werden, wie das bürokratische Verfahren zur Erlangung von Geburtsurkunden in hohem Maße verkompliziert wurde. Begonnen bei den zur Verfügung stehenden Formularen, die von cis-binären Elternkategorien ausgehen, über zeitliche Verzögerungen im Ausstellungsprozess, bis hin zur Notwendigkeit, zusätzliche Schreiben mit sich zu führen, um die Diskrepanz zwischen den eigenen Ausweisdokumenten und den Geburtsurkunden ihrer Kinder zu

31 Für eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Konzept der »Trans*-Verbündetenschaft« und was sich trans* Menschen von Menschen in ihrer Umgebung an unterstützendem Verhalten wünschen, siehe Hornstein (2022).

erklären, standen trans* und nichtbinäre Eltern, aber auch Standesbeamte_innen und Anwält_innen vor der Aufgabe, eine Handhabe mit Formularen, Dokumenten und bürokratischen Verfahren zu finden, die nicht auf trans* Eltern ausgerichtet sind. Dies bedeutete nicht nur, besondere Herausforderungen im Kontext amtlicher Prozesse bewältigen zu müssen, sondern zeigt auch auf, wie bürokratische Systeme in ihrer Funktion ins Stocken geraten, sobald Eltern dem cisnormativen Modell nicht entsprechen. Dies ist auch nach der Einführung des SBGG, welches die Dokumentierung des Eltern-Kind-Verhältnisses für viele trans*, inter* und nichtbinäre Eltern wesentlich verbessert hat, von zentraler Bedeutung, da zahlreiche amtliche Prozesse und bürokratische Verfahren sich nach wie vor auf ein binäres Verständnis von Geschlecht berufen.³² Die in Kapitel 5.1.2 rekonstruierten Navigationen werdender Eltern und beteiligter Standesbeamte_innen zeigten diesbezüglich auf, wie materielle Artefakte wie Formulare und Dokumente, die nicht auf trans* Personen ausgerichtet sind, bürokratische Verfahren performativ mitbedingen und verkomplizieren. Anhand des cisnormativ ausgerichteten Verfahrens zur Beurkundung des Eltern-Kind-Verhältnisses wurde gezeigt, wie trans* Eltern bzw. ihre Elternkonstellationen qua bürokratischer Prozesse dadurch als ›nicht dokumentierbar‹ bzw. ›nicht erfassbar‹ figuriert werden. Dies kann in Erweiterung zu 5.1.1 im Sinne einer bürokratisch vermittelten Form der Verweigerung der Anerkennung bzw. Aberkennung festgehalten werden, welche spezifische Umwege und Belastungsmomente für (werdende) trans* Eltern und ihre Elternkonstellationen mit sich bringt.

Kapitel 5.1.3 warf sodann einen Blick darauf, wie (werdende) Eltern mit rechtlichen und bürokratischen Herausforderungen umgehen. Herausgestellt wurden dabei zunächst Abwägungsprozesse bezogen auf die Personenstandsänderung, die im Vorfeld des Elternwerdens auf spezifische Weise bedeutsam werden kann. Die unterschiedlichen Beweggründe für jene Abwägungen wurden jeweils als strategische Umgangsweisen mit der rechtlichen und bürokratischen Voraussetzung cis- und heterosexueller Elternschaftskonstellationen herausgestellt: Zum einen wurde in Erwägung gezogen, im Vorfeld eines Stiefkindadoptionsverfahrens eine Personenstandsänderung vorzunehmen, um als heterosexuelles Paar rechtliche Anerkennung zu erlangen. Zum anderen wurde in Betracht gezogen, mit der Personenstandsänderung bis nach der Geburt zu warten, um Probleme hinsichtlich der »Formalitäten des Kindes« (Interview Klaus) zu vermeiden. Diese Abwägungen verweisen

32 Auf die Kritiken am SBGG gehe ich in Kapitel 6.1 genauer ein.

jeweils darauf, wie trans* Sein und Elternwerden – auf rechtlicher und bürokratischer Ebene – als etwas Unvereinbares bzw. Widersprüchliches figuriert wird. Hierdurch sind werdende Eltern damit konfrontiert, vorausschauende und mitunter normalisierende Strategien im Sinne einer Anpassung an cis-heteronormative Elternschaft zu praktizieren, um rechtliche und bürokratische Komplikationen zu vermeiden und Diskriminierungspotenziale zu minimieren.

Neben jenen Abwägungsprozessen hat sich gezeigt, was es umfasst, rechtliche Hürden gerichtlich anzufechten. Durch einen genaueren Blick auf die Erfahrungen rund um den Prozess der Klage habe ich herausgearbeitet, welche personellen, sozialen und materiellen Ressourcen, aber auch welche zeitlichen und emotionalen Kapazitäten erforderlich werden, um den Gerichtsweg zu bestreiten. Daran anschließend konnte ich rekonstruieren, wie Eltern, aber auch andere Akteur_innen, wie Anwalt_innen, die unterstützend agieren, emotionale und administrative Mehrarbeit leisten, um jene Belastungseffekte zu bewältigen.

Diese Ergebnisse zeigen *erstens* auf, wie (werdende) trans* und nichtbinäre Eltern mit einer rechtlichen Lage bzw. bürokratischen Handhabung hantieren müssen, die sie faktisch auszuschließen sucht. Zu nennen sind vor allem die nach wie vor geltenden cisnormativen Regelungen des Abstammungsgesetzes, sowie die zum Zeitpunkt der Erzählungen noch gültigen Regelungen des TSGs. Sie machen deutlich, wie in diesem Zusammenhang »die Grenzen, die von 'nem Rechtssystem auferlegt werden« (Beratungsperson Kris) trans* und nichtbinären Eltern die Existenz als Eltern rechtlich absprechen und Elternwerdensprozesse erschweren. Auch nach der Abschaffung des TSGs sieht das Abstammungsgesetz Elternschaft abseits des cis- und heteronormativen Familienmodells bestehend aus gebärender ›Mutter‹ und zeugendem ›Vater‹ nicht vor. So wird Trans*- und Inter*geschlechtlichkeit, vermittelt über bürokratische Umwege und behelfsmäßige Handhabungen weiterhin in einem Widerspruch zu Elternwerden figuriert und die repronormative Annahme, *entweder* trans* oder inter* zu sein *oder* Eltern zu werden, wird reproduziert. Anders formuliert, existiert auch nach wie vor eine Rechtslage, die im Fall von Elternschaft das Recht auf Geschlechtervielfalt begrenzt. Wie in den obigen Ausführungen gezeigt wurde, werden vor diesem Hintergrund mitunter umständliche, aufwändige, nervenaufreibende und belastende Navigationen erforderlich, um als Eltern anerkannt zu werden, eine handhabbare Dokumentierung zu erlangen und um höchst komplexe rechtliche Situationen zu bewältigen: Eigenmächtig Formulare zu verändern, sich mit Behörden auseinan-

derzusetzen, Geburtsurkunden einzuklagen, extra Papiere zum Nachweis des Eltern-Kind-Verhältnisses anzufordern, bestimmte Situationen zu vermeiden und nicht zuletzt, sich »immer wieder« zu erklären (Interview Sam). Jene Navigationen zeigen auf, wie eine Rechtslage, die nicht konsequent trans* und nichtbinäre Elternschaft berücksichtigt, mitunter für werdende Eltern enorme Verkomplizierungen, Anstrengungen und Belastungen birgt.

Die empirischen Ergebnisse zeigen vor diesem Hintergrund *zweitens* auf, wie werdende trans* Eltern ein erhebliches Maß an zusätzlicher ›Mehrarbeit‹ aufbringen, um voraussetzungsvolle Bewältigungsstrategien zu entwickeln, Umwege zu navigieren und Unterstützungsleistungen in Anspruch nehmen. So machen die in 5.1.3 fokussierten strategischen Navigationen deutlich, wie das Navigieren rechtlicher Hürden eine voraussetzungsvolle Mehrarbeit darstellt, die spezifische materielle, finanzielle, soziale wie auch emotionale Ressourcen – sowie ein großes Maß an Mut – erfordert, um handhabbare Lösungen zu finden. Jene Navigationen können nicht zuletzt im Sinne eines *kollektiven* Tuns festgehalten werden, welches sich aus dem Handeln werdender Eltern und multipler Mitstreiter_innen, gepaart mit den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen und Kapazitäten, konstituiert.

Einerseits zeigt sich darin eine bedeutende Facette der selektiven Anerkennungsordnung, die die rechtliche Anerkennung als Eltern – qua erforderlicher Ressourcen, Kapazitäten und Kontakte – manchen Subjekten gewährt und für andere verkompliziert oder verunmöglicht. Andererseits machen die empirischen Ergebnisse deutlich, dass der cis- und repronormative Ausschluss qua Recht nicht zwangsläufig damit einhergeht, handlungsunfähig oder der Gesetzeslage gegenüber ausgeliefert zu sein. So wurden neben Momenten der rechtlichen Diskriminierung auch entscheidende Bewegungsmomente ausgehend von den Navigationen unterschiedlicher Akteur_innen sichtbar. Trotz einschränkender Regulierungen zeigt sich Recht daran anschließend als etwas, das strategisch eingesetzt, kollektiv verhandelt und in Bewegung gebracht wird.

5.2 Diskriminierungserfahrungen, Zugangshürden und strategische Navigationen: Erfahrungen im Gesundheitswesen

Im Rahmen von Elternwerdensprozessen kann in Hinblick auf ganz unterschiedliche Aspekte der Bedarf nach Versorgung und Begleitung im Bereich

der Medizin relevant werden.³³ So wurde immer wieder im Rahmen der Interviews über Erfahrungen in Bezug auf medizinische Gesundheitsversorgung in Verbindung mit Prozessen des Elternwerdens berichtet. Dabei fiel insbesondere auf, *wie* über die Inanspruchnahme medizinischer Versorgung gesprochen bzw. diese verhandelt wurde: Entweder mit einem auffallenden Ausdruck an Emotionalität, einem bezeichnenden Maß an Humor, aber auch mit welcher Überraschung über positive Erfahrungen im medizinischen Kontext gesprochen wurde – das medizinische Versorgungssystem wurde stets als ein besonders problembehafteter Bereich erlebt.

Dieses Kapitel widmet sich der Frage, welche Erfahrungen trans* und nichtbinäre Menschen in Hinblick auf Elternwerden im Bereich des Gesundheitswesens machen. Mit dieser Fokussierung geht es darum, herauszuarbeiten, was es für Menschen, die abseits cis- bzw. repronormativer Modelle Eltern werden oder werden wollen heißt, sich in den medizinischen Kontext zu begeben, oder aber auch, dies nicht zu tun. Dabei gehe ich der Frage nach, wie sich Repronormativität im Kontext der medizinischen Gesundheitsversorgung konstituiert, bemerkbar macht und wie werdende trans* und nichtbinäre Eltern damit umgehen.

Mit diesem Anliegen widme ich mich zunächst in Kapitel 5.2.1 der Frage, wodurch sich Diskriminierungen im medizinischen Kontext für werdende Eltern konstituieren. Hierbei werden jeweils Facetten des ›repronormativen Otherings‹, des Fehlens von trans* und nichtbinär-inklusivem Wissen, sowie der Absprache von reproduktiver Subjektivität genauer in den Blick genommen. Daran anschließend wende ich mich in 5.2.2 spezifischen Zugangshürden zu, denen werdende trans* und nichtbinäre Eltern begegnen. Ausgehend von Erfahrungen bezogen auf die Vermeidung medizinischer Leistungen gehe ich auf die mitunter komplexen und ambivalenten Abwägungen werdender Eltern in Hinblick auf die Inanspruchnahme reproduktionsmedizinischer und geburtshilflicher Versorgung ein. 5.2.3 widmet sich schließlich tiefergehend der Frage, wie Menschen repronormative Hürden im Bereich der medizinischen Gesundheitsversorgung navigieren. Der Blick wird dabei auf stra-

33 Diesbezügliche Beispiele sind Beratungen zu Fertilitätsfragen und reproduktionstechnologischen Möglichkeiten, die auch mit Fragen zum Zugang zu Einrichtungen wie Kinderwunschkliniken und Samenbanken verbunden sind. Mitzudenken sind aber auch Gesundheitsfragen abseits von leiblichen Elternwerdensprozessen, bspw. wenn Menschen im Rahmen von Adoptions- oder Pflegschaftsverfahren gegenüber dem Jugendamt ihre physische und psychische Gesundheit beweisen müssen (vgl. 5.1.1).

tegische Praktiken des vorausschauenden Planens sowie des Vermitteln und Übersetzens gerichtet, um anschließend verschiedene Coping-Strategien genauer zu betrachten und in Relation zur institutionalisierten Verfasstheit medizinischer Settings zu setzen. In 5.2.4 werden schließlich die empirischen Ergebnisse des Kapitels zusammengefasst und analytisch zugespitzt.

5.2.1 Repronormatives Othering, fehlendes Wissen und Gewalt im Kontext reproduktiver Gesundheitsversorgung

»In der Versorgung von trans* Personen generell sollte es mehr Thema sein, dass trans* Menschen sich manchmal auch reproduzieren wollen und das nichts daran ändert, dass sie trans* sind.« (Interview Sam)

Elternwerdensprozesse und reproduktive Praktiken von trans* und nichtbinären Menschen sind im Kontext der reproduktionsmedizinischen Versorgung, wie im obigen Zitat angemerkt, nichts Selbstverständliches. Wie Sam deutlich macht, verweist dies auf die normative Annahme, dass reproduktive Praktiken nicht mit trans* Sein vereinbar seien. Dies zeigte sich auch anhand von Bettys und Hanks mit mir geteilter Erfahrung im Zuge ihres Vorhabens, per Insemination schwanger zu werden. Hank und Betty hatten einen Termin in einer gynäkologischen Praxis vereinbart, um sich über ihre Möglichkeiten beraten zu lassen und erklärten sich dazu bereit, dass ich sie zu diesem Termin begleite. Bereits anhand der ersten Begegnungen mit dem Praxispersonal fiel auf, dass Betty und Hanks Vorhaben als etwas Besonderes markiert wurde:

»Endlich wird Betty, nachdem wir nun schon eine Weile im Warteraum sitzen, aufgerufen. Betty, Hank und ich stehen auf und gehen an der Rezeption vorbei und in die Richtung des Besprechungsraumes. Als wir an der Rezeption vorbei laufen, macht der Arzt, der sich dort aufhält, einen Kommentar in unsere Richtung und sagt irgendwas mit ›Mannschaft‹, bevor er uns in den Besprechungsraum weist. Dort angekommen, macht der Arzt hinter uns die Tür zu und geht auf die uns gegenüberliegende Seite seines Schreibtisches. Betty und der Arzt kommunizieren ohne Worte, dass sie die Person ist, die den Termin vereinbart hat. Der Arzt schüttelt Bettys und meine Hand und begrüßt Hank verbal, der am weitesten weg von dem Arzt steht. Der Arzt sieht sich im Raum um, als er bemerkt, dass die zwei Stühle, die gegenüber vom Tisch positioniert sind, nicht ausreichen. Er läuft kurzerhand zum an-

deren Ende des Raumes und holt einen Hocker. Ich nehme ihn und setze mich, nachdem ich die Höhe verstellt habe, neben Hank und Betty. Betty und der Arzt beginnen das Gespräch. Betty stellt sich und Hank vor und erklärt, dass ich da bin, um zu übersetzen. Der Arzt kommentiert, dass sein Englisch kein Problem ist, reagiert jedoch auf meine Anwesenheit einverstanden und will sofort fortfahren und zur Sache kommen. Betty muss den Arzt unterbrechen, um ihn über meine Forschung zu informieren und sein Einverständnis zu meiner Anwesenheit einzuholen. Als ich erwähne, dass das Thema meiner Forschung trans* Praktiken des Elternwerdens ist, unterbricht mich der Arzt: »Was für Praktiken?« Ich wiederhole, was ich gesagt hatte. Der Arzt sagt daraufhin nichts und scheint kein weiteres Interesse daran zu haben. Er wendet sich rasch dem Fokus des Termins zu und fragt Betty, was ihr Anliegen ist. Sie erklärt, dass sie und Hank ein Kind bekommen wollen. Der Arzt notiert in großen Buchstaben »KW« und fragt Betty zuallererst nach ihrem Zyklus. Danach geht der Arzt rasch auf Vitamine, Jod und Folsäure ein. Dabei nimmt er mit Betty und mir Augenkontakt auf. Hank und Betty scheinen alles, was der Arzt sagt, aufmerksam zu registrieren. Nachdem es eine ganze Weile um Vitaminpräparate geht, ergreift Betty das Wort: »I won't be becoming pregnant the *natural* way.« Der Arzt entgegnet mit der Rückfrage »Warum nicht?« und scheint verwundert zu sein. Hank, der zum ersten Mal während des Besprechungstermins etwas sagt, antwortet direkt auf seine Frage: »Because I'm trans and I don't produce sperm.« Der Arzt hält kurz inne und Betty ergreift das Wort: »We will be going with a sperm donor.« Der Arzt registriert dies, geht aber nicht weiter darauf ein und fährt mit seinen Ausführungen zum Verlauf einer Schwangerschaft fort.« (Feldnotizen gynäkologische Praxis)

Durch den Kommentar des Arztes auf unserem Weg in das Besprechungszimmer, anhand der dort bereitgestellten Stühle, wie auch im standardisierten Vorgehen des Arztes wird die Annahme einer *bestimmten* – paarförmigen und heteronormativen – reproduktiven Praxis sichtbar. Die Kommentierung des Arztes markiert uns dabei als auffällig, wodurch unser Erscheinen als Abweichung vom üblichen Patient_innenkreis suggeriert wird. Im Besprechungszimmer angekommen, bestätigt sich unser Herausfallen in der spontanen Suche des Arztes nach einem Hocker, um uns dreien einen Sitzplatz zu ermöglichen. So ist die Einrichtung des Sprechzimmers nicht auf mehr als zwei Klient_innen ausgerichtet und es muss spontan eine zusätzliche Sitzgelegenheit gefunden werden. Daran zeigt sich die Materialisierung eines erwarteten heterosexuell-monogamen Patient_innenkreises bzw. die normative Annahme

paarförmiger reproduktiver Praktiken.³⁴ Darüber hinaus zeigt sich im Vorgehen des Arztes eine routinisierte Gesprächsführung: So steigt er direkt mit Fragen zu Bettys Zyklus ein und empfiehlt die Einnahme von Mikronährstoffen, die für den Beginn einer Schwangerschaft förderlich sind. Sein medizinischer Blick ist auf den in ihrem Körper stattfindenden biologischen Prozess reduziert. *Wie schwanger werden* steht dabei nicht zur Debatte. In Bezug auf Bettys und Hanks Wunsch, ein Kind zu bekommen, geht der Arzt davon aus, dass sie ein gemeinsames, leibliches und durch Heterosex entstehendes Kind bekommen wollen, wobei Hank als cis männlich und damit als den biologisch zeugenden Part übernehmend, gelesen wird. Die unzähligen Fragen rund um die Samenspende, Insemination und ums Schwangerwerden, die in den Auseinandersetzungen zwischen Hank und Betty und auch in unseren informellen Gesprächen und Interviews viel Raum eingenommen hatten, haben hier keinen Platz. Hank wird dabei weder vom Arzt adressiert noch beachtet und nimmt im Verlauf des Gesprächs eine zuhörende, passive Rolle ein.³⁵ Erst nachdem in die als standardisiert anmutende Gesprächsführung des Arztes eingegriffen wird und Hank einwirft, dass *they* keine Spermien produziert, wird ein Bruch mit dem bisherigen Zweiergespräch zwischen Betty und dem Arzt verursacht. Der Arzt zeigt jedoch außer einem kurzen Stocken keine Reaktion und fährt mit seinem Standardprogramm fort, ohne weiter auf Hank oder Hanks und Bettys Anliegen, per Insemination und Samenspende schwanger zu werden, einzugehen.

Anhand dieser Sequenz wird sichtbar, wie im Rahmen standardisierter reproduktionsmedizinischer Praktiken Elternwerden im Sinne eines in erster Linie biologischen und cis-heteronormativen Vorgangs gedacht wird. Inhärent ist dem eine auf Binaritäten beruhende Denkweise, die Elternschaft an Heterosexualität und cis dyadische Zweigeschlechtlichkeit koppelt. Dabei zeigt sich, wie reproduktive Praktiken individualisiert und von sozialen Aushandlungen, wie Hank und Bettys Fragen zur Samenspende und Insemination, getrennt werden: Eltern- und Verwandtschaft wird hierdurch auf

34 Wenn auch Hank und Betty keine Mehrelternschaft im engeren Sinne zu verwirklichen suchen, kann aus der teilnehmenden Beobachtungssituation abgeleitet werden, dass Mehrelternkonstellationen bzw. die Einbeziehung von Beteiligten wie Samenspendende und Co-Eltern in medizinischen Beratungskontexten in der Regel nicht mitgedacht werden.

35 Zu meinem Überraschen zeigt der Arzt zudem keinerlei Interesse an meiner Anwesenheit als Forscher_in.

biologische Bestandteile reduziert (vgl. Stoll 2021a: 163). Hank und Bettys Anliegen, sich zu ihrer geplanten Insemination per Samenspende beraten zu lassen, fällt aus dem Standardprogramm heraus. Bereits auf unserem Weg ins Beratungszimmer werden Betty, Hank und ich als »auffällig« markiert.

Eine andere Erfahrung schildern Gustav und Mirco (beide er-Pronomen). Sie erzählen dabei von ihrer Erfahrung im Zusammenhang mit der Geburt ihres Kindes im Krankenhaus:

Gustav: »Also es war echt durchgehend positiv, auch die Hebammen« Mirco: »Hebammen super freundlich« Gustav: »nicht einmal irgendwie falsch gegendert oder so, wenn dann mal 'ne interessierte Frage. [...] Also alle haben sich sehr zurückgehalten und ich hatte so 'nen Physiotherapeut und er hatte dann irgendein Kommentar gesagt, ›dass sich das jetzt schon gelohnt hat mit dem Kind‹ und dann hatte er das Gefühl, auch was sagen zu müssen, quasi. Ich glaube die wurden schon ein bisschen instruiert, ja. Und dann hat er auch gesagt, ich glaube, ob er was fragen darf und er findet das total toll, dass wir das gemacht haben. Also echt durchgehend positiv. Also es gibt bestimmt Leute, die es kacke finden, aber zu uns hat keiner was gesagt. ((lacht leicht)) Ja, also das war schon ja, sehr positiv.« (Interview Gustav und Mirco)

Anhand von Gustavs und Mircos Erfahrung im Krankenhaus wird ähnlich wie bei Hank und Betty deutlich, wie ihre Präsenz in der Geburtsstation als etwas Kommentierungswürdiges behandelt wird. Anders als bei Hank und Betty jedoch, zeigt sich dies anhand des befürwortenden Kommentars eines Physiotherapeuten, »das total toll [zu finden], dass [Gustav und Mirco] das gemacht haben« (Interview Gustav und Mirco). Gustavs und Mircos Elternwerden wird im Kontrast zu Hanks und Bettys Erfahrung zwar auf eine positive, befürwortende Weise, nichtsdestotrotz aber auch als etwas Nicht-Selbstverständliches markiert. Die Art und Weise wie Gustav und Mirco im Interview das »super freundlich[e]« Personal hervorheben, zeigt dabei auf, dass dies eine besondere Bedeutung für sie hat und etwas ist, wovon sie im Vorfeld nicht ausgegangen waren. So heben Gustav und Mirco im weiteren Verlauf des Interviews hervor, »nicht einmal [...] falsch gegendert« worden zu sein und erzählen, »zumindest mal einen blöden Blick« oder »angespanntes Verhalten« bzw. »dass jetzt irgendjemand doch was Blödes sagt, was einen verletzt oder nahe geht« (Interview Gustav und Mirco) erwartet zu haben. Deutlich wird daran nicht nur ein Stigmabewusstsein, sondern auch die Normsituation, in der trans* und nichtbinäre Personen keine positiven Erfahrungen im medizinischen Kontext

machen und einer ungefragten Aufmerksamkeit ausgesetzt sind. Bezeichnend ist, dass Gustav die überraschend positive Erfahrung in der Klinik darauf zurückführt, dass das medizinische Personal »schon ein bisschen instruiert« (Interview Gustav und Mirco) wurde und das positive Verhalten des Personals wohl durch eine explizite Anweisung zustande gekommen sei. Abgeleitet werden kann davon, dass das Ausbleiben negativer Erfahrungen von trans* Personen in der standardisierten medizinischen Praxis nichts notwendigerweise Verankertes ist, sondern etwas, das erst explizit angestoßen bzw. zugetragen werden muss.

Auch Sam hebt es im Interview als »erstaunlich« hervor, »wie viel positive Resonanz« (Interview Sam) er im Zusammenhang mit der Geburt seines Kindes im Krankenhaus erlebt hat und betont dabei – wie Gustav und Mirco – den Umgang des medizinischen Personals. Sam kontrastiert dies mit einer früheren Erfahrung, die er im Zusammenhang mit einer Fehlgeburt erlebt hatte. Dazu erzählt er, nach der Fehlgeburt ins Krankenhaus gegangen zu sein, um ärztliche Versorgung zu bekommen, wo ihm jedoch, anstatt seinem akuten Versorgungsbedarf zu begegnen, gesagt wurde, dort »falsch« (Interview Sam) zu sein:

»((tiefes Einatmen)) Das sollte man als trans* Mann auch nicht haben, weil das Krankenhäuser völlig überfordert, wenn man ((leicht lachend)) als Mann ankommt und sagt ich hab' grad 'ne Fehlgeburt. ((leicht lachend)) Die glauben irgendwie, dass man da falsch sei.« (Interview Sam)

Sam bringt seine Erfahrung im Krankenhaus im Rahmen einer Fehlgeburt dahingehend auf den Punkt, diese »als trans* Mann [...] nicht haben [zu sollen]«. Diese Umschreibung verweist auf etwas, das nur schwer aussprechbar ist: Sam erlebt in der Zeit, in der er versucht, schwanger zu werden, nicht nur eine Fehlgeburt, sondern findet sich zudem im Krankenhaus in einer Situation wieder, in der ihm sein Bedarf an medizinischer Versorgung abgesprochen wird. So wird anhand der Frage, ob er in der gynäkologischen Abteilung des Krankenhauses »nicht falsch sei« (ebd.), sein Zugang zu medizinischer Versorgung infrage gestellt und potenziell verwehrt. Sams tiefes Einatmen und sein zynisches Lachen unterstreicht dabei die Stresssituation und die erfahrene emotionale Belastung. Seine Erfahrung zeigt eindrücklich, was auch Sauer et al. in ihrer Studie zu Diskriminierungserfahrungen von LSBTIQ* Personen im Gesundheitssystem herausstellen: So wird der Anspruch von trans* und inter* Menschen besonders in »geschlechtsspezifischen« Fachbereichen wie der Gy-

näkologie infrage gestellt (Sauer et al. 2019: 21).³⁶ Zudem bleibt die Markierung als auffällig oder ›besonders‹ in diesem Bereich nicht, wie in der Erfahrung von Gustav und Mirco, auf ›nett gemeinte‹ Kommentare beschränkt, sondern führt potenziell zum Ausschluss aus spezifischen Versorgungsbereichen und dadurch zur Verwehrung der gebrauchten medizinischen Versorgung.

Vom Aspekt des Ausschlusses erzählt auch Mo (er/keine Pronomen). Mo arbeitet als Hebamme in einem Hebammenkollektiv und geht im Interview auf die Geburtshilfe als Arbeitsumfeld ein:

»Genau, also ja, da ist schon einfach auch 'ne Diskriminierung, also das ist ein großer Punkt. Uns ist auch ein queerfeministischer Schwerpunkt sehr wichtig, weil wir auch merken, dass der zweite Welle Feminismus, wo sich auch ein Großteil von Hebammen bestimmt verorten würde, dann im Arbeitsumfeld also zum Beispiel mir verunmöglicht hat im Geburtshaus zu arbeiten, was mal der ursprüngliche Plan war. Also da merken wir auch, dass es vielleicht für einige Hebammen noch denkbar ist, solche Menschen zu betreuen, ((leichtes Lachen)) aber nicht mit ihnen zu arbeiten ((leichtes Lachen)).« (Mo, Interview Hebammenkollektiv)

Mo wirft einen Blick auf das Arbeitsumfeld im Kontext der Geburtshilfe. Dabei benennt Mo, dass ihm »verunmöglicht [wurde] im Geburtshaus [...] zu arbeiten« (ebd.). Bezeichnend ist Mos Formulierung, dass es »vielleicht für einige Hebammen noch denkbar ist, solche Menschen zu betreuen, ((leichtes Lachen)) aber nicht mit ihnen zu arbeiten ((leichtes Lachen))« (ebd.). In Mos Ausführungen zeigt sich nicht nur, dass die Betreuung von trans* Personen in der Geburtshilfe ungewiss ist (»vielleicht«), sondern auch, dass als trans* Person in diesem Umfeld zu arbeiten etwas Udenkbares darstellt. Aus dem Zitat von Mo kann weiterhin rekonstruiert werden, dass der Ausschluss aus dem Arbeitsort Geburtshaus durch die Abweichung von einem verbreiteten Selbstverständnis in der Geburtshilfe begründet wurde. Auch Toni (sie/ihr) erzählt bezogen auf ihre Erfahrung als Hebamme, dass das Thema der trans* sensiblen Geburtshilfe »natürlich auch was ist, was bei manchen Kolleg_innen sehr emotional belegt ist«. Dabei geht Toni unter anderem darauf ein, dass in Hebammenforen unter anderem »sehr radikale, sehr menschenverachtende Ansichten« (Interview Hebamme Toni) vertreten werden. Toni und Mo deuten

36 Zum im Vergleich zur Gynäkologie bislang wenig sozialwissenschaftlich untersuchten Feld der ›Andrologie‹ siehe Almeling (2020) und Wöllmann (2004).

auf trans*feindliche Positionen hin, die unter feministischen Vorzeichen und unter Rückgriff auf die Kategorie ›Frau‹ argumentiert werden. Mo zeigt dabei auf, wie trans* Personen in der Geburtshilfe als ›Andere‹ konstruiert und ausgeschlossen werden. Dies unterstreicht Mo mit der Formulierung »solche Menschen« (ebd.) und grenzt sich dabei zugleich unter einem leichten sarkastischen Lachen von dieser Sichtweise im Erzählen ab. Mos Lachen kann an dieser Stelle im Sinne einer Umgangsstrategie mit der Erfahrung von Diskriminierung gedeutet werden: So geht mit der Veränderung für Mo ein Ausschluss aus dem Arbeitskontext ›Geburtshaus‹ und damit eine Diskriminierung qua einer essentialistischen und trans*ausschließenden Konstruktion des Berufsfelds einher. Im Interview geht Mo weiter, zusammen mit Sandra (sie/ihr), einer Kollegin aus dem Hebammenkollektiv, auf deren Arbeitsumfeld als Hebammen ein:

Mo: »Dieses, dass auch sehr sehr ein Großteil der Kolleg_innen eine heteronormative Elternschaft voraussetzt und sich überhaupt niemals jemals die Frage stellen musste, ob es noch was anderes gäbe und wenn's was anderes gibt, stößt es schnell auf Irritationen, so.« Sandra: »oder wird exotisiert« Mo: »oder wird exotisiert oder wird irgendwie so« Sandra: »positiv diskriminiert« Mo: »ja, ((lacht leicht)) genau.« (Mo und Sandra, Interview Hebammenkollektiv)

Mo geht in dem Interviewausschnitt darauf ein, dass nicht-heteronormative Elternschaft im Kolleg_innenkreis »schnell auf Irritationen [stößt]« (ebd.), woraufhin Sandra ergänzend benennt, dass Menschen »exotisiert« und »positiv diskriminiert« (ebd.) werden. Mo zeichnet dabei die Geburtshilfe als ein Arbeitsumfeld, in dem »ein Großteil« des Kollegiums »heteronormative Elternschaft voraussetzt«, wobei aus dem verstärkenden Ausdruck »sehr sehr« ein besonderes Ausmaß der Normativität geschlossen werden kann. Als Verweis darauf kann auch der Ausdruck von Mo verstanden werden, dass jene Kolleg_innen »sich überhaupt niemals jemals« (ebd.) die Frage gestellt haben, ob es über heteronormative Elternschaft hinaus auch andere Elternmodelle gäbe. Entsprechend stellt dieser Umstand eine zentrale Motivation für Sandra und Mo dar, mit einem queerfeministischen Schwerpunkt im Hebammenkollektiv zu arbeiten. So sind Cis- und Heteronormativität tief in der standardisierten geburtshilflichen Praxis verankert, wodurch reproduktive Praktiken jenseits cisnormativer Konstellationen verbesondert, »positiv diskriminiert« und »exotisiert« (ebd.) werden.

Ein zentraler Bestandteil davon ist das spezifisch vergeschlechtlichte Fachwissen im Bereich der Medizin und Geburtshilfe. Wie sich dieses bemerkbar machen kann, zeigt sich anhand des folgenden Zitats von Toni. Toni erzählt im Interview, bislang im Rahmen ihrer Arbeit als Hebamme nur selten Erfahrungen in Bezug auf die Begleitung von trans* Personen gemacht zu haben:

»So rein medizinisch bei dem einen Paar, an das ich denke, wo er in Hormonbehandlung war – also der war voll auf Testo – und da wusste ich rein medizinisch zum Beispiel noch nicht, was macht das eigentlich mit diesem Kind. Also das wurde natürlich von ärztlicher Seite alles eingeschätzt und begutachtet, dass das, weil's auch 'n Junge ist, zumindest optisch, dass das nicht schlimm ist, dass er am Anfang auch noch 'ne ordentliche Testodröhnung in der Schwangerschaft bekommen hat. Aber ich hab' noch keine Ahnung und ich glaube das haben wir alle noch nicht. Was macht es langfristig mit diesen ungeborenen Kindern, die volles Pfund Testo abkriegen? Das ist so die rein körperliche Seite.« (Interview Hebamme Toni)

Im Zitat geht Toni darauf ein, »noch keine Ahnung« darüber zu haben, was es »rein medizinisch« (ebd.) bedeutet, wenn Menschen im Vorfeld oder in der Zeit des Schwangerwerdens Testosteron eingenommen haben. Toni reflektiert damit ein Fehlen an medizinischem Fachwissen, welches in ihrer Arbeit als Hebamme zum Tragen kommt. Toni geht ferner im Interview darauf ein, sich in ihrer Arbeit um eine »besondere Sensibilität« (ebd.) und »Achtsamkeit in der Wortwahl« (ebd.) zu bemühen. Gleichwohl suggerieren ihre Formulierungen dahingehend, dass die Person, die sie betreut hat, »voll auf Testo [war]« und das Kind »'ne ordentliche Testodröhnung« bzw. »volles Pfund Testo ab[ge]krieg[t]« habe (ebd.), einen bewertenden Unterton, der auf eine wenn auch unintendierte, aber dennoch fehlende Sensibilisierung verweist.³⁷ Neben der medizinisch relevanten Frage danach, welche Auswirkungen die

37 Subtile, unintendierte, wie auch offensichtlichere Bewertungen sind, wie auch Toni anmerkt, rund um Schwangerschaft grundsätzlich keine Seltenheit und stellen insofern nichts dar, das nur trans* oder queere Personen entgegengebracht bekommen. Gleichwohl stellt sich die Frage, inwieweit cis Frauen, die beispielsweise ungeplant schwanger geworden sind und Medikamente in der Zeit eingenommen haben, bevor die Schwangerschaft bekannt war, weniger bewertend als trans* Personen, die vor einer ungeplanten Schwangerschaft Testosteron eingenommen haben, begegnet wird. Das oben rekonstruierte fehlende Fachwissen verstehe ich diesbezüglich als einen bedeutenden Faktor, der mit einer fehlenden Sensibilität gegenüber Schwangerschaften von trans* Personen in Zusammenhang steht.

Testosteroneinnahme bei einer ungeplanten Schwangerschaft haben kann, zeigt sich im obigen Zitat, wie durch fehlendes Fachwissen Einfallstore für unsensibilisiertes, aber auch ungenaues und binär-vergeschlechtlichendes Wissen entstehen können. Toni gibt daran anschließend selbst zu verstehen, dass sie nicht genug medizinisch-verifiziertes Wissen hat und sie, ebenso wie die Geburtshilfe als Ganzes (»wir alle«), »noch keine Ahnung« (Interview Hebamme Toni) habe.³⁸

Dass das in der Geburtshilfe und Reproduktionsmedizin verbreitete *fehlende* Wissen einen wesentlichen Bestandteil der repronormativen Verbesonderung spielt, kann auch anhand des Einblicks in die Erfahrung von Ben (er/ihm) rekonstruiert werden. Ben war nach der mehrmonatigen Einnahme von Testosteron und hormonblockierenden Medikamenten³⁹ ungeplant schwanger geworden. Dazu erzählt Ben im Interview, davon ausgegangen zu sein, dass Schwangerwerden zu diesem Zeitpunkt nicht mehr möglich sei. Nach mehreren uneindeutigen Schwangerschaftstests machte sich Ben auf die Suche nach einer gynäkologischen Betreuung. Die Gynäkologin zu der Ben fand hatte zu diesem Zeitpunkt keine Erfahrungen zu Schwangerschaften bei Testosteroneinnahme und war auf medizinischen Rat von Kolleg_innen angewiesen. Ben erzählt zu der Betreuung durch seine Gynäkologin, dass diese »zwischenrdrin [...] irgendwie mit anderen Ärzten nochmal telefonieren musste, um da halt ein bisschen mehr Gewissheit zu bekommen oder weil ihr manche Sachen nicht klar waren« (Interview Ben). Ben macht damit auf das fehlende Fachwissen seiner Gynäkologin aufmerksam. Unter anderem erzählt er im Interview, dass die Gynäkologin mit einer Fachklinik Kontakt aufgenommen hatte, dort aber ebenfalls auf Unwissen stieß:

38 An dieser Stelle kann auf Studien verwiesen werden, die herausstellen, dass es »insgesamt [...] an lebensweltlichem und fachlichen Wissen [fehlt], um trans* und nicht-binären Menschen eine adäquate Gesundheitsversorgung zu bieten« (Sauer et al. 2019: 9). Insbesondere existieren bezogen auf Inter*geschlechtlichkeit und Nichtbinarität »quasi überhaupt keine offiziellen und standardisierten Leitlinien, Umgangsweisen und Standards« (Sauer et al. 2019: 9).

39 Sogenannte »Hormonblocker« werden von manchen trans* und nichtbinären Erwachsenden oder Jugendlichen zur Unterstützung einer Hormontherapie oder zur Verlangsamung bzw. Verhinderung der Entwicklung nicht gewünschter sekundärer Geschlechtsmerkmale eingenommen. Siehe dazu die Broschüre »Infos zur Hormon-Therapie für trans* & nicht-binäre Menschen« von TransInterQueer e.V. (2022).

»Genau, mit der Fachklinik wollte sie dann auch Rücksprache halten, ob die da was Genaueres wissen. Wussten sie aber nicht. Aber jetzt ((lacht leicht)) würden die halt von uns gerne wissen, wie die Schwangerschaft gelaufen ist und alles.« (Interview Ben)

Neben dem fehlenden Fachwissen, das anhand von Bens Erzählung deutlich wird, zeigt sich zudem über die Rückfrage der Fachklinik, wie Ben als Wissensinformant angerufen wird. Bens leichtes Lachen an dieser Stelle kann als Ausdruck der Absurdität gelesen werden, medizinische Versorgung aufzusuchen und anstatt die nötige Versorgung zu bekommen, den Ärzt_innen Wissen zu liefern. Rekonstruiert werden kann daraus eine Leerstelle im medizinischen Fachwissen bezogen auf die reproduktiven Praktiken von trans* Personen bzw. von Hormonwerten, die von standardisierten, cis-dyadisch normierten Werten abweichen.

Auch Alex (sie/ihr) geht im Interview ausgehend von ihrer Beratungstätigkeit darauf ein, »dass es Ärzt_innen gibt, die meinen, dass zum Beispiel trans* Personen gar nicht schwanger werden können, so. Stimmt natürlich *nicht*. Aber ehm genau, da musst du dich damit erstmal auseinandersetzen« (Interview Beratungsperson Alex). Alex nimmt damit Bezug darauf, dass in Hinblick auf Fragen rund um die Fertilität von trans* Personen oftmals nicht nur Wissen fehlt, sondern Informationen auch vielfach ungenau oder wissenschaftlich nicht-verifiziert sind, womit sich Menschen »erstmal auseinandersetzen [müssen]« (ebd.). Dies bestätigt sich in der von Ben und Klaus geschilderten Erfahrung, zu der sich Klaus an den Kontakt mit Bens Hausarzt erinnert:

»Selbst für den Arzt war das relativ neu oder wenn ich's richtig verstanden hab, war der Arzt so »naja, das kann gar nicht sein, ((lacht)) dass er schwanger ist allein aufgrund dessen, dass davor drei, vier Monate ja die Periode ausblieb, das könne gar nicht sein«. Beziehungsweise für ihn war das komplett neu, dass ja, dass er jetzt quasi schwanger werden konnte.« (Interview Klaus)

Dass die Schwangerschaft einer trans* männlichen Person für den Arzt »komplett neu« (Interview Klaus) war, sowie Bens vorliegende Schwangerschaft aus seiner Sicht »gar nicht sein [könne]« (ebd.), macht deutlich, wie Schwangerschaften von trans* Personen als etwas Unmögliches figuriert werden (vgl. Spahn 2019). So wurden Ben und Klaus »weil [der Arzt] halt wie gesagt das

noch nie hatte und jetzt auch nicht wusste, inwieweit haben die Hormonblocker [...] oder das Testosteron Einfluss auf das Kind« (ebd.), von dem Arzt weitergeschickt. Daraus kann rekonstruiert werden, dass es sich ausgehend vom Handeln des Arztes nicht nur um ein Fehlen von Fachwissen im Sinne von *abwesendem* Wissen, sondern auch um eine spezifische Form von *fälschem* Wissen handelt, wie Alex, die Beratungsperson im vorherigen Zitat auf den Punkt bringt. Anhand der Erfahrung von Ben und Klaus spiegelt sich dies schließlich auch darin wider, dass Ben selbst unter der Annahme war, nach wenigen Monaten der Testosteroneinnahme nicht schwanger werden zu können.⁴⁰ Eine Implikation fehlenden trans* und nichtbinär-inklusiven reproduktiven Fachwissens ist folglich, dass es auch über den engeren Kontext medizinischer Wissensproduktion und Versorgungspraxis hinaus, einen Bedarf an Wissen gibt.

Die Aussage von Bens Arzt, dass seine Schwangerschaft »gar nicht sein [könne]« (Interview Klaus), zeigt darüber hinaus ein fehlendes Sensibilisierungswissen bezogen auf reproduktive Praktiken und die reproduktive Gesundheit von trans* und nichtbinären Menschen. Diese trägt (mit) dazu bei, dass die reproduktive Subjektivität von Personen infrage gestellt wird. Dazu erzählt die Hebamme Bente (sie/ihr) eine Geschichte aus ihrem Ausbildungskontext:

»Ich hab' dazu eine Geschichte aus meiner Ausbildung, wo ich eine super super liebe Hebamme an meiner Seite hatte, [...] also sie wollte überhaupt nicht diskriminierend sein. Aber wir hatten ein Paar betreut, also zwei Frauen, und sie hatten eine Frühgeburt und meine super liebe Hebamme hat so quasi als Abschluss von der Betreuung, nachdem deren Baby super früh zur Welt kam und sie krass mit anderen Sachen beschäftigt waren – also mit dem Schock und mit dieser tatsächlich pathologischen Situation – meinte meine Kollegin sie kann sich nicht zurückhalten, denen zu empfehlen beim nächsten Kind bitte den anderen Uterus zu benutzen, weil dieser kaputt ist, dieser funktioniert nicht so gut ((lacht leicht)). Wo ich dachte, damit sind so viele tragische Annahmen verbunden. Also, dass [...] eine Schwangerschaft für beide infrage kam, nur weil biologisch beide theoretisch einen Uterus hatten – was sie auch nicht wusste, also sie hat die andere Person nicht gefragt – so als wäre das austauschbar in einer Familie, wer das Kind trägt, zum

40 Auch Sam erzählt im Interview, dass ihm »überhaupt nicht klar [war]« ob er nach der jahrelangen Einnahme von Testosteron »überhaupt schwanger werden kann« (Interview Sam).

Beispiel. Und sie damit zu konfrontieren in einem Moment des Schocks, das hatte was Exotisierendes für mich. Du wärst niemals auf die Idee gekommen, einer hetero Frau mit einem Frühchen auf der Neonatologie zu empfehlen, dass bei dem nächsten Kind sie vielleicht eine Leihmutter sucht, weil ihr Uterus nicht gut funktioniert.« (Bente, Interview Hebammenkollektiv)

In Bentes Erzählung wird anhand der Aussage ihrer anleitenden Hebamme, dass die Partnerperson das nächste Kind gebären solle, eine stereotype Annahme über die vermeintlich austauschbare Gebärfähigkeit von als lesbisch und ›gleichgeschlechtlich‹ gelesenen Paaren sichtbar. Darin enthalten ist ein cis und dyadisches Verständnis von Geschlechtlichkeit, das normativen Vorstellungen über reproduktive Fähigkeiten zugrunde liegt. Der gut gemeinte Rat der Hebamme birgt, wie Bente es nennt, »tragische Annahmen« (Bente, Interview Hebammenkollektiv) bzw. Implikationen: So wird der Person, die gerade ein Kind geboren hat, nahegelegt, kein weiteres Kind mehr zu bekommen. Die (zukünftige) Reproduktivität wird der Person, die soeben ein Kind geboren hat, von der Hebamme abgesprochen und mit der vermeintlichen Gebärfähigkeit der Partnerperson begründet. Bentes Verweis auf die ›Tragik‹ dieser Handlung steht im Zusammenhang mit der ›positiven‹ Begründung der Absprechung reproduktiver Selbstbestimmung bzw. der Sonderbehandlung des queeren Paares. So merkt Bente an, dass einer heterosexuellen cis Frau in einer solchen Situation vermutlich nicht mit einer solchen Absprache ihrer Reproduktivität begegnet werden würde. Das Beispiel des Handelns der anleitenden Hebamme in der Geschichte von Bente zeigt zudem auf, wie repronormative Annahmen über Körper, Körperfunktionen sowie über die Nutzung dieser, dazu beitragen, dass mitunter ›nebenbei‹ im Rahmen medizinischer Gesundheitsversorgung reproduktive Selbstbestimmung abgesprochen wird. Ausgehend von Bentes Hervorhebung dessen, dass die anleitende »super super liebe« Hebamme »überhaupt nicht diskriminierend sein [wollte]« (ebd.), zeigt sich, wie diskriminierendes Handeln im geburts-hilflichen Kontext nicht zwangsläufig auf einer queer- oder trans* feindlichen Haltung gründet, sondern auch ungewollt passieren kann. Der Verweis auf den Ausbildungskontext ist dabei bezeichnend und deutet auf den institutionalisierten Charakter des fehlenden bzw. nicht-sensibilisierten Wissens von Seiten von Fachkräften in der Geburtshilfe und der Medizin.⁴¹ So werden die

41 Auf das grundsätzliche Fehlen der Thematisierung von Fragen zu Trans*- und Inter*geschlechtlichkeit in den Curricula von Ausbildungen und Studiengängen in den

Bedarfe von trans* und nichtbinären Personen eher als »Zusatz«, aber nicht als standardisierte »Basis« (Interview Beratungsperson Alex) im Rahmen der medizinischen Wissensproduktion und -vermittlung gehandhabt, wie Alex ausgehend von ihren Eindrücken aus der Beratungstätigkeit anmerkt:

»Oft hab' ich das Gefühl, dass medizinische Fachkräfte denken, das ist vielleicht so ein Zusatz, mit dem sie sich beschäftigen können, aber es ist eigentlich keine Basis, die man haben muss, um Menschen gerecht zu werden in der medizinischen Grundversorgung. Das ist einfach auch was, was ich sehr sehr oft höre von trans* Personen.« (Interview Beratungsperson Alex)

Anschließend an das von Alex herausgestellte Fehlen von medizinischem Wissen, das ausgehend von den bisherigen empirischen Einblicken rund um Schwangerschaft und Gebärfähigkeit herausgestellt wurde, ist insbesondere auch ein Fehlen einer »Basis« (ebd.) an reproduktionsmedizinischem Wissen in Hinblick auf die reproduktive Gesundheit von Menschen, die Spermien produzieren, zu nennen. Im folgenden Zitat von Sara (sie/ihr) wird sichtbar, wie das Wissen um reproduktionsmedizinische Möglichkeiten für sie als trans* Frau, bevor sie zufällig davon erfahren hat, nicht selbstverständlich war:

»Irgendwie hat mir dann jemand mal gesagt, dass man sowas auch einfrieren kann, das wusste ich einfach nicht. Ich war einfach so ›Ich kann es nicht, also ich kann da nicht weiterkommen, wenn ich Kinder will‹. Und irgendwie war das ein bisschen ein Feedback, ich glaube ohne das hätte ich gar nicht darüber nachgedacht, Kinder zu bekommen ((lacht)).« (Interview Sara)

Bereichen Recht, Medizin, Psychologie und Soziale Arbeit arbeiten Böhm und Voß (2022) heraus, dass sich lediglich 4 % der von ihnen ausgewerteten Lehrmaterialien auf trans*- oder inter*-spezifische Bedarfe bezieht. Ferner stellen sie heraus, dass sich das vorgefundene Lehrmaterial, das sich auf trans* oder inter* bezieht, nicht auf gesellschaftliche und wissenschaftliche Sachstandards beruft, sondern pathologisierende Thematisierungen vorherrschend sind (Böhm/Voß 2022: 16). Mediziner_innen sind entsprechend häufig nicht zu den unterschiedlichen gesundheitlichen Belangen von trans*, inter* und nichtbinären Personen ausgebildet oder sensibilisiert, wodurch es zu mangelnder Versorgungsqualität und fehlender Sensibilität bei Ärzt_innen und Pflegepersonal kommt, wie auch in den obigen Ausführungen deutlich geworden ist (vgl. Nieder et al. 2022).

Sara hat nicht etwa im Rahmen ihrer regulären Ärzt_innentermine über reproduktionstechnologische Möglichkeiten erfahren, sondern erst darüber, dass ihr »irgendwie [...] dann jemand mal gesagt« hat, dass es möglich ist, reproduktive Zellen einzufrieren. Anhand dessen wird deutlich, wie das Fehlen von medizinischem Fachwissen hinsichtlich der Bedarfe von trans* Personen in allgemeine Wissensbestände hineinwirkt. So merkt Sara in Hinblick auf das, was sie im Internet recherchieren konnte an, dass »da [...] auch niemand davon [redet], dass es möglich ist reproduktive Zellen einzufrieren und was es für Reproduktionsmedizin gibt« (Interview Sara). Sara spricht damit das Fehlen an Wissen und Informationen über reproduktionsmedizinische Möglichkeiten an. Saras Umschreibung des Einfrierens ihrer reproduktiven Zellen als »so-was« (ebd.) kann im Sinne einer Entnennung verstanden werden, die nicht zuletzt mit der Entthematisierung von reproduktiven Bedarfen von trans* Frauen resoniert. Saras Verweis darauf, dass »niemand« (ebd.) über reproduktionsmedizinische Möglichkeiten, wie die Kryokonservierung von Spermien redet, verweist damit zusammenhängend auch darauf, was in breiteren gesellschaftlichen Diskursen nicht thematisiert wird und dadurch auch weniger sag- bzw. denkbar wird. Die Einblicke zeigen auf, dass das Fehlen von trans*inklusive[m] medizinischen Fachwissen nicht nur Auswirkungen auf die Qualität von Versorgung hat, sondern sich auch auf die Fähigkeit, informierte Entscheidungen treffen zu können, auswirkt.⁴²

Welche weiteren Effekte das Fehlen von trans* und nichtbinär-inklusive[m] Fachwissen auf die Erfahrungen von trans* und nichtbinären Personen haben kann, zeigt auch der von Betty und Hank bereits erwähnte Arztbesuch in der gynäkologischen Praxis. Im Gespräch nach ihrem Termin erzählt Betty von der Situation im Behandlungszimmer, bei der Hank und ich im Warteraum waren. Dort habe der Arzt sie während der Untersuchung auf Hanks trans* Sein angesprochen und Nachfragen zu Hanks Transitionsprozess gestellt. Auf meine Frage, ob dies während ihrer Untersuchung war, bejaht Betty dies mit der ironischen Formulierung »yes, in that comfortable position« (Betty, Feldnotizen gynäkologische Praxis). Betty erzählt weiter, dass der Arzt zugegeben hat,

42 Infomierter Entscheidungen in Hinblick auf reproduktive trans* Gesundheit umfassen die Aufklärung zu Themen wie Verhütung, STIs und Familienplanung inkl. Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch, aber auch das Wissen darüber, welchen Einfluss eine Hormontherapie kurz- und langfristig auf die Fertilität hat und welche reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten es gibt (Robert Koch-Institut/Deutsche Aidshilfe 2023).

nicht zu wissen, was trans* bedeutet und dass er keine Berührungspunkte mit trans* Personen habe. Betty schlussfolgert: »He wasn't transphobic, he wasn't transfriendly, he was trans ignorant« (Betty, Feldnotizen gynäkologische Praxis).

Die von Betty berichtete Erfahrung während der gynäkologischen Untersuchung verdeutlicht, wie mit dem Fehlen von Sensibilisierungswissen Grenzüberschreitungen durch Fachkräfte im medizinischen Kontext vollzogen werden. Der Arzt stellt Betty Fragen zu Hanks Transitionsprozess, was nichts mit dem eigentlichen Beratungsanliegen, mit dem Hank und Betty in die gynäkologische Praxis gekommen sind, zu tun hat. Dies kann einerseits als Neugier des Arztes interpretiert werden, sowie andererseits als Einholen von Wissen zu trans* spezifischen Themen, das dem Arzt fehlt. Anhand der Situation wird anschaulich, wie Patient_innen in die Lage gebracht werden, ihre Versorger_innen über ihre Trans*geschlechtlichkeit oder die ihrer Begleitpersonen aufklären zu müssen, auch wenn dies keine Relevanz für das eigentliche Anliegen hat (James et al. 2016). Daran anschließend geht Hank wenige Tage nach dem Termin in der Praxis im Interview darauf ein, sich im medizinischen Kontext erklären zu müssen:

»It's like, I'm trans, I have to explain that to the doctors. [...] I don't know, it just, it comes with a kind of like ›let me explain myself to you to get what I need‹ and I crave for it to be more like ›oh, you're here about that‹ or like the structure is set up so it's super easy or like it's not such a process, you know?« (Interview Hank)

Anhand von Hanks Zitat lässt sich aufzeigen, wie die Tatsache, sich im medizinischen Versorgungskontext erklären zu müssen, etwas Gängiges darstellt und mit der Inanspruchnahme medizinischer Versorgung einhergeht. Wie anhand der Erfahrung von Betty im Behandlungszimmer deutlich wurde, werden Menschen (bzw. deren Partner_innen oder Co-Eltern), die nicht einem cis-heteronormativen, binären Modell von Elternschaft entsprechen, als erklärungsbedürftig angerufen werden oder darüber aufklären müssen, welche Versorgung sie benötigen (vgl. Grant et al. 2020). Dies wird von Hank als eine Hürde (»such a process«, Interview Hank) thematisiert, die die Erlangung medizinischer Versorgung erschwert. Dadurch geraten die Belange, aufgrund derer Personen medizinische Betreuung aufgesucht haben, aus dem Fokus, während sie zudem potenziell grenzüberschreitendem Verhalten ausgesetzt sind. Dies wird schließlich anhand einer von Ben geschilderten

Situation bei seinem ersten gynäkologischen Vorsorgetermin im Rahmen seiner Schwangerschaft deutlich:

»Die Ärztin [...] hat dann halt mir ziemlich naja, Vorwürfe gemacht, [...] dass ich mich aber entscheiden muss, ob ich jetzt das Kind haben möchte oder ein Junge sein möchte und solche Sachen und dass beides nicht geht und dass ich's eigentlich abtreiben sollte, wenn ich ein Junge sein möchte und alles. Und sowas hat sie dann die ganze Zeit gesagt und war auch dann ziemlich unfreundlich zu mir und dann hab ich auch versucht immer das so'n bisschen zu erklären, dass auch *beides* möglich ist, aber dann hat sie das halt auch immer wieder dann abgestritten, also wie gesagt, hat darauf bestanden so, ich muss mich entscheiden, entweder ein Junge zu sein oder das Kind zu bekommen. Das hat sie mir dann quasi auch so als Schlusswort so mit auf den Weg gegeben.« (Interview Ben)

Ben berichtet in diesem Ausschnitt von der Aufforderung seiner Gynäkologin, sich entscheiden zu müssen, »entweder ein Junge zu sein oder das Kind zu bekommen« (Interview Ben). In dieser Aufforderung wird trans* Sein als unvereinbar mit Schwangersein figuriert. Bens Ärztin hat zudem »darauf bestanden« und »die ganze Zeit gesagt« (ebd.), dass sich dies ausschliesse (»beides nicht geht«, ebd.), was auf eine cisnormative, trans*feindliche und höchst übergriffige Haltung von Seiten der Gynäkologin verweist.⁴³ Ben findet sich damit konfrontiert, bei seinem Vorsorgetermin zum Abbruch seiner Schwangerschaft gedrängt zu werden. Der Einblick in seine Erfahrung macht deutlich, wie sich die Machtförmigkeit von Cis- und Repronormativität im Kontext medizinischer Praxis manifestiert. So existieren tradierte Praktiken und hartnäckige repronormative Vorstellungen im Gesundheitssystem, die sich auf das Urteil auswirken, wer Kinder bekommen soll und wer nicht (vgl. Stoll 2021b: 170; Brust 2021). Zurückgreifend auf das von Sam anfangs aufgeworfene Zitat, »dass trans* Menschen sich manchmal auch reproduzieren wollen und das nichts daran ändert, dass sie trans* sind« (Interview Sam), geht es dabei um nichts Geringeres, als um die – teils subtile und ungewollte, aber manchmal auch ganz vehemente – Absprache reproduktiver Subjektivität und körperlicher Selbstbestimmung (Spahn 2016, 2019; Stoll 2021b).

43 Auch Bens Alter kann als ein Faktor gedeutet werden, der in der Absprache von Bens reproduktiver Selbstbestimmung intersektional verstrickt ist, wobei Ben nicht explizit darauf im Interview Bezug nimmt.

5.2.2 »Da wieder reinzugehen, das ist 'ne riesen Hürde«: Komplexe Zugangshürden zur Inanspruchnahme medizinischer Gesundheitsversorgung

»Die Weirdness ist, ((tief ausatmend))
sich letztendlich freiwillig wieder in
den Medizinbetrieb zu schmeißen.«
(Interview Randy)

Wie in den bisherigen Ausführungen bereits angeklungen ist, kann die Inanspruchnahme medizinischer Gesundheitsversorgung für trans* und nichtbinäre Personen mit mehrschichtigen Hürden verbunden sein. Kris (keine Pronomen) erzählt ausgehend von der Beratungstätigkeit, in der Kris trans* und queere Personen in Sachen Kinderwunsch berät:

»Dann werden ja auch einfach sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Also ich hatte jetzt gerade eine Person, also 'ne nichtbinäre Person, die mit Partner_in in 'ne Kinderwunschklinik gegangen ist ((Stimme wird leiser)) und die eben kein Sperma haben, also wo's auch um 'ne Samenspende und um 'ne Behandlung insgesamt ging und wo dann der Klinikbetreibende ›nee also solche Familienmodelle unterstützen wir hier nicht‹ und da drin sehr sehr sehr deutlich war und auch, dass er das eben aus 'ner ethischen Perspektive nicht machen möchte. Was für die einfach natürlich echt der Hammer nochmal drauf war. Also man hat eh schon Angst vor diesem System vielleicht und weiß, was da alles passieren kann und dann passiert's tatsächlich. Und da sich auf den Weg zu machen und immer wieder bestimmte Routen auszuprobieren, ich glaub das ist schon ein sehr wichtiges und großes Thema.« (Interview Beratungsperson Kris)

Im obigen Zitat wird der Zugang zu Medizin als etwas auf mehrfache Weise Hürdenbehaftetes thematisiert: Zum einen benennt Kris eine »Angst vor diesem System«, welche sich daraus begründet, zu wissen, »was da alles passieren kann« (ebd.). Sich als nichtbinär-queeres Paar in das reproduktionsmedizinische Setting – hier am Beispiel einer Kinderwunschklinik – zu begeben, heißt Diskriminierung zu antizipieren. In dem von Kris beschriebenen Fall tritt so dann die Diskriminierung »tatsächlich« (ebd.) ein, indem der Zugang zur reproduktionsmedizinischen Behandlung in der Klinik verwehrt wird. Die Hürde zu reproduktionsmedizinischer Versorgung wird hier nicht nur als diffuse Sorge, sondern auch im Sinne eines expliziten repronormativen Ausschlusses

deutlich, der den Zugang zu reproduktionsmedizinischen Behandlungen verwehrt.

Vor dem Hintergrund des Wissens »was da alles passieren kann« (Interview Beratungsperson Kris) wird die Medizin an mehreren Stellen in den Interviews als ein möglichst zu vermeidender Bereich thematisiert. Dabei spielt die Antizipierung negativer Erfahrungen, wie bereits im obigen Zitat deutlich wird, eine Rolle. »Medizin vermeiden« kann dabei als eine Umgangsstrategie verstanden werden, die in Relation zu einem machtbehafteten Feld steht. Lex etwa benennt im Interview im Zusammenhang mit dem Vorhaben, schwanger zu werden, »nicht gerne zu Ärzten gehen [zu wollen]«:

»Manchmal haben mir Leute auch gesagt ›ja schau doch nach Samenbanken‹ oder dies und das, wo ich dachte ›oah, ich will da ungerne Geld dafür ausgeben‹. Also ich hab' nicht so viel Geld, ich will als trans* Person nicht gerne zu Ärzten gehen und mir das irgendwie reinmachen lassen und irgendwie exotisch sein und das erklären müssen und die können mir dann zeigen wie weltoffen sie sind, dass sie mir doch helfen. Ich weiß, manche von meinen Freund_innen machen das und haben auch gute Erfahrungen gemacht und manche auch sehr schlechte und das ist irgendwie so, es ist halt im Lotto gewonnen oder nicht. Es ist so, wo ich denke uff, ich will da irgendwie so ein bisschen wenn es geht, nicht so viel zu Ärzten gehen oder zu Leuten, wo ich angewiesen bin und die dann so 'ne professionelle leichte oder starke überhebliche Art und Weise auch haben, damit umzugehen.« (Interview Lex)

Lex' Ansatz, »wenn es geht, nicht so viel zu Ärzten [zu] gehen«, wird in Zusammenhang mit der Ungewissheit darüber, »gute« oder aber auch »sehr schlechte« (ebd.) Erfahrungen im reproduktionsmedizinischen Bereich zu machen, thematisiert. Lex beschreibt die Inanspruchnahme medizinischer Versorgung als »im Lotto gewonnen oder nicht« und damit als etwas Unvorhersehbares. »[G]ute Erfahrungen« (ebd.) zu machen wird anhand von Lex' Vergleich mit einem Glücksspiel und zudem auch als etwas Unwahrscheinliches bzw. Seltenes benannt. Der Laut »uff« drückt dabei eine Belastung und emotionale Hürde aus, die mit der Erwartung, wahrscheinlich schlechte Erfahrungen zu machen, verbunden ist. Neben der finanziellen Bürde, die mit medizinisch assistierten Inseminationen einhergehen kann⁴⁴, erläutert Lex ferner, warum er_sie »nicht

44 Die Kosten für medizinisch assistierte Inseminationen reichen je nach Methode von 300 Euro bis 3000 Euro pro Zyklus, wobei sich die Kosten auch weit darüber hinaus erstrecken können (LSVD 2023). Relevant sind diesbezüglich die Regelungen zur Kos-

gerne zu Ärzten gehen [möchte]«: So können die von Lex antizipierten »sehr schlechte[n]« (ebd.) Erfahrungen in Verbindung damit gelesen werden, sich im reproduktionsmedizinischen Kontext als (gebärende) nichtbinäre trans* Person »erklären [zu] müssen« und »exotisch [zu] sein« (ebd.). Hiermit verweist Lex auf die bereits in 5.2.1 herausgearbeitete systematische Verbesonderung und Veränderung von trans* und nichtbinären Subjekten im Kontext medizinischer Praxis. Lex macht zudem deutlich, dass das hierarchische Verhältnis gegenüber Ärzt_innen eine bedeutende Rolle darin spielt, diesen Kontext lieber zu vermeiden: So deutet Lex' Kommentar, dass die Ärzt_innen »dann zeigen [können], wie weltoffen sie sind, dass sie mir doch helfen« (ebd.), auf einen ärztlichen Blick von oben (»überhebliche Art«, ebd.), sowie auf eine implizit tokenisierende⁴⁵ Haltung, die mit der Veränderung, Exotisierung und Pathologisierung von nicht-normativen reproduktiven Praktiken einhergeht. Der Ansatz, den Kontakt »zu Leuten wo ich angewiesen bin« (ebd.) vermeiden zu wollen, kann daran anschließend im Sinne einer ermächtigenden Strategie verstanden werden, um zu vermeiden, diesem hierarchischen Verhältnis ausgesetzt zu sein (siehe dazu auch 5.2.3).

Wie sich Abhängigkeitsverhältnisse gegenüber Ärzt_innen auf die Bereitschaft, medizinische Versorgung in Anspruch zu nehmen, auswirken, thematisiert auch Sam, der im Interview ebenfalls davon berichtete, bewusst auf medizinische Begleitung zu verzichten. Sam geht dabei auf eine Situation im Zusammenhang mit der Absetzung seines Testosterons ein, um schwanger zu werden. Er erzählt, die Einnahme von Testosteron gestoppt zu haben, »ohne das irgendwie medizinisch abzuklären« (Interview Sam), sowie nach der Geburt seines Kindes »auch selber einfach wieder angefangen« zu haben (ebd.):

»Ich hab' das auch ohne ärztliche Begleitung gemacht, weil ich mir nicht sicher war, dass meine Begleitpersonen in diesem trans* Prozess das cool finden. Also ich glaube nicht, dass sie es nachvollziehen können, dass ein trans*

tenübernahme durch die Krankenkassen. Müssig hält diesbezüglich fest, dass die gesetzlichen Krankenkassen die Kosten für assistierte Reproduktion nur bei heterosexuellen Ehepaaren und nur unter bestimmten Bedingungen übernehmen, während private Krankenkassen in Einzelfällen Kosten bei lesbischen cis Frauen übernommen haben (Müssig 2021: 13). Zur ungleichen finanziellen Bezuschussung von reproduktionstechnologischen Verfahren, die in der Regel verheirateten, heterosexuellen cis Paaren, die ihre eigenen Keimzellen verwenden, vorbehalten ist, siehe Sänger et al. (2023).

45 Zum Begriff des »token«, bzw. dem Konzept der Tokenisierung, siehe Fußnote 4 in Kapitel 4.1.2.

Mann Kinder gebären will. Deswegen hab' ich es einfach gemacht.« (Interview Sam)

Sam erläutert, das Absetzen seines Testosterons ohne medizinische Begleitung gemacht zu haben, »um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass ich auch weiter Testo bekomme, weil ich mir nicht sicher war, ob der Arzt mir das weiter verschreiben würde, wenn er hört, dass ich ein Kind bekommen habe« (Interview Sam).⁴⁶ Sam verzichtet demnach bewusst darauf, die Absetzung seines Testosterons und seinen Wunsch, schwanger zu werden, mit seinem Arzt bzw. seinen Ärzt_innen zu besprechen, aus der Sorge, nach der Geburt kein Testosteron mehr verschrieben zu bekommen. Hinter Sams Verzicht auf ärztliche Begleitung wird ein Abhängigkeitsverhältnis sichtbar, in dem Sam sich gegenüber seinen medizinischen Betreuungspersonen befindet. Jene Abhängigkeit gegenüber Mediziner_innen, die bereits vielfach von trans* Verbänden als Fremdbestimmung kritisiert wurde (vgl. Kapitel eins), wird in Sams Situation repronormativ verkompliziert. Dies wird anhand von dem von Sam antizipierten Narrativ, *entweder* schwanger zu werden und ein Kind zu bekommen, *oder* den Zugang zu Testosteron zu haben, deutlich (vgl. Stoll 2020: 100). Durch das bereits bestehende Abhängigkeitsverhältnis, in dem sich Sam befindet, wird der Zugang zu medizinischer Versorgung im Rahmen des Schwangerwerdens zusätzlich erschwert. Die Ungewissheit darüber, ob seine Ärzt_innen ihn in seinem Wunsch, schwanger zu werden, unterstützen würden, bedingt, dass Sam auf reproduktionsmedizinische Betreuung verzichtet. Dass Sam hervorhebt, die Absetzung seines Testosterons ohne ärztliche Begleitung »einfach gemacht« (ebd.) zu haben, zeigt die internalisierte Vorstellung dessen auf, dass selbstbestimmte Entscheidungen über seinen eigenen Körper nicht selbstverständlich sind (vgl. Stoll 2020: 99). »Selber machen« wird vor diesem Hintergrund zu einer widerständigen Praxis. Das eigenständige Absetzen von Sams Testosteron kann dabei im Sinne einer vorausschauenden und selbstermächtigenden Handlung verstanden werden, die darauf abzielt, von möglicher Diskriminierung abzusehen. Auf ähnliche Weise kann Lex' Ansatz, »wenn es geht, nicht so viel zu Ärzten [zu] gehen« (Interview Lex), als bewusste Vermeidungsstrategie gegenüber eines exotisierenden medizinischen Blicks gelesen werden. Die Erfahrungen von Lex und Sam schließen an Studienergebnisse an,

46 Sam erzählt dazu, dass dies »nicht so 'ne gute Idee [war], also mir gings zwei Wochen körperlich richtig mies, mir war total übel – is halt so'n Hormonchaos im Körper – und mir gings psychisch danach auch nicht gut, kein Testo zu haben.« (Interview Sam)

die aufzeigen, dass trans* und nichtbinäre Menschen Gesundheitsleistungen im Bereich der Regelversorgung aus Angst vor Diskriminierung und Pathologisierung nicht in Anspruch nehmen oder aufschieben (Riggs et al. 2023: 82; Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022; Sauer et al. 2019: 16; Spahn 2016: 34ff.; Ussher et al. 2023: 82).

Die Notwendigkeit, Diskriminierung im Rahmen von medizinischer Versorgung zu antizipieren, wird dadurch verstärkt, wenn Menschen auf mehrfache Weise von Diskriminierung betroffen sind (Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022). Haben Menschen nicht »nur« aufgrund ihrer Positionierung als trans* oder nichtbinär einen erschwerten Zugang zu medizinischer Gesundheitsversorgung, wirken sich potenziell beispielsweise inter*- und Behindertenfeindlichkeit sowie Rassismus auf spezifische Weise auf die Erfahrungen von Diskriminierung in der Medizin aus.⁴⁷ So benennt Randy (er/they) im Interview aus einer Schwarzen Perspektive die »Rassifizierungsfrage« (Interview Randy) als einen Faktor, der dazu führt, dass Randy »diesen Betrieb« (ebd.) meidet:

»Da ist dann tatsächlich auch [...] die Rassifizierungsfrage auch nochmal dabei. Medizin ist immer noch unfassbar rassifiziert und rassifizierte Menschen machen Erfahrungen im Medizinbetrieb, die dazu führen nicht hinzugehen. Eine der Gründe für die höhere Sterblichkeit, also sehr eindeutig. Auch ich meide diesen Betrieb wo es geht und ich weiß zumindest an einer spezifischen Stelle, zu meinem Schaden. Ich krieg's da nicht über mich, ich krieg's nicht über mich. Und ich hab' Freunde, die an so'nem Scheiß gestorben sind, weil sie nicht rechtzeitig zum Arzt gegangen sind, weil Rassifizierung macht, dass das, was ihnen da ((leicht lachend)) widerfährt, die Hölle ist. [...] Also dieser Betrieb ist ganz schwierig, ist ganz ganz schwierig und da gibt's ganz große berechnete Schwellenängste.« (Interview Randy)

Randy macht deutlich, wie Diskriminierungserfahrungen in Hinblick auf Rassismus »dazu führen nicht hinzugehen« bzw. »nicht rechtzeitig zum Arzt [zu

47 So erleben etwa Schwarze Menschen und People of Color in der Medizin spezifische Diskriminierungen, die es noch schwieriger machen, Ärzt_innen zu finden, die nicht »nur« LSBTIQ*-sensibel sind, sondern sich auch über die Lebensrealitäten von Schwarzen Menschen und People of Color bewusst sind (Sauer et al. 2019). Sensibilisierte medizinische Fachkräfte zu finden ist oftmals ein langwieriger und nervenaufreibender Suchprozess, der zusätzlich durch lange Wartezeiten und Fahrtwege erschwert sein kann (Dehler et al. 2022: 14).

gehen]« (ebd.) und erklärt, was es für eine Überwindung kostet, medizinische Versorgung trotz des Wissens um rassistische Diskriminierung in Anspruch zu nehmen. Vor diesem Hintergrund spricht Randy von »ganz große[n] berechnete[n] Schwellenängste[n]« (ebd.), die für Personen of Color in Hinblick auf die Inanspruchnahme medizinischer Leistungen bedeutsam werden können (vgl. Aikins et al. 2021: 139f. und Lunde et al. 2021: 2). Die Doppelung in Randys Erzählung, die Medizin möglichst zu meiden (»ich krieg's da nicht über mich, ich krieg's nicht über mich«, ebd.), kann als Hinweis auf die besondere Stärke der Belastung gelesen werden, die dieser Bereich für Menschen, die von Rassismus betroffen sind, mit sich bringt.⁴⁸ Randy thematisiert das Ausbleiben benötigter Versorgung als etwas, das mitunter gravierende gesundheitliche Folgen mit sich bringt und zu höheren Sterblichkeitszahlen führt (vgl. Kluge et al. 2020; Saad 2022). Das zu Beginn des Kapitels aufgeworfene Zitat von Randy über »die Weirness« dessen, »sich letztendlich freiwillig wieder in den Medizinbetrieb zu schmeißen« (Interview Randy), deutet daraufhin, dass die »freiwillig[e]« Inanspruchnahme reproduktionsmedizinischer Leistungen vor dem Hintergrund der erfahrenen und antizipierten Diskriminierung in der Medizin etwas ›Weirdes‹, also Merkwürdiges und damit wenig Sinnhaftes darstellt. Medizinische Versorgung in Anspruch zu nehmen, so kann anhand der obigen Rekonstruktionen festgehalten werden, erweist sich im Zuge (mehrfach-)diskriminierender Faktoren als etwas Ambivalentes und Hürdenbehaftetes. Lunde et al. stellen dazu heraus, dass trans* Personen of Color in Hinblick auf den Zugang zu Gesundheitsversorgung ein deutlich höheres Maß an trans* feindlicher Diskriminierung als weiße Personen erfahren (Lunde et al. 2021: 2). Die Meidung medizinischer Gesundheitsversorgung kann daran anschließend als eine Navigation von Diskriminierungspotenzialen in einem machtbehafteten Feld verstanden werden, in dem Repronormativität intersektional wirksam wird. »Schwellenängste« (Interview Randy), aber auch die bewusste Strategie, medizinische Versorgungsleistungen zu vermeiden, können als Schutz vor (erneuter) Diskriminierung verstanden werden – wenn auch zu dem Preis, mögliche gesundheitliche Schäden oder gar den Tod durch das

48 Zudem erzählt Randy im Interview »ausnahmsweise« an eine Person geraten zu sein, die das fachliche Wissen zur medizinischen Versorgung von Schwarzen Menschen hatte. Dies zeigt ebenfalls auf, wie die fachliche diagnostische Kompetenz im deutschen Kontext nicht auf die gesundheitlichen Belange von Schwarzen Menschen ausgelegt ist, »viel auch nicht gesehen wird« (Interview Randy) und angemessene, gesundheitsfördernde Versorgung einen Zufallscharakter besitzt (vgl. Saad 2022: 51f.).

Ausbleiben notwendiger Behandlungen in Kauf zu nehmen. Vor diesem Hintergrund stellt die Vermeidung medizinischer Gesundheitsversorgung keine ›einfache‹ Lösung dar, sondern ist vielmehr mit komplexen Abwägungen und potenziell gravierenden Implikationen verbunden.

Auf die Frage, was es heißt, sich trotz der Angst, Diskriminierung zu erleben, als trans* oder nichtbinäre Person mit einem Kinderwunsch in das reproduktionsmedizinische Setting zu begeben, geht auch Kris, beziehnend auf die Beratungspraxis ein:

»Also ich würde schon sagen, gerade was trans* queere Elternschaft anbelangt, ist natürlich die Medizin eigentlich sehr angstbesetzt. [Das] ist ein wichtiger Aspekt, find' ich, aber auch ja, als Ort der Diskriminierung und der Pathologisierung ((leichtes Lachen)) letztlich der eigenen Existenz. Es ist mit 'nem großen Misstrauen auch belegt, so. Also es geht eigentlich ganz viel darum, ›will ich mich auch wirklich wieder nochmal verstärkt – also ich bin eh schon abhängig davon, wenn ich's mir jetzt nicht irgendwo besorge, regelmäßig zu Endokrinolog_innen zu gehen für mein Testo oder Östrogen oder muss zu Gynäkolog_innen gehen für 'ne Routineuntersuchung und werd' dann immer falsch adressiert«. Also alles, was da so dran hängt sonst eh schon und so dieses Gefühl ›boah und jetzt mit Kinderwunsch?‹ quasi nochmal mehr wieder auf dieses System, was mich eigentlich ausschließt, nicht anerkennt, diskriminiert; da wieder reinzugehen das ist 'ne riesen Hürde.« (Interview Beratungsperson Kris)

Der medizinische Kontext wird im obigen Zitat von Kris als »angstbesetzt« und von einem »Misstrauen [...] belegt« bezeichnet. Kris' Konkretisierung in Hinblick auf trans* Elternschaft verweist darauf, dass die Angst davor, (reproduktions-)medizinische Leistungen in Anspruch zu nehmen, trans* und queere Personen in einem besonderen Maße (»nochmal verstärkt«, ebd.) betrifft. Die Medizin als »Ort der Diskriminierung« und »Pathologisierung«, die sich für trans* Personen durch Abhängigkeiten und häufige Falschadressierungen auszeichnet, ist bezogen auf reproduktionsmedizinische Versorgung *zusätzlich* hürdenbehaftet, was auch die Einblicke in die Erfahrungen von Lex, Randy und Sam deutlich gemacht haben. Dies schließt an Studienergebnisse an, die das besondere Maß an Diskriminierungserfahrungen von LSBTQI* Personen in der Medizin herausstellen und aufzeigen, dass queere, und insbesondere trans*, inter* und nichtbinäre Personen »signifikant öfter als nicht-queere Personen Angst vor Diskriminierung haben, bevor sie beispielsweise in eine Ärzt*innenpraxis, in ein Kinderwunschzentrum oder zu einem Treffen mit

einer Hebamme gehen« (Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022: 11). Insbesondere werden die Bereiche der gynäkologischen, urologischen und andrologischen Versorgung genannt, durch die trans* Personen häufig eine »Fremdzuschreibung ihrer Geschlechtsidentität« erleben (Sauer et al. 2019: 17). Die Hürde dahingehend, mit einem Kinderwunsch »[d]a wieder reinzugehen« (Interview Beratungsperson Kris) materialisiert sich schließlich auf einer emotionalen Ebene (»angstbesetzt«, Interview Beratungsperson Kris), was nicht nur Randy mit dem Verweis auf »Schwellenängste« (Interview Randy), sondern auch Kris mit der Aussage »boah und jetzt mit Kinderwunsch?« (ebd.) auf den Punkt bringt. Dabei geht die Vermeidung medizinischer Versorgungsleistungen nicht ohne eine Abwägung möglicher Risiken einher, wie Lex im folgenden Zitat deutlich macht:

»Und dann ((lacht leicht)) dachte [ich] aber auch schon so ›oh Gott und wenn's klappt [schwanger zu werden], dann muss ich auch ins Krankenhaus und das Kind kriegen und alle kommen und gucken, weil ich trans* bin«. Ich dachte ›oh Gott – das wird ja auch furchtbar«. Aber naja, hm, da kommt man ja auch nicht drum rum. Dann dachte ich aber auch ein Freund von mir hat Hausgeburt gemacht, wo ich dachte ›hm, vielleicht muss man doch nicht hingehen und man kann das irgendwie alles privat machen«. Aber ich denke ›oah ich hab auch Angst vor Risiken«, aber ich hab schon einfach auch Angst vor Diskriminierung und scheiß Erfahrungen, gerade bei so intimen Sachen wie Körper und Geburt und trans*. Das ist so schwierig.« (Interview Lex)

Lex reflektiert, dass sich ans Schwangerwerden anschließt, später im Rahmen der Geburt auf geburtshilfliche Betreuung angewiesen zu sein. Bei der Vorstellung, für die Geburt in ein Krankenhaus zu gehen, antizipiert Lex, »scheiß Erfahrungen« (ebd.) zu machen, was seine_ihre Erwägung nach sich zieht, den klinischen Kontext auch für die Geburt des Kindes zu vermeiden und eine Hausgeburt zu planen.⁴⁹ In Lex' Befürchtung, dass »alle kommen und gucken,

49 Salden et al. stellen bezogen auf die Erfahrungen trans*, nichtbinärer und inter* Personen in der Gynäkologie und Geburtshilfe in Deutschland fest, dass sich insbesondere nichtbinäre Personen aufgrund der Befürchtung, im klinischen Kontext schlechte Erfahrungen zu machen und diskriminiert zu werden, für Hausgeburten entscheiden (Salden et al. 2023: 10). In ihrer Studie geben Salden et al. an, dass jene nichtbinären Personen, die sich für eine Geburt im Krankenhaus entschieden haben, signifikant öfter als die anderen Teilnehmenden der Studie angaben, sich aus finanziellen Gründen hierfür entschieden zu haben (Salden et al. 2023: 10).

weil ich trans* bin« (ebd.) wird die in 5.2.1 aufgezeigte Exotisierung trans* und nichtbinärer reproduktiver Praktiken im medizinischen Kontext deutlich. Die Vorstellung, während der Geburt im Krankenhaus ungewollte Aufmerksamkeit zu bekommen, empfindet Lex als »furchtbar« (ebd.), wobei er_sie dies mit einer verstärkten Vulnerabilität »bei so intimen Sachen wie Körper und Geburt und trans*« (ebd.) erklärt. Lex' Zitat zeigt daran anschließend einen Reflexionsprozess auf, durch den Lex seine_ihre »Angst vor Diskriminierung« (ebd.) in Abwägung zu möglichen Risiken stellt, die damit einhergehen, nicht auf die klinische geburtshilfliche Versorgung zurück zu greifen. Lex' Abwägungen machen deutlich, wie die Vermeidung von medizinischer Versorgung potenziell mit (gesundheitlichen) Risiken einhergeht, wie sich auch in Bezug auf Randys Erfahrung gezeigt hat.

Die Inanspruchnahme medizinischer Versorgung an der Schnittstelle von trans* Sein und Elternwerden ist demnach etwas, das durch multiple Aspekte erschwert oder sogar verhindert wird. So hält die Beratungsperson Alex auf prägnante Weise fest, dass »die Erfahrungen im Gesundheitssystem [...] so anstrengend [sind] und verstörend manchmal auch«, woraufhin sie bezweifelt, dass es immer »'ne reale Möglichkeit [ist] hinzugehen« (Interview Beratungsperson Alex). So stellt die Möglichkeit, einen »Ort zu finden wo du hingehen kannst und respektvoll behandelt wirst und die Infos bekommst, die du brauchst« (ebd.), laut Alex keine Selbstverständlichkeit dar. Während die Großstadt noch »einer der Orte [ist] wo man vielleicht so am safesten sein kann«, sei es sogar dort teilweise für trans* und nichtbinäre Personen ein »Ding der Unmöglichkeit« (ebd.), eine respektvolle und bedarfsangemessene Versorgung zu erhalten. Alex thematisiert damit den Zugang zu trans* und queersensibler Gesundheitsversorgung in Relation zum Lebensstandort bzw. im Vergleich zwischen (groß)städtischem und ländlichem Raum. So sind Angebote zu »alternativen« trans*- und queersensiblen Gesundheitsversorgungs- und Careleistungen oftmals auf den großstädtischen Raum beschränkt. Die Möglichkeit, auf diese zurückgreifen zu können oder nicht, prägt nicht zuletzt auch den Abwägungsprozess zur Frage mit, auf den Bereich der institutionalisierten Gesundheitsversorgung verzichten zu können oder nicht.

Die obigen Rekonstruktionen machen deutlich, wie der Zugang zu medizinischer Versorgung durch das Zusammenkommen multipler wissensbezogener, finanzieller, geografischer, wie auch emotionaler Faktoren erschwert oder gar *verhindert* wird. So ist die »reale Möglichkeit« (Interview Beratungsperson Alex), medizinische Versorgung in Anspruch zu nehmen, zum einen durch formale Zugangsbeschränkungen und finanzielle Aspekte beschränkt

(vgl. Sauer et al. 2019), sowie zum anderen auch durch Ängste vermittelt, die den Zugang zu medizinischen Versorgungsleistungen, bzw. das Vertrauen in diese, minimieren. In Rückgriff auf Kris' Formulierung, dass die Medizin für trans* und nichtbinäre Personen mit Kinderwunsch einen »angstbesetzt[en]« (Interview Beratungsperson Kris) und mit Misstrauen »belegt[en]« (ebd.) Bereich darstellt, wird Diskriminierung als ein manifeste und nicht trennbarer Bestandteil von Medizin figuriert. Die oben rekonstruierten Hürden in Bezug darauf, reproduktionsmedizinische und geburtshilfliche Gesundheitsversorgung in Anspruch zu nehmen, zeigen dies auf und verweisen dabei darauf, dass dies kein individualisiert zu verstehendes Phänomen darstellt. Im Zuge der cis- und repronormativen Ausrichtung von medizinischem und geburtshilflichem Wissen, dem Fehlen an Sensibilisierungswissen von Seiten von Fachkräften und der repronormativen Ausrichtung von gesundheitsversorgerischen Leistungen, können die in diesem Kapitel rekonstruierten Zugangshürden als strukturell wirkende Machtverhältnisse verstanden werden, die den Zugang zur Inanspruchnahme von Gesundheitsversorgung für trans* und nichtbinäre Menschen intersektional erschweren.

Gleichzeitig, so möchte ich festhalten, zeigen die obigen Rekonstruktionen auf, dass jene Zugangshürden infrage gestellt, strategisch verhandelt und navigiert werden. Diesem Aspekt widme ich mich tiefergehend im Rahmen des folgenden Kapitels.

5.2.3 Navigationen medizinischer Gesundheitsversorgung: Umgangsstrategien von werdenden Eltern (und deren Mitstreiter_innen)

Wie bereits dargestellt, stehen trans* und nichtbinäre Menschen in Hinblick auf die Inanspruchnahme medizinischer und geburtshilflicher Versorgung vor der Aufgabe, besondere Hürden zu navigieren. Ebenso verweisen die in den Interviews geteilten Erfahrungen auf vielfältige Weisen, mit antizipierten Diskriminierungserfahrungen und Zugangshürden in der Medizin umzugehen. Eine Umgangsweise sind strategische Vorbereitungen und Planungen. So erzählt Gustav in Bezug auf die Geburt seines Kindes:

»Wir haben 'nen geplanten Kaiserschnitt gemacht und [meine Gynäkologin] hat dann auch im Uniklinikum wo wir waren vorher angerufen. Also man macht ja so 'nen großen Ultraschall während der Schwangerschaft und ich hab' sie halt gebeten, dass sie uns quasi hin überweist und das kurz erklärt

auch vorher, damit sie einfach wissen, weil mir das unangenehm war, da anzurufen [...]. Und das war total nett, also sie hat da 'nen Termin für uns ausgemacht und wir waren dann dort – ist halt die Frauenklinik. Und es war schon im Anmeldebereich total selbstverständlich, dass sich da jetzt ein Männerpaar anmeldet – kein blöder Blick oder sowas, gar nichts. Und auch die Ärzte dort waren sehr offen und sehr ja, zuvorkommend.« (Interview Gustav)

Anhand des Interviewausschnitts werden verschiedene Vorkehrungen deutlich, die Gustav und Mirco im Vorfeld ihres geplanten Klinikaufenthalts zur Geburt ihres Kindes getroffen haben. Gustav plante, sein Kind per Kaiserschnitt zu gebären, um möglichst »nichts dem Zufall zu überlassen« (Interview Gustav). Er erläutert im Interview, dass »dadurch, dass es ja ein geplanter Termin bei uns war, [das Personal] das ganz gut einplanen konnte« (ebd.).⁵⁰ Gustavs Bitte an seine Gynäkologin, ihn im Vorfeld seines Geburtstermins in der Klinik anzukündigen und »das kurz [vorher zu] erklär[en]« (ebd.), kann als Maßnahme gedeutet werden, sich vor dem Krankenhausaufenthalt anzukündigen, da die Tatsache, sich als »Männerpaar« in der »Frauenklinik« (ebd.) anzumelden, als etwas Erklärungsbedürftiges bzw. »[U]nangenehm[es]« antizipiert wird (vgl. 5.2.1). Gustav bittet demnach seine Gynäkologin, dies für ihn zu übernehmen. Gustavs Beschreibung dessen als »total nett« impliziert, dass er die Unterstützung durch seine Gynäkologin nicht erwartet oder voraussetzt. Diese wird dadurch als eine aktive Mitstreiterin sichtbar, die sich nicht nur »wahnsinnig gefreut« (ebd.) hat, als Gustav schwanger geworden ist, sondern sich auch aktiv in die Vorkehrungen zur Geburt seines Kindes eingebracht hat. Dabei agiert die Ärztin als Vermittlerin zwischen Gustav und dem Krankenhauspersonal und nimmt Gustav ab, sich erklären zu müssen.

Auch Sam erzählt von Planungen, die er und sein Partner im Vorfeld der Geburt ihres Kindes unternommen haben. So hat Sam ebenfalls einen Kaiserschnitt terminiert und bewusst ein nicht-christliches Krankenhaus gewählt. Darüber hinaus haben sie den Chefarzt kontaktiert, um »abzusprechen, dass davon nichts nach außen zu dringen hat und vor allem nicht an die Presse« (Interview Sam). Sam erzählt im Interview dazu:

»Wir sind [...] im Vorfeld sehr viel sehr offensiv damit umgegangen und [haben] so Stellen vorher informiert, dass wir kommen, ((leicht lachend)) damit

50 Darüber hinaus haben Gustav und Mirco im Zuge ihrer Vorkehrungen ein Einzelzimmer organisiert.

sie vorher überfordert sein können [und] nicht erst wenn wir da stehen. Und die waren auch alle super. Aber ich kenne auch viele, die ziemlich viele blöde Erfahrungen gemacht haben, weil es halt nicht so vorgesehen ist.« (Interview Sam)

Auch Sam und sein Partner nehmen die Planung ihres Aufenthalts im Krankenhaus im Vorfeld selbst in die Hand. Dabei erläutert Sam, einen »sehr offensiv[en]« (Interview Sam) Umgang gehabt zu haben. Dieser wird in den Bemühungen von Sam und seinem Partner im Sinne einer Vorkehrung sichtbar, um »blöde Erfahrungen« (ebd.) zu vermeiden. Anschließend an Gustavs und Mircos Planungen kann auch ausgehend von Sams »offensivem« Umgang die Erwartung rekonstruiert werden, dass die Fachkräfte in der Klinik nicht auf ein Männerpaar, das ein Kind bekommt, vorbereitet sind. Die in 5.2.1 rekonstruierte institutionalisierte Cis- und Repronormativität, die in Sams Aussage »weil es halt nicht so vorgesehen ist« (ebd.) deutlich wird, zieht nach sich, dass sich werdende Eltern vorkehrend um ihr Wohl im Rahmen der klinischen Versorgung kümmern müssen. Diese Vorkehrungen ermöglichen sodann, dass Fachkräfte, in den Worten Sams, »vorher überfordert sein können« (ebd.) bzw. sich vorbereiten können »und nicht erst wenn wir dastehen« (ebd.). Zudem ermöglicht die Terminierung der Geburt per Kaiserschnitt, zu minimieren, mit unvertrautem Krankenhauspersonal in Kontakt zu treten. Dass Sam im Vorfeld der Geburt den Chefarzt kontaktiert, um sicherzustellen, »dass davon nichts nach außen zu dringen hat und vor allem nicht an die Presse« (Interview Sam), verweist zusätzlich auf Sams Wissen über die »ziemlich viele[n] blöde[n] Erfahrungen« (ebd.), die andere trans* Personen im Rahmen einer Klinikgeburt gemacht haben, die er durch seine Vorkehrungen möglichst vermeiden wollte.⁵¹

Anhand der Vorbereitungen von Gustav und Sam wird deutlich, dass sowohl sensibilisierte Fachkräfte, als auch die Sicherstellung von Privatsphäre

51 Sam wusste von einer Person, die »da schonmal schlechte Erfahrungen« gemacht hat und die »Presse darauf aufmerksam geworden ist und die Menschen terrorisiert« hat (Interview Sam). Verwiesen werden kann an dieser Stelle auf die Öffentlichwerdung der Schwangerschaft eines trans* Mannes, die durch die Springerpresse zu einer Hetzkampagne gemacht wurde. Ebenfalls ist diesbezüglich der Voyeurismus zu benennen, der nicht selten Berichterstattungen von trans* Schwangerschaften prägt, der sich beispielsweise im Rahmen der Öffentlichmachung der Schwangerschaft von Thomas Beatie (USA) gezeigt hat (Grigorovich 2014; Rewald 2018: 1).

nichts Selbstverständliches darstellen. Im Zuge dessen müssen Vorkehrungen von den Patient_innen selbst, sowie von weiteren Akteur_innen, wie der Gynäkologin von Gustav, in die Wege geleitet werden. Die Planungen von Gustav und Sam zeigen eindrücklich, welche Anstrengungen nötig werden, um als trans* (männliche) Person positive Erfahrungen in der geburtshilflichen Versorgung zu erleben bzw. diskriminierende Erfahrungen zu vermeiden. Dabei ist die vorausschauende Planung insbesondere in Hinblick auf Geburt nichts notwendigerweise Trans*- oder Queerspezifisches, sondern betrifft auch cisgeschlechtliche und heterosexuelle Personen. Im Lichte der bereits herausgestellten besonderen Diskriminierungs- und Stresspotenziale (vgl. 5.2.1 und 5.2.3) können jedoch vorausschauende Planungen für trans* Personen eine besonders wichtige Bedeutung erlangen. So auch für Gustav, der im folgenden Interviewausschnitt näher auf die Planung seines Kaiserschnitts eingeht:

»Also es war für mich einer der Gründe einen geplanten Kaiserschnitt zu machen, weil ich halt auch keinen Bock hatte, nachts an jemanden zu geraten, der vielleicht keine Ahnung hat. Also ich mein' ich war echt nicht scharf drauf auf 'ne vaginale Geburt, das muss ich wirklich nicht haben, aber das war einer der Komponenten: diese Vorstellung, dass es jetzt irgendwann nachts um drei losgeht, wir müssen irgend 'nen Taxifahrer finden, der uns da hochfährt und das dann vielleicht erklären und ich muss dann dort vielleicht irgend jemandem nochmal was erklären, in so 'ner Situation. Dann sind da andere Menschen, mit denen man in Kontakt gerät– das wäre mir alles zu viel gewesen. Also für mich war die Option Kaiserschnitt eine sehr sichere, also da wo ich mich sicher mit gefühlt hab'.« (Interview Gustav)

Gustav beschreibt die Situation, spontan »nachts um drei« zur Geburt seines Kindes ins Krankenhaus zu fahren, als eine, die er durch die Planung des Kaiserschnitts möglichst zu vermeiden suchte. Was grundsätzlich eine durchaus gewöhnliche Situation im Vorfeld spontaner klinischer Geburten darstellt, wird in Gustavs Ausführungen als etwas sichtbar, das multiple Ungewissheiten und Stressmomente beinhaltet. Gustav schildert, wie es sein könnte, »an jemanden zu geraten«, der die »keine Ahnung« (ebd.) hat und sich wiederholt erklären zu müssen. In Gustavs Erzählung wird zudem ein sich steigernes Bedrohungsszenario ersichtlich, in dem der Kontakt mit unbekannten Menschen, denen gegenüber Gustav sich »nochmal« erklären muss, »alles zu viel« (ebd.) ist. Die Tatsache, als trans* Mann auf dem Weg in

eine Klinik zu sein, um ein Kind zu gebären, wird als etwas sichtbar, das nicht nur im Krankenhaus-Setting, sondern auch auf dem Weg dorthin potenziell (mehrmals) erklärt werden muss, was zusätzlichen Stress verursacht. Gustavs mehrmalige Erwähnung, sich mit den vorausschauenden Planungen »sicher« zu fühlen, verweist im Umkehrschluss auf seine Erwartung, im Rahmen einer nächtlichen Taxifahrt ins Krankenhaus unkontrollierbaren Begegnungen und einer unsicheren bzw. potenziell bedrohlichen Situation ausgeliefert zu sein. Die vorausschauende Planung, sein Kind qua Kaiserschnitt zu gebären, ermöglicht ihm, diese potenzielle Stresssituation auf dem Weg in die Klinik zu vermeiden. Ähnlich wie Sams Strategie, das Krankenhaus im Vorfeld der Geburt seines Kindes zu informieren, wird sichtbar, wie Gustav und Mirco Anstrengungen unternehmen, um möglichst nicht an Menschen zu geraten, die nicht sensibilisiert oder gar grenzüberschreitend auf seine Schwangerschaft reagieren und ihn in die Situation bringen, sich erklären oder verteidigen zu müssen. Die vorausschauenden Planungen von Gustav und Sam können entsprechend als Strategien rekonstruiert werden, die im Vorfeld der Inanspruchnahme medizinischer Versorgung vollzogen werden, um unkontrollierbaren und stressbehafteten Ereignissen bzw. schlechten Erfahrungen im Krankenhaus sowie bereits auf dem Weg dorthin, entgegenzuwirken.

Die Strategie der Vermittlung zwischen werdenden Eltern und medizinischem Personal, wie sie Gustav in Bezug auf die Unterstützung durch seine Gynäkologin geteilt hat, ist auch in Megs (she/her) Arbeit von Bedeutung. Meg, die als freischaffende Doula tätig ist, erzählt im Interview davon, wie sie Menschen im Rahmen ihrer Arbeit vor, während und nach der Schwangerschaft und Geburt professionell begleitet. Dabei betreut Meg Menschen zum einen zuhause, begleitet sie aber auch, etwa im Rahmen einer Krankenhausgeburt, in klinische Settings. Im Rahmen unseres Interviews bezeichnet Meg diesen Teil ihrer Arbeit als »bridg[ing]« (Interview Doula Meg) und »translating« (ebd.). So begleitet Meg in der Großstadt, in der sie arbeitet, viele englischsprachige Klient_innen, wodurch ein Teil ihrer Arbeit darin besteht, im medizinischen Setting deutsch-englische Übersetzungen zu machen, da ihre Klient_innen nicht immer fließend Deutsch bzw. die Belegschaft im Krankenhaus nicht immer fließend Englisch spricht.⁵² Im Verlauf unseres Interviews wird die Übersetzungstätigkeit von Meg als etwas Mehrschichtiges

52 Dieser Aspekt zeigte sich auch im Rahmen meiner Begleitung von Hank und Betty zu ihrem Termin in der gynäkologischen Praxis, zu der wir vereinbart hatten, dass ich die beiden, falls nötig, übersetzend unterstütze.

sichtbar: Neben dem »actual translating« (ebd.) stellt zusätzlich die Übersetzung von »medical language« (ebd.), also der medizinischen Fachsprache einen wichtigen Bestandteil ihrer Tätigkeit im klinischen Kontext dar. Die medizinische Fachsprache wird ausgehend von Megs Tätigkeit als etwas sichtbar, das nicht ohne Weiteres verständlich ist und für das ihre Klient_innen nicht notwendigerweise über genug Wissen verfügen, um alles zu verstehen, was die Ärzt_innen sagen.⁵³ Megs Aufgabe ist daran anschließend, die Sprache und das Wissen von Ärzt_innen an ihre Klient_innen auf verständliche Weise zu vermitteln. Megs Übersetzungsarbeit beinhaltet auch umgekehrt, die Wünsche ihrer Klient_innen »rund um deren Genderidentität« (Interview Doula Meg, Übers. J.S.) an das medizinische Personal zu vermitteln. Meg geht darauf im Interview näher ein:

»Sometimes it means that if medical staff used the wrong language, then often I'll do the correction for them, so while they're in a very vulnerable position they don't have to do that themselves. Sometimes that even means me leaving the room with the midwife and recorrecting her and explaining ›ok, this is the situation and that's why it's important‹. Yeah.« J.S.: »So that has happened?« Meg: »Oh yeah, yeah, yeah, definitely.« (Interview Doula Meg)

Wie Meg im obigen Zitat erläutert, umfasst ihre Tätigkeit unter anderem, sich rund um die Genderidentität ihrer Klient_innen einzusetzen und Fachkräfte aufzuklären oder zu korrigieren, falls sie eine Person beispielsweise misgenderen. Meg skizziert beispielhaft die Situation, mit einer Hebamme aus dem Raum zu treten und den Sachverhalt zu erklären. Ausgehend davon zeigt sich anhand von Megs Tätigkeit eine Umgangsweise mit dem vielfach von trans* und nichtbinären Personen herausgestellten Aspekt, im medizinischen Kontext mit Falschadressierungen konfrontiert zu sein und sich erklären zu müssen (Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022: 12). Dem vermittelnden Eintreten von Meg kann vor dem Hintergrund von standardisiertem cis- und repronormativem geburtshilflichen Wissen, sowie der oftmals fehlenden Sensibilisierung entsprechender Fachkräfte (vgl. 5.2.2), eine besondere Bedeutung für eine geschlechter- und queersensibilisierte Geburtshilfe beigemessen

53 Auch Randy geht im Interview ausgehend von seiner Erfahrung im medizinischen Kontext auf diesen Punkt ein und benennt nicht nur den Aspekt, dass Patient_innen oft das Wissen fehlt, um die medizinische Fachsprache zu verstehen, sondern zudem aufgrund von Zeitdruck oftmals nicht der Raum da ist, um Nachfragen zu stellen.

werden. So ist es ein Bestandteil von Megs Arbeit, vermittelnd zwischen ihren Klient_innen und dem medizinischen Fachpersonal einzutreten, spezielle Wünsche oder Bedarfe in Hinblick auf die Geburt bzw. postnatale Situation zu kommunizieren und bei der Durchsetzung dieser zu unterstützen. Diese Kommunikationsleistung kann besonders wichtig sein, sofern die Wünsche ihrer Klient_innen von einem Standardvorgehen in der Geburtshilfe abweichen. Dazu erinnert Meg sich an eine Situation aus einer ihrer Begleitungen:

»A situation comes to mind, not somebody who was trans, but queer and she was pregnant and was adopting out the baby and I was her doula and yeah, there were a lot of different questions that were continuously asked of her and I made it very clear to them what the answers were.« (Interview Doula Meg)

Meg gibt anhand des Beispiels einer Person, die ein Kind nach der Geburt zur Adoption freigibt, einen Einblick darauf, was es heißt, nicht einer normativen Elternkonstellation in einer Geburtssituation zu entsprechen und stets (»continuously«) damit konfrontiert zu werden.⁵⁴ Das Tun von Meg als vermittelnde Instanz wird entsprechend dann besonders bedeutsam, wenn Standardabläufe oder -annahmen irritiert werden, was auch Mo, Teil des interviewten Hebammenkollektivs, im Interview anmerkt:

»Da gibt's einfach immer wieder vor allem bei queeren oder trans* Leuten super viele Übergriffigkeiten, die so ganz klein sind und super dezent aber am Rand einfach sind, [...] was jetzt zum Beispiel auch Stillen betrifft.« (Mo, Interview Hebammenkollektiv)

Megs Vermittlungsarbeit in ihrer Rolle als Doula, sowie auch die von queer-sensibilisierten Hebammen, setzt vor dem Hintergrund auftretender »Übergriffigkeiten« (Mo, Interview Hebammenkollektiv) an, die mitunter »ganz klein und super dezent« (ebd.) sind, gleichwohl aber häufig auftreten, wenn Klient_innen und ihre Familienkonstellation nicht der Norm entsprechen.⁵⁵

54 Als ein weiteres Beispiel erwähnt Meg die potenzielle Situation, dass eine gebärende Person nicht selbst stillen kann oder möchte und beispielsweise eine Begleitperson dafür diesen Part übernimmt.

55 Auf den von Mo aufgeworfenen Aspekt des Stillens geht beispielsweise auch Sam im Interview ein und benennt die normativen Erwartungen rund ums Stillen als »super befremdlich und nervig« (Interview Sam). Rückblickend wünscht sich Sam bezeich-

Meg tritt demnach vermittelnd ein, um dem entgegenzuwirken, dass ihre Klient_innen ihre Wünsche wiederholt einfordern bzw. sich immer wieder erklären müssen – ein Aspekt, der bei wechselnden Belegschaften im klinischen Kontext besonders bedeutsam ist. So verweist die Tätigkeit von Meg auf den Vermittlungsbedarf zwischen den Bedarfen ihrer Klient_innen und den standardisierten repronormativen Annahmen, sowie dem sich daraus ableitenden Routinehandeln im klinischen Setting (vgl. 5.2.2). Dieser Vermittlungsbedarf bringt Meg in eine »funny position« (Interview Doula Meg), wie sie im folgenden Zitat erläutert:

»I'm kind of in a funny position, where I'm not a medical professional, but I'm in a medical environment oftentimes and so a lot of what I do is help communicate with hospital staff and also help people to find a language and their own voices within that space. And sometimes I actually do the translating for them but sometimes it's just encouraging them to ask questions or say things as well. Yeah, so I'm in a funny space 'cause I'm also thought of as a medical person and medical folks don't think of me that way. I don't want to be thought of that way. So I am a more, yeah, an emotional support person.«
(Interview Doula Meg)

Durch ihre Arbeit als Doula wird Meg von ihren Klient_innen als medizinische Fachkraft gesehen, vom medizinischen Personal in der Regel jedoch nicht. Meg bewegt sich entsprechend mit ihrem geburtshilflichen Wissen in einem nicht-institutionalisierten Feld, das nicht außerhalb der Medizin, aber auch nicht innerhalb der institutionalisierten Geburtshilfe verortet ist. Dieser Aspekt resoniert mit den Diskrepanzen, mit der auch Megs Klient_innen im medizinischen Kontext konfrontiert sind: Das Fehlen von trans*sensibilisiertem Körper- und Geschlechterwissen trägt zu einer Diskrepanz zwischen dem standardisierten Vorgehen in der Medizin und den Bedürfnissen von Megs Klient_innen bei (vgl. 5.2.1). An jene Diskrepanzen setzt sodann Megs Arbeit im Sinne eines »bridg[ing]« (ebd.), also einer Überbrückung, an. Auf meine Frage, ob es etwas Spezifisches gibt, das ihre Arbeit mit trans* und nichtbinären Klient_innen ausmacht, geht Meg folgendermaßen ein:

»How can we care for shitty circumstances in hospitals? Because oftentimes they're quite formal and don't have a lot of empathy or time to really under-

nenderweise »nicht so 'nem Stillterror ausgesetzt [gewesen] zu sein« (Interview Sam), womit er die moralische Aufgeladenheit von Diskursen rund ums Stillen anspricht.

stand what is going on. So different ways I can help bridge those experiences and smooth them over and also avoid really shitty things happening, such as being misgendered or such as asking about where the dad is. That happens kind of a little bit too much.« (Interview Doula Meg)

In Megs Antwort auf meine Frage wird ein besonderer Bedarf nach Care im Lichte repronormativer Standards deutlich, die sich in besonderem Maße negativ auf trans* und queere Patient_innen auswirken. In Megs Schilderung zeigt sich, wie durch das Misgenderen oder die häufig gestellte Frage nach dem Vater, cis- und heteronormative Elternschaften vorausgesetzt werden. Jemanden, wie eine Doula oder Hebamme im medizinischen Kontext an deiner Seite zu haben (»having somebody who's there for you«, ebd.), wird besonders dann relevant, wenn Menschen im medizinischen Standard nicht vorgesehen sind, verstärkt Diskriminierung erfahren oder von Seiten des medizinischen Fachpersonals nicht ausreichend auf die individuellen Bedarfe von Patient_innen eingegangen werden kann. Die Vermittlungspraxis im Rahmen der Arbeit von Meg, wie auch der interviewten Hebammen, macht die fehlende Selbstverständlichkeit dahingehend deutlich, dass diverse bzw. vom Standard abweichende Bedarfe im klinischen Kontext berücksichtigt werden. Auf diesen Umstand geht auch eine der ersten Studien zu den Erfahrungen queerer Schwangerer im Bereich der Gesundheitsversorgung in Deutschland ein. Den Studienergebnissen von Salden und dem Netzwerk Queere Schwangerschaften zufolge wird insbesondere dann die Versorgung nicht gewährleistet, wenn »[e]ine individuelle Betreuung, die auf Bedürfnisse, Wünsche und Ängste der werdenden Eltern Bezug nimmt«, ausbleibt. Entsprechend tragen Faktoren wie Personalmangel und ökonomisch bedingter Zeitdruck in der klinischen Geburtshilfe nicht nur zu grundsätzlichen Versorgungseinbußen, sondern auch zu besonderen Diskriminierungspotenzialen für trans*, inter* und nichtbinäre Personen bei (vgl. Ameli/Valdor 2020; Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022: 10).⁵⁶

56 Ein dabei wesentlicher Faktor ist die relativ geringe Kontaktzeit zwischen Patient_innen und dem medizinischen, bzw. pflegenden Personal. Auch die Bundesärztekammer benennt die »durchgetaktet[e] ressourcenverknapp[t]e Durchschleusung von Patienten ohne Berücksichtigung ihrer jeweiligen besonderen Krankheitssituation« (Bundesärztekammer 2022: 3) und damit den Faktor Zeit als einen bedeutsamen Aspekt in der allgemeinen ärztlichen Versorgung. Dieser Zeitmangel betrifft »sowohl queere wie auch nicht-queere Menschen und in verstärktem Maße Personen, [...] die auf unterschiedliche Weise gesellschaftliche Diskriminierung erfahren und/oder besondere

Unterstützungsbedarfe von trans* und nichtbinären (werdenden) Eltern wurden neben der Doula-Arbeit von Meg auch ausgehend von den Erzählungen der interviewten Hebammen deutlich. Neben Aspekten der Vermittlung und Übersetzung wurden insbesondere Strategien, die auf einen Umgang mit emotional belastenden Situationen abzielen, genannt. Auch Mo geht darauf ein, bei der geburtshilflichen Begleitung von Menschen gemerkt zu haben, dass diese »immer so explizit herausheben« (Mo, Interview Hebammenkollektiv), wenn positive Erfahrungen gemacht werden:

»Ich krieg's aber auch immer wieder mit vor allem von trans* Menschen aber auch lesbischen Leuten, dass die immer wieder, wenn sie mal positive Erfahrungen mit irgendwelchem Personal machen oder so, das immer so explizit herausheben, dass ich denke ›man! Das sollte eigentlich so normal für *euch* auch sein dürfen!« [...] Da gibt's einfach so viele Geschichten, die sich aneinanderreihen, was wirklich manchmal auch echt schwierig ist auszuhalten und man sich auch wirklich denkt so ›oah, warum muss das alles sein?‹ Und ich glaube das ist sowas, was ja, irgendwie, wenn Leute Verantwortung für ein Kind übernehmen, sie eigentlich nicht *auch* noch tragen müssen. Es kommt ja einfach als zusätzlicher Ballast dazu.« (Mo, Interview Hebammenkollektiv)

Mo setzt die Hervorhebung positiver Erfahrungen in Kontrast zu den »viele[n] Geschichten, die sich so aneinanderreihen« (Mo, Interview Hebammenkollektiv) und spricht damit die Häufigkeit von Diskriminierungserfahrungen an, die »wirklich manchmal auch echt schwierig [...] auszuhalten« ist. Daran anknüpfend wird durch Mos Ausdruck »oah, warum muss das alles sein?« (ebd.) ein besonderes Maß an Belastung angedeutet, dem Mo mit Empörung begegnet. Diese kann als Verweis auf ein Ungerechtigkeitsempfinden und in Zusammenhang damit gelesen werden, selbst betroffen von Diskriminierung im Bereich der Geburtshilfe zu sein. Entsprechend besitzt Mo ein situiertes Erfahrungswissen darüber, mit welcher Belastung (»zusätzlicher Ballast«, ebd.) trans* und queere werdende Eltern im Zusammenhang mit medizinischer Versorgung konfrontiert sein können. Auch in den Erzählungen der weiteren Interviewpartner_innen finden sich Ausdrücke von Emotionalität, wie durch schweres Atmen oder (sarkastisches) Lachen im Gesprochenen, die

Bedarfe (wie z.B. Dolmetschen) haben« (Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022: 10) und wird seit Jahren von Betroffenen von Gewalt in der Geburtshilfe sowie Berufsverbänden und Wissenschaftler_innen kritisiert.

als ein Zeugnis der emotionalen Belastung in Hinblick auf Erfahrungen im medizinischen Kontext verstanden werden können. Als eine mögliche Antwort auf jene Belastung kann beispielsweise die im obigen Zitat von Mo erwähnte Hervorhebung positiver Erfahrungen verstanden werden, wenn Menschen »wenn sie mal positive Erfahrungen mit irgendwelchem Personal machen oder so das immer so explizit herausheben« (ebd.). Anknüpfend an die Ausführungen von Gustav, Sam und Mo zur Hervorhebung positiver Erfahrungen lässt sich auch hier eine emotionale Coping-Strategie festhalten, die belastende Gefühle in etwas Positives umwandelt, wie sich im untenstehenden Zitat von Mo und Bente andeutet:

Mo: »Immer wieder erfahre ich auch, dass Leute super froh sind, wenn sie als zweite Mutter auch gesehen worden sind im Kreissaal oder irgendjemand vom Personal – und wenn's nur zu sechzig Prozent ist – die Person auch als Elternteil angesprochen haben; geschweige denn, wenn es drei Eltern sind.« Bente: »Ja« Mo: »Dann geht eigentlich ja schon gar nichts mehr« Bente: »Dann explodieren die Köpfe.« (Mo und Bente, Interview Hebammenkollektiv)

Im Dialog zwischen Bente und Mo stellen die beiden heraus, dass Menschen »super froh sind«, wenn sie entgegen ihrer Erwartungen gute Erfahrungen machen, vor allem beispielsweise, wenn es mehr als zwei Eltern gibt. Bentes Kommentar dazu, dass dann »[die Köpfe] explodieren« (ebd.) kann als Strategie verstanden werden, um negative Gefühle, die damit einhergehen, im Arbeitsalltag Diskriminierung mitzubekommen, mittels Humor für sich selbst erträglicher zu machen. So lassen sich zudem an mehreren Stellen des Materials im Zusammenhang mit herausfordernden Situationen in Bezug auf den Bereich der medizinischen Gesundheitsversorgung auffallend oft humoristische Kommentare verzeichnen. Besonders auffallend war dies für mich bei der Begleitung von Hank und Betty zur gynäkologischen Praxis, bei der im Vorfeld im Café sowie beim gemeinsamen Sitzen im Warteraum viele Witze gefallen sind. Unser vieles Lachen habe ich als eine Manifestation der Anspannung wahrgenommen, die damit einhergeht, als trans*_queeres Paar im reproduktionsmedizinischen Kontext mit Ärzt_innen in Kontakt zu treten. So wird auch in den Interviews Humor als Umgangsstrategie genannt, um emotionale Anspannung, Angst und Sorge im Lichte antizipierter Diskriminierung in etwas Leichteres und damit Bewältigbares umzuwandeln und Enttäuschungen oder erlebte Diskriminierungserfahrungen erträglicher zu machen. Betty

erzählt etwa »it's just humor, it helps me deal with it. It helps me not take it too seriously« (Interview Betty) sowie an einer anderen Stelle im Interview: »otherwise indeed it becomes too daunting in many ways« (ebd.). Psychologische Studien haben das ›Reframing‹ von belastenden Situationen als wirksame Bewältigungsstrategie herausgestellt, die einen positiven Effekt auf das emotionale und psychische Wohlergehen von Menschen, die Diskriminierung erfahren, haben kann. Konzeptionell an das ›minority stress‹-Modell anknüpfend, stellen jene Studien die Verringerung negativer, beispielsweise depressiver Symptome durch den Einsatz positiver Umdeutungen von belastenden Situationen heraus (Huynh/Lee 2022; Rood et al. 2016). Daran anschließend können Positiverzählungen und Humor als Strategien verstanden werden, die einen Umgang mit diskriminierenden Erfahrungen ermöglichen, gleichwohl aber auch ein zusätzliches Maß an (emotionaler) Arbeit bedeuten. Emotionale Bewältigungspraktiken als Arbeit zu verstehen (Hochschild 1983) kann nicht zuletzt daraus hergeleitet werden, dass die emotionale Care- bzw. Unterstützungsarbeit eine wichtige Rolle in der (bezahlten) Arbeit von Doulas und Hebammen darstellt (vgl. Rayment 2015). Meg beschreibt beispielsweise den emotionalen Support ihrer Klient_innen als ein Fundament ihrer Arbeit als Doula:

»Everyone who I support has different wishes and has different needs while they're in labor or getting to know each other, but what is always there as a foundation is emotionally supporting them. So I might be physically holding somebody's hand or rubbing their back or massaging their thighs, you know, like these other types of physical support, and there's also a lot of different informational support that I give them, but the very standard of my care is definitely emotional support.« (Interview Doula Meg)

Neben anderen Formen der Unterstützung, etwa informativer oder körperlicher Art, schreibt Meg dem emotionalen Support eine signifikante Stellung in ihrer Arbeit zu. Meg thematisiert die Bedeutung des emotionalen Supports in Relation zu dem, was gängigerweise im medizinischen Kontext geleistet wird:

»When was the last time you had a doctor's visit that lasted longer than ten minutes? It's so rare I think, unless you find like a gem of a doctor it's not gonna happen. And oftentimes it's like five minutes or less and it's a lot of poking and prodding and then dismissal of your emotions or questions around everything. Yeah, nobody has time.« (Interview Doula Meg)

Die fehlende Beachtung (»dismissal«) von emotionalen Bedürfnissen und Fragen benennt Meg als etwas im medizinischen Bereich Geläufiges, während Ärzt_innen, die sich im Rahmen ihrer medizinischen Betreuung Zeit nehmen, rare Ausnahmefälle darstellen. Dieser, durch Meg als »gem« (»Juwel«), also als kostbarer Schatz beschriebene Ausnahmefall, kann mit dem bereits oben erwähnten Aspekt des ökonomischen Zeitmangels in Relation gesetzt werden. Das ausbleibende Eingehen auf individuelle Bedarfe von Seiten von Mediziner_innen und anderen Fachkräften im Bereich von Medizin und Geburtshilfe wird daran anschließend weniger als fehlendes Interesse oder Ignoranz gegenüber trans* und nichtbinär-spezifischen Bedarfen sichtbar, sondern steht in Relation zu den u.a. ökonomisch bedingten institutionalisierten Strukturen und dem damit verbundenen Zeitmangel in der medizinischen Versorgungspraxis.⁵⁷ So bedingen unter anderem mangelnde zeitliche Ressourcen, in welchem Ausmaß auf individuelle Bedarfe eingegangen werden kann oder auch wer beispielsweise die Möglichkeit hat, sich zu trans* und nichtbinär-spezifischen Bedarfen fortzubilden.⁵⁸

Die individuellen Coping-Strategien werdender Eltern, wie auch jene »verbündeter« Hebammen, Doulas und Ärzt_innen können vor diesem Hintergrund als kompensatorische Praktiken eingeordnet werden, die institutionalisierte repronormative Strukturen in der Medizin ausgleichen. Dabei stellt die Möglichkeit, für sich selbst oder andere jene Unterstützungspraktiken zu leisten, keine Selbstverständlichkeit dar. So setzen Coping-Strategien und Unterstützungsleistungen beispielsweise den Zugang zu spezifischem Wissen, finanzielle Ressourcen (um sich beispielsweise eine Doula leisten zu können), Zeit und emotionale Kapazitäten voraus. Jene erforderlichen Kapazitäten und Ressourcen können entsprechend, bezogen auf bezahlte und unbezahlte Bewältigungs- und Unterstützungsstrategien, als bedeutende

57 Meg bettet diesen Aspekt in den breiteren ökonomischen Kontext der Finanzierungsstrukturen medizinischer Institutionen ein und benennt, wie sich dieser auf einer sozialen wie auch emotional-körperlichen Ebene auswirkt: »And you know that's a part of [...] capitalism and also the way that the health insurance industry's formed things and I think it's also just like socially acceptable at this point. These people who are paid a lot of money just don't have the time for you and it's so exciting when somebody does have the time for you, cause you're like ›gosh, I can breathe now‹.« (Interview Doula Meg)

58 Daran anschließend ist festzuhalten, dass die Mängel in der Gesundheitsversorgung sich nur wenig ändern können, wenn Veränderungen lediglich auf den individuellen Schultern von Mediziner_innen und anderen Fachkräften lasten.

Bestandteile der Navigation des medizinischen Kontextes von werdenden Eltern und deren ›Mitstreiter_innen‹ festgehalten werden.

5.2.4 Zwischenfazit

In diesem Kapitel wurden die Erfahrungen von werdenden trans* und nichtbinären Eltern und Personen mit Kinderwunsch bezogen auf die Inanspruchnahme medizinischer Gesundheitsversorgung in den Fokus gerückt. Herausgearbeitet wurden dabei Facetten davon, was es heißt, sich abseits repronormativer Modelle des Elternwerdens in den medizinischen Kontext zu begeben bzw. diesen zu navigieren.

So konnte zunächst in 5.2.1 gezeigt werden, wie im Rahmen medizinischer Standards – von routinisierten Formen der Gesprächsführung durch Ärzt_innen bis hin zur materiellen Verfasstheit von Praxisräumen – werdende Eltern und Personen mit Kinderwunsch als heterosexuell, cis- und binärgeschlechtlich sowie in einer Zweierbeziehung lebend vorausgesetzt werden. Im Zuge dessen, so haben die Erfahrungen werdender Eltern gezeigt, werden bestimmte Körper, Elternkonstellationen und reproduktive Praktiken mitgedacht und andere nicht. Ausgehend vom Tun von Ärzt_innen, Therapeut_innen und anderen Fachangestellten habe ich rekonstruiert, wie damit zusammenhängend trans* und nichtbinäre werdende Eltern in reproduktionsmedizinischen und geburtshilflichen Kontexten als ›Andere‹ angerufen und als ›besonders‹ figuriert werden. So müssen trans* und nichtbinäre Personen und ihre Zugehörigen ihre jeweilige Elternkonstellation und reproduktiven Praktiken gegenüber dem medizinischen Personal erklären oder rechtfertigen. Daran wird die Cis- und Repronormierung von medizinischem Fachwissen deutlich, die, gepaart mit einem fehlenden Sensibilisierungswissen hinsichtlich Geschlechtervielfalt, dazu beiträgt, dass werdende Eltern gegenüber Mediziner_innen und Pflegepersonal Aufklärungsarbeit leisten müssen. Dies kostet Energie und Zeit, wodurch Kapazitäten für eine vertiefte Anamnese oder die gewünschte Behandlung verloren geht (vgl. Sauer et al. 2019: 8). So sind Mediziner_innen häufig nicht zu den unterschiedlichen gesundheitlichen Belangen von trans*, inter* und nichtbinären Personen ausgebildet, wodurch Patient_innen in der Folge nicht die spezifische Gesundheitsversorgung oder die Informationen erhalten, die sie benötigen (vgl. Nieder et al. 2022; Salden et al. 2023). Daran anschließend habe ich ausgehend von den hier betrachteten Erfahrungen dargelegt, wie durch geschlechternormativ geprägte Fachkulturen und die Voraussetzung von repronormativem

Wissen, Grenzüberschreitungen passieren und trans* und nichtbinären Personen die reproduktive Selbstbestimmung abgesprochen wird.

In 5.2.2 habe ich sodann herausgearbeitet, wie sich komplexe Zugangshürden hinsichtlich der Inanspruchnahme medizinischer Gesundheitsversorgung konstituieren. Gezeigt hat sich dabei, wie Abhängigkeitsverhältnisse, in denen sich trans* und nichtbinäre Personen gegenüber Ärzt_innen befinden, dazu beitragen, auf die Inanspruchnahme gesundheitsversorgerischer Leistungen strategisch zu verzichten (vgl. Stoll 2020). Deutlich wurde dabei, wie werdende Eltern befürchten, infrage gestellt zu werden oder dass ihnen transitionsspezifische gesundheitsversorgerische Leistungen verweigert werden könnten. Keine medizinischen Versorgungsstrukturen in Anspruch zu nehmen wurde vor diesem Hintergrund als eine Strategie deutlich, um (weitere) Diskriminierungserfahrungen zu vermeiden. Sichtbar wurde ferner, wie jene Hürden zur Inanspruchnahme von medizinischer Gesundheitsversorgung verstärkt werden, sofern Personen von Mehrfachdiskriminierung betroffen sind, was besondere »Schwellenängste« (Interview Randy) bezogen auf den Bereich der Medizin verursachen kann. Repronormativ geprägte Zugangshürden zu medizinischer Gesundheitsversorgung manifestieren sich dabei in Relation zu strukturell bedingten Versorgungslücken und werden durch diese verstärkt.

In Kapitel 5.2.3 habe ich schließlich herausgestellt, wie werdende Eltern auf unterschiedliche Weise die oben rekonstruierten Diskriminierungspotenziale und Zugangshürden navigieren. Deutlich wurde dabei zunächst, wie die vorausschauende Planung im Lichte besonderer Diskriminierungs- und Stresspotenziale eine besondere Bedeutung erlangt. So kann beispielsweise die Terminierung eines Kaiserschnitts gewährleisten, dass medizinisches Personal anwesend ist, welches bereits informiert und sensibilisiert ist, um so zusätzliche Erklärungen oder belastende Nachfragen zu vermeiden. In diesem Zusammenhang wurde die Bedeutung von unterstützenden Akteur_innen, wie Ärzt_innen, Doulas und Hebammen sichtbar, die vorbereitende Planungsschritte übernehmen und damit als wichtige »Beteiligte« im Rahmen von Praktiken des Elternwerdens agieren. Die Bedeutung jener Akteur_innen, die werdende Eltern bzw. Personen mit Kinderwunsch bei Untersuchungen oder Geburten in klinischen Kontexten begleiten, wurde auch in Hinblick auf deren Übersetzungs- und Vermittlungstätigkeiten aufgezeigt. Diese wurden ausgehend von der Arbeit einer Doula als mehrschichtig herausgestellt: Übersetzungspraktiken werden, über sprachliche Barrieren hinausgehend, zur Überbrückung von Wissensdiskrepanzen zwischen Ärzt_innen und ihren

Klient_innen relevant. Die Tätigkeiten von trans*- und queer-sensibilisierten Doulas, aber auch Hebammen und anderen Begleitpersonen verweisen demnach auf einen Vermittlungsbedarf zwischen den Standards klinischer geburtshilflicher Versorgung und den Bedarfen der interviewten trans* und nichtbinären werdenden Eltern. Daran anschließend habe ich emotionale Unterstützungspraktiken und Coping-Strategien als Bestandteile der Navigationen medizinischer Gesundheitsversorgung herausgestellt. So wurden die Betonung positiver Erfahrungen und Humor als Strategien sichtbar, um belastende Erfahrungen in der Medizin zu »reframen«, erträglicher zu machen und in etwas Selbstwirksames umzuwandeln.

Die empirischen Ergebnisse des Kapitels zeigen auf, wie sich Repronormativität im medizinischen Kontext, ebenso wie die Navigationen dieser, nicht schlicht aus individuellen Praktiken heraus, sondern aus einem Zusammenspiel multipler Faktoren und Akteur_innen konstituiert bzw. konstituieren. So habe ich die Praxis des repronormativen Otherings entgegen einer individuellen Handlung, die etwa von Ärzt_innen ausgeht, als etwas, das auf systematische Weise in medizinische Praktiken enthalten und infrastrukturell institutionalisiert ist, rekonstruiert (5.2.1). Deutlich geworden ist, wie repronormative Zugangshürden und Berührungängste sich nicht schlicht auf individualisiert gedachte Gefühle zurückführen lassen, sondern in Relation zu einem breiteren Ensemble von institutionalisiertem cis dyadischen Geschlechter- bzw. Körperwissen, vergeschlechtlichten medizinischen Fachkulturen wie auch materiellen bzw. infrastrukturell und ökonomisch bedingten Normierungen im Bereich der Medizin und Geburtshilfe stehen (5.2.2). Schließlich zeigte sich auch bei der näheren Auseinandersetzung mit den Umgangsstrategien werdender trans* und nichtbinärer Eltern, wie das Navigieren repronormativer Hürden durch das Tun multipler »Beteiligter« bzw. verbündeter Mitstreiter_innen möglich gemacht wird. Die Ergebnisse dieses Kapitels geben einen Einblick, wie sich repronormative Hürden im Bereich der reproduktiven Gesundheitsversorgung für trans* und nichtbinäre werdende Eltern konstituieren und liefern Anhaltspunkte dafür, was sich interpersonell, institutionell und strukturell verändern muss, um Versorgungsstrukturen inklusiver zu gestalten.

5.3 Eltern-Kind-Räume, (Un-)Sichtbarkeit und Community: Verhandlungen zwischen Ausschlusserfahrungen und Zugehörigkeit

Für Menschen, die mit Kindern leben, werden soziale Räume wie Kitas, Spielplätze und Schulen, aber auch Orte wie Nachbar_innenschafts-Treffs auf eine besondere Weise relevant. So wurden in den Interviews sogenannte ›Eltern-Kind-Räume‹ und Orte, an denen das Elternsein sozial relevant wird, vielfach als besonders herausfordernd hervorgehoben. Die Frage der Sichtbarkeit als Eltern *und* als trans* oder nichtbinär wurde dabei als ein relevantes Verhandlungsfeld thematisiert. Auch wurde die Bedeutung von Community sichtbar sowie die damit verbundene Möglichkeit, sich mit anderen trans* und queeren Eltern zu vernetzen und eine ganz andere Sichtbarkeit und Zugehörigkeit zu erfahren. Im Folgenden widmet sich dieses Kapitel einer empirischen Suchbewegung zu sozialer Teilhabe, (Un-)Sichtbarkeit und Community ausgehend von den geteilten Erfahrungen an der Schnittstelle von trans* Sein und Elternwerden.

In 5.3.1 stehen Möglichkeiten sozialer Teilhabe im Fokus, wobei soziale Räume fokussiert werden, in denen das Elternsein bedeutsam wird. Hierbei beleuchte ich, welche Herausforderungen sich in sozialen bzw. öffentlichen Räumen für (werdende) trans* und nichtbinäre Eltern zeigen und wodurch sich diese konstituieren. 5.3.2 widmet sich im nächsten Schritt der Erkundung von Sichtbarkeit als Dimension des Sozialen. Dabei gehe ich der Frage nach, wie diese für (werdende) trans* und nichtbinäre Eltern relevant und (strategisch) verhandelt wird. Im letzten Schritt widme ich mich schließlich in 5.3.3 Praktiken der Vernetzung und Bildung von Community. Hierbei nehme ich verschiedene Praktiken in der Suche nach Kontakt und Austausch in den Blick, um anschließend unterschiedliche Bedeutungsfacetten von Vernetzung, Community und Zugehörigkeit herauszuarbeiten. Schließlich fasse ich die Ergebnisse des Kapitels in 5.3.4 zusammen und spitze sie analytisch zu.

5.3.1 Der »Eltern-Kind-Komplex, dem ich nie entkommen kann«: Barrieren sozialer Teilhabe und interdependente Isolierungserfahrungen

»Die ›biologische Natürlichkeit‹ deines Geschlechts sozusagen, die ist unveränderbar für die Leute und das ist natürlich halt immer voll zu spüren, das ist richtig arg zu spüren.«
(Interview Sara)

»Man ist halt so raus.« (Interview Sam)

Im Folgenden werden die in den Interviews geteilten Erfahrungen (werdender) trans* und nichtbinärer Eltern in sogenannten »Eltern-Kind-Räumen« sowie an öffentlichen Orten, an denen das Elternwerden bzw. Elternsein besonders im Fokus steht, genauer betrachtet.

So geht unter anderem Sam im Interview auf seine Nachbar_innenschaft in einer mittelgroßen Stadt in Deutschland ein, in der er und sein Partner leben. Sam erzählt, dass sie, als er schwanger wurde, »out« waren und es »alle mitgekriegt« haben (Interview Sam). Er erzählt, dass es nicht so war, »dass Leute irgendwie blöd waren oder irgendwie doof waren« (ebd.) und sich die Nachbar_innen gefreut haben, dass Sam und sein Partner ein Kind bekommen (»es fanden alle voll super«, ebd.). Daran zeigt sich zunächst, dass Sam erwartet hat, »blöd[e]« oder »doof[e]« (ebd.) Reaktionen aus seinem sozialen Umfeld entgegengebracht zu bekommen. Als dies wider seiner Erwartung nicht eintritt, hebt Sam die positive Resonanz seines Umfelds hervor. Daran anschließend erzählt Sam, dass er und sein Partner gleichzeitig wenig in nachbarschaftliche Aktivitäten eingebunden waren und erläutert dazu im Interview:

»Also in unserem Viertel, da gibt's massenhaft kleine Kinder und Babys und vor allem Mütter, die in Elternzeit sind und Zeit haben und ich war da halt nirgendwo drin, weil das alles also ganz viel über Nachbarschaft und auch über Mütter funktionierte oder über die Frauen funktionierte und entweder– also man hat halt die Wahl, entweder sich selber so ein Stückweit zur Frau zu machen und darauf einzulassen oder halt einfach draußen zu sein. Also auch die Nachbarschaft der Männer funktioniert einfach über die Frauen. Das ist total abgefahren, deswegen sind wir da halt 'n bisschen raus. Wo wir eigentlich durchaus kontaktfreudige Menschen sind.« (Interview Sam)

Im Sams Zitat wird Sozialität in der Nachbarschaft als etwas beschrieben, das »über Mütter [...] oder über die Frauen funktionier[e]«, wodurch nachbarschaftliche Sozialität als etwas Vergeschlechtlichendes sichtbar wird. Sam erzählt, dass für ihn damit einherging, »sich selber so ein Stückweit zur Frau zu machen« (ebd.) und geht darauf näher in Hinblick auf die Zeit seiner Schwangerschaft ein:

»Man merkt einfach von den Reaktionen, dass man auf einmal zur Frau wird. Man ist halt schwanger und damit ist man auf einmal Frau und aus irgendwie diesem Männertalk raus, in den man gar nicht unbedingt rein will, aber man ist halt so raus.« (Interview Sam)

Schwangersein, so wird anhand von Sams Erzählung sichtbar, wird in der von ihm beschriebenen nachbarschaftlichen Sozialität mit ›Frausein‹ gekoppelt. In Sams Erfahrung, durch seine Schwangerschaft »zur Frau« (ebd.) gemacht worden zu sein, zeigt sich die soziale Enaktierung der weiblichen Kodierung von Schwangerschaft (vgl. dazu auch Dionisius 2020 und Weber 2018). Sam führt im folgenden Zitat aus, dass die nachbarschaftlichen Aktivitäten, die sich auf Eltern beziehen, »Frauenkreise« (Interview Sam) darstellen, sich also ausschließlich an ›Frauen‹ oder ›Mütter‹ richten und Elternaktivitäten als ›Frauenaktivitäten‹ konfiguriert werden. Sams Verweis auf die »Mütter, die in Elternzeit sind und Zeit haben« (ebd.) deutet zudem auf die Verstrickung binär-vergeschlechtlichender ungleicher Lohn- und Sorgearbeitsverhältnisse hin, die bedingen, wer als Sorgende für Kinder angerufen wird und wer (wie lange) in Elternzeit geht. So werden die Elternaktivitäten durch ihre Ausrichtung auf Frauen vergeschlechtlicht, anstatt beispielsweise ›Eltern‹ als Hauptsorgende für Kinder anzusprechen. Dies hat die Teilnahme an sozialen Aktivitäten für Sam erschwert:

»Ja, das ist irgendwie schade, aber das funktionierte einfach nicht für mich, da in diese Frauenkreise zu gehen und zusammen zu nähen oder so. Also ich find' nähen gut, aber nicht in Frauenkreisen. ((lacht leicht)) Also ja, das funktioniert einfach nicht und auch diese ganzen Angebote, die es dann für gerade frisch gewordene Mütter gibt hab' ich halt einfach nicht wahrgenommen, also so Baby-Turnen, Rückbildungsgymnastik oder sonst was, das war ok bis zur Geburt, da muss man irgendwie durch, ((schmunzelt)) das kann man nicht verhindern. Alles danach wär' vielleicht gut für den eigenen Körper oder auch [...] fürs Wohlbefinden, fürs nicht so isoliert sein, aber das geht einfach nicht, das is so 'ne krasse Barriere für mich gewesen, das ehm ja,

konnte ich nicht. Das war irgendwie sehr schade, dass es da nicht mehr Sachen gibt, die für beide Eltern vielleicht wenigstens sind, die man wahrnehmen kann, um halt nicht so allein zu sein.« (Interview Sam)

Ausgehend von Sams Zitat kann rekonstruiert werden, wie über die Vergeschlechtlichung sozialer Elternaktivitäten eine »Barriere« (ebd.) enaktiert wurde, die es Sam verunmöglichte, teilzunehmen (»das funktioniert einfach nicht«, ebd.). Anhand von Sams Ausführungen zeigt sich ferner eine affektive Reaktion darauf, dass mit der exklusiven Einladung von »Frauen« andere Elternpositionen, einschließlich der von Sam und seinem Partner, ausgeschlossen wurden. Sams wiederholte Aussage »das funktioniert einfach nicht«, »das geht einfach nicht« und »konnte ich nicht« (ebd.) macht dabei auf die von Sam als »krasse Barriere« (ebd.) bezeichnete Wirkmächtigkeit der Vergeschlechtlichung des sozialen Raums aufmerksam, die schließlich bedingte, dass Sam auf soziale und u.a. gesundheitsfördernde Angebote verzichtet hat und aus dem nachbarschaftlichen Gefüge ausgeschlossen war.⁵⁹ Wie bereits angedeutet, wird in Sams Ausführungen auch sichtbar, wie der schwangere Körper als symbolischer Marker fungiert, um vergeschlechtlichte Sorgeverhältnisse zuzuweisen. Daran anschließend kann festgehalten werden, wie sich die weibliche Kodierung der Sorge für Kinder auch losgelöst von sichtbaren körperlichen Eigenschaften (wie einen schwangeren Bauch) im öffentlichen Raum vollzieht. So erzählt Sam, dass wenn er alleine in der Öffentlichkeit ist, er »ein total gutes Passing«⁶⁰ (Interview Sam) hat, jedoch sobald er mit

59 Sams Bemerkung zu den Angeboten, dass diese »so ok bis bis zur Geburt« (Interview Sam) waren und »man [da] irgendwie durch [muss]« (ebd.) kann als Verweis auf den in 5.2 rekonstruierten geburtshilflichen Bereich verstanden werden, der, anstelle eines zufriedenstellenden Angebots, für trans* und queere Personen eher etwas hürdenbehaftetes darstellt, was »man nicht verhindern [kann]« (ebd.), wenn Menschen jene Leistung in Anspruch nehmen.

60 Der Begriff des »Passing« bezeichnet, von anderen in dem Geschlecht gelesen zu werden, mit dem sich eine trans* Person identifiziert. Zum Konzept des »Passing« kann an dieser Stelle auf kritische Auseinandersetzungen im Rahmen von trans* Bewegungen seit Beginn der 1990er Jahre verwiesen werden. So kann hinsichtlich des Anspruchs eines »cis-passings« eine Verschiebung verzeichnet werden, die zunehmend binäre Auffassungen von »Transsexualität« aufgibt und trans* Sein weniger mit einer Phase der Transition von »einem« zum »anderen« Geschlecht, sondern vielmehr als Existenzweise jenseits binärer Vorstellungen von Geschlecht begreift (Hoenes/Schirmer 2018). Die Annahme einer linearen Transition beinhaltet ein cisnormatives und binäres Denken, das in Bezug auf normative, insbesondere medizinische Fachdiskurse trans* Sein

dem Kinderwagen unterwegs ist, »automatisch Frau und Mutter« (ebd.) wird. Daran zeigt sich, wie Elternschaft symbolisch an ein binäres Verständnis von Geschlecht und an vergeschlechtlichte Reproduktivität gekoppelt wird. Die Anwesenheit von Kindern bzw. eines Kinder symbolisierenden Artefakts wie ein Kinderwagen reicht aus, damit Sam eine weibliche Geschlechtszuschreibung erfährt. Deutlich wird daran, wie im Rahmen sozial-räumlicher Anordnungen anwesende menschliche und nicht-menschliche Akteur_innen (z.B. der Kinderwagen) repronormativ angeordnet und entsprechend normativer Vorstellungen von Elternschaft geschlechtlich kodiert werden (vgl. Schadler 2013: 59).⁶¹ Bezeichnend ist, wie die von Sam geschilderte soziomaterielle Anordnung stets mit der Absprechung seiner Geschlechtsidentität einhergeht (»es ruiniert das Passing vollkommen«, Interview Sam).

Auf die Erfahrung, in sogenannten »Eltern-Kind-Räumen« (Interview Sara) ihre Geschlechtsidentität abgesprochen zu bekommen, geht auch Sara (sie/ihr) im Interview ein. Sara spricht dabei ausgehend von ihrer Erfahrung als trans* Mama von der »Konfrontation mit dem Eltern-Kind-Komplex«, dem sie »nie entkommen kann« (ebd.). In dem Zusammenhang benennt Sara das Handeln von multiplen Personen und Artefakten, die in Eltern-Kind-Einrichtungen beschäftigt oder anzutreffen sind. Sara erläutert, wie im Kontext der Kita Fachkräfte »täglich hunderte cis Mamas und cis Papas mit ihren Kindern durch ihre Einrichtung schleusen« (Interview Sara) und »in ihre[n] Dokumente[n] und in ihrem ganzen Denken oft sehr sehr sehr heteronormativ sind« (ebd.). Darüber hinaus sind, so Sara, »natürlich dann immer diese cis Papas und cis Mamas, die auch dann noch mal ganz besonders in ihrer Rolle sind« (ebd.). Damit zusammenhängend macht Sara, ähnlich wie Sam, die Erfahrung, als Mama *anders* von ihrem sozialen Umfeld adressiert und behandelt zu werden, sobald sie nicht nur als Frau, sondern auch als Elter wahrgenommen wird. Sara erläutert dies im Interview:

»Mann-Sein oder Frau-Sein auf die binäre cis-heteronormative Art und Weise ist noch mal was anderes wie Mama oder Papa sein. Also dann zum Bei-

mit einer »vollständigen« Transition verbinden, die zudem Reproduktivität ausschließt (Mazzaferro 2023: 128).

61 Zur Analyse von »Partizipierenden« und »Co-Partizipierenden« (Schadler 2013: 59) menschlichen wie auch nicht-menschlichen Akteur_innen im Rahmen von Prozessen des Elternwerdens am Beispiel von Schwangerschaft siehe Schadlers »Posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft« (Schadler 2013, vgl. auch Hirschauer et al. 2014).

spiel als trans* Frau kein gutes Passing zu haben, dazustehen und zu sagen man ist 'ne Mama, das überfordert viele Leute richtig hart. Das überfordert viele Leute mehr als zu sagen man ist 'ne Frau. Also selbst wenn die anerkennen du bist 'ne Frau, würden die dich noch als »Papa« bezeichnen in den meisten Fällen; ist mir sehr viel begegnet. Du wirst als Frau soundso angesprochen und aber als Papa bezeichnet, unhinterfragt. Die »biologische Natürlichkeit« deines Geschlechts sozusagen, die ist unveränderbar für die Leute und das ist natürlich halt immer voll zu spüren, das ist richtig arg zu spüren.« (Interview Sara)

Saras Zitat zeigt eindrücklich, wie in dem Moment, in dem ihre geschlechtliche Identität als trans* Frau mit ihrer elterlichen Identität sozial relevant wird, diese als nicht vereinbar *abgesprochen* wird. Ausgehend von Saras Erfahrung zeigt sich ebenfalls wie bei Sam, wie sich Cisnormativität in dem Moment zeigt, in dem Menschen nicht nur geschlechtlich, sondern auch *als Elter/n* in bestimmten sozialen Kontexten gelesen oder angerufen werden. Das Spezifische an Repronormativität konstituiert sich demzufolge aus der Koppelung von Eltern-Kind-Räumen, mitunter anwesenden Kindern, vergeschlechtlichten Elternrollen und einer binär gedachten »biologische[n] Natürlichkeit« deines Geschlechts« (ebd.), wie es Sara treffend formuliert, die Körpern zugeschrieben wird. Die Tatsache, dass Sara dies als etwas beschreibt, das »immer voll zu spüren, [...] richtig arg zu spüren« (ebd.) ist, verdeutlicht die repronormative Machtförmigkeit bzw. dessen Hartnäckigkeit, die auch im folgenden Zitat erkennbar wird:

»Ja, also die Eltern-Kind-Räume sag ich mal, [...] das ist ja alles was zu Eltern-Kind-Facilities gehört, also so Spielplätze, Kindergärten, Geburtskrankenhäuser– alles, ne? Das sind extrem cis-heteronormative Räume und der Komplex ist eigentlich das, womit man dann immer wieder dealen muss mit diesem cis-heteronormativen Eltern-Kind-Komplex in diesen Räumen [...] mit diesen Personen und das ist, das greift alles ineinander. Ich glaub das ist halt so'n integrierter Komplex. Und ja, man ist da wirklich Fremdkörper, find ich, als trans* Frau.« (Interview Sara)

Die Bezeichnung der von Sara angeführten »Eltern-Kind-Facilities« als »extrem cis-heteronormative Räume« verweist darauf, in jenen Räumen auf besondere bzw. verstärkte Weise Normativität zu erleben. In anderen Worten wird Normativität demnach an der Schnittstelle von Elternschaft und Geschlechtlichkeit im Kontext jener Räume aktualisiert. Der von Sara be-

nannte »Eltern-Kind-Komplex« kann dabei als Verweis auf die Koppelung cisnormativer Vorstellungen von Geschlechtlichkeit und Elternschaft, die repronormativ »ineinander greif[en]« (ebd.), also in Verschränkung miteinander auf spezifische Weise relevant (gemacht) werden, verstanden werden (vgl. 3.1). Dabei kann Saras mehrfache Spezifizierung von »diesem cis-heteronormativen Eltern-Kind-Komplex« als spezifische Dynamik herausgestellt werden, die Sara in Eltern-Kind-Räumen erfährt. Anhand von ihrem Gefühl, sich in Eltern-Kind-Räumen als ein »Fremdkörper« (Interview Sara) zu empfinden, materialisiert sich die repronormative Koppelung, die Subjekte bzw. Elternkonstellationen verändert, pathologisiert oder auch, wie anhand der obigen Ausführungen deutlich wird, den Zugang zu sozialen Räumen erschwert. Saras Verweis darauf, hiermit »immer wieder dealen« (ebd.) zu müssen, zeigt ferner die Allgegenwärtigkeit der repronormativen Veränderung, die sie im Kontext der beschriebenen sozialen Räume erfährt und mit der sie entsprechend bereits rechnet:

»Also es ist so, Leute sind dann echt auf alle möglichen Arten und Weisen awkward zu dir und das ist die volle Bandbreite von confusion, die man da abbekommt. So völlig unpredictable, wie Leute mit einem umgehen, ja. Aber es ist sehr predictable, dass niemand mit dir einfach wie eine normale Person ((lacht leicht)) umgeht ((lacht)).« (Interview Sara)

Sara geht auf die »Bandbreite von confusion« ein, die ihr in Hinblick auf ihr Elternsein entgegengebracht wird. Damit zusammenhängend benennt sie, dass es unvorhersehbar sei, »wie Leute mit einem umgehen«, womit Sara auf den für sie unberechenbaren Charakter ihres sozialen Umfeldes verweist. Gleichzeitig ist es, so Sara, »sehr predictable«, also berechenbar, »dass niemand mit dir einfach wie eine normale Person ((lacht leicht)) umgeht ((lacht))« (ebd.). Sara bringt damit die Hartnäckig- und Machtförmigkeit repronormativer Anordnungen auf den Punkt, die zusätzlich dadurch verstärkt werden, als trans* Frau in der Öffentlichkeit an normative Geschlechter- und Körpernormen anzuecken und Anfeindungen, Diskriminierung und Gewalt zu erleben.⁶² Dass Sara just an dieser Stelle im Interview ins Lachen kommt, verweist auf eine Distanzierung von den beschriebenen Irritationen ihres sozialen Umfelds und der Diskriminierung, die Sara im Alltag erfährt. Trotz der Vorhersehbarkeit,

62 Auf die Hypervisibilisierung, die insbesondere trans* feminine Personen in der Öffentlichkeit erleben, gehe ich in nächsten Kapitel (5.3.3) näher ein.

bedeuten für sie Räume wie Spielplätze und Kitas, die integral in ihrem Leben mit Kind sind, immer wieder infrage gestellt und als ›anders‹ behandelt zu werden.

In der Folge ist die Teilhabe an sozialen Aktivitäten sowie die Möglichkeit, anderen Menschen zu begegnen, nicht ohne Weiteres etwas Selbstverständliches. So wurden in den Interviewerzählungen häufig Erfahrungen geteilt, die auf das Thema der Isolierung bzw. des Allein-Seins als (werdende) trans* Eltern verweisen, so auch von Sam:

»Also man ist irgendwie so super isoliert. Das hatte ich auch nach der Geburt [...] total im ersten Jahr, dass ich mich super einsam und isoliert gefühlt hab'.«
(Interview Sam)

Sams Erfahrung, sich »einsam und isoliert« gefühlt zu haben, verweist auf den Effekt des sozialen Ausschlusses, der sich anschließend an die oben herausgearbeitete Cis- und Repronormativität sozialer Räume ergibt. Daran anschließend kann an die Erfahrung von Ben im Kontext seiner Schule verwiesen werden, in der er zur Zeit seiner Schwangerschaft nicht out war. Ben gerät aufgrund seiner zunehmend sichtbaren Schwangerschaft unter Druck, sich sowohl als trans*, als auch als schwanger zu outen und erzählt dazu, sich »da auch ziemlich unwohl gefühlt« (Interview Ben) zu haben. Ben benennt diesbezüglich, sich durch die binäre Aufteilung der Toiletten nicht sicher gefühlt zu haben und zudem den Einladungen seiner Klassenkamerad_innen mit Voranschreiten seiner Schwangerschaft nicht mehr nachgekommen zu sein. Er erzählt, »dann auf einmal [...] nicht direkt abgeschottet, aber [...] halt nicht mehr so dabei« (ebd.) gewesen zu sein. Aufgrund der Gesamtsituation in seiner Schule bricht Ben in Absprache mit seiner Klassenlehrer_in das Schuljahr ab und verschiebt seine Abschlussprüfungen um ein Jahr bis nach der Geburt seines Kindes. Anhand von Bens Erfahrung kann festgemacht werden, wie (werdende) trans* Eltern in Relation zu sozial-räumlichen Verhältnissen, durch die Cisnormen aufrecht erhalten werden, Ausschlüssen begegnen. Im untenstehenden Zitat geht auch Yara (keine Pronomen/sie) auf den Effekt der Isolierung ein:

»Was ein bisschen ist, ist dass es zwei verschiedene Welten sind, oder Orte, wo ich [entweder] bin mit TIN-Menschen⁶³ oder mit Eltern und da gibt's irgendwie keine Überschneidungen. Also ich kenne hier in der Stadt keine TIN-Eltern aber es ist ja auch irgendwie logisch, weil also als trans* weibliche Person bist du schonmal isolierter und Elternschaft ist auch 'ne isolierende Sache und wenn zwei isolierende Sachen zusammenkommen ist's halt voll schwer Verbindungen aufzubauen. Und es ist ja schon schwer für TIN-Menschen sich zu treffen und zu organisieren und wenn noch so'n Thema dazu kommt, dann ist's halt irgendwie fast unmöglich eben Bindungen einzugehen.« (Interview Yara)

Yara erzählt, in der mittelgroßen Stadt in der sie lebt, »keine TIN-Eltern« zu kennen und bezeichnet dies als »irgendwie logisch«, da für sie als trans* weibliche Elternperson »zwei isolierende Sachen zusammenkommen« (ebd.). Yara führt aus, dass sie Elternräume und TIN-Räume als sich gegenseitig ausschließend erlebt (»da gibt's irgendwie keine Überschneidungen«, ebd.) bzw. der Zugang zu diesen Räumen für trans* Personen, die *auch* Eltern sind, erschwert wird. Dies knüpft daran an, was in den Zitaten von Sam zu Beginn des Kapitels als »raus« (Interview Sam) bzw. »nirgendwo drin« (ebd.) oder von Ben als »nicht mehr so dabei« (Interview Ben) bezeichnet wird. Yara thematisiert darüber hinaus trans* Elternschaft als eine auf mehrfache Weise »isolierende Sache« (Interview Yara). Bereits Elter zu sein ist dabei ein Faktor, der es schwer macht, mit anderen in Kontakt zu treten, bzw. Kontakte zu halten, da man »mit Kindern [...] [das] noch mal mehr fokussieren [muss], damit die Kontakte nicht auseinander laufen« (ebd.). So beschreibt Yara Eltersein als etwas, das an sich den Kontakt zu anderen erschwert, »weil man halt eh nicht in den öffentlichen Raum so geht« und sich »halt nicht abends zufällig in der Bar [trifft] und quatscht« (ebd.).⁶⁴ Yara geht darauf ein, wie durch alltägliche Angelegenheiten, etwa wenn die Kinder krank sind, man selbst krank wird oder auch beispielsweise Kitaferien sind, Kontakte zu anderen erschwert werden. Daran anschließend erzählt sie, wie trans* weiblich Sein als zusätzlich »isolierend« (Interview Yara) hinzukommt und es »fast unmöglich [macht] Bindungen einzugehen« (ebd.). Yara erläutert im Interview weiter, dass an denjeni-

63 Die Bezeichnung »TIN« ist ein Akronym und setzt sich aus den Begriffen »trans*«, »inter*« und »nichtbinär« zusammen.

64 Yara benennt zwar den Spielplatz als potenziellen Ort, um andere Eltern kennen zu lernen, was aber noch nicht zu Kontakten geführt hat, da Yara noch nicht lange in der Gegend wohnt (Interview Yara).

gen queeren Eltern-Treffpunkten, an denen sie war, »eigentlich nur cis Lesben [waren], die häufig auch in 'ner Zweierkiste das gemacht haben« (ebd.). Yara spricht damit die (Paar-)Normativität von Beziehungsmodellen an, die ihr in den von ihr besuchten queeren Eltern-Treffs begegnet ist und die den Anschluss als trans* und nicht-monogam lebende Elternperson erschwert.⁶⁵ Anhand der Einblicke in die Erfahrungen von Yara zeigt sich die sozial-räumlich konfigurierte Ausschließung an der Schnittstelle von trans* und Elternsein. Dabei werden gerade in der *Verschränkung* von trans* Weiblichkeit mit der zusätzlichen »isolierende[n] Sache« (ebd.) des Elternseins (»wenn zwei isolierende Sachen zusammenkommen«) soziale Begegnungen bzw. »Bindungen« erschwert. Die Rekonstruktionen zeigen demnach, wie multiple Faktoren – beispielsweise die Beziehungsform, Elternkonstellation oder der Faktor, allein-erziehend zu sein – eine (zusätzliche) Rolle darin spielen, den Ausschluss aus bestimmten sozialen Aktivitäten zu begünstigen oder zu verstärken, wie auch in Saras Zitat deutlich wird:

»Als alleinziehende Elternperson da ist man eh schnell mal isoliert tatsächlich, wenn man dann so diese Abendaktivitäten nicht so mitmachen kann [...] und das hatte dann halt manchmal dazu geführt, dass es uns echt nicht gut ging für zwei drei Wochen.« (Interview Sara)

Zusätzlich zu den von Sara, Yara, Ben und Sam geschilderten Erfahrungen können weitere Faktoren, wie beispielsweise im ländlichen Raum zu leben, wo gegebenenfalls kaum Begegnungsorte für queere Personen existieren, als zusätzlich isolierend wirken und belastende Auswirkungen für (werdende) Eltern haben.⁶⁶ Wie auch Benno auf den Punkt bringt, sind die oben rekonstruierten repronormativ kodierten sozial-räumlichen Ausschlussmechanismen potenziell mit multiplen Marginalisierungsweisen verschränkt:

»Ich meine trans* Community ist echt marginalisiert und da drin dann nochmal mehrfach marginalisiert zu sein, das ist ja häufig dann so, dass da die

65 Auf die Normativität in Hinblick auf Beziehungsformen und Elternkonstellationen gehe ich tiefer in Kapitel 5.3.3 ein.

66 Faktoren wie Alter, sprachliche Fähigkeiten, Behinderung, klassenspezifische Verortung, staatlich verfasste Zugehörigkeit und rassistische Ausgrenzung, aber auch die Fähigkeit, sich in digitalen Räumen austauschen zu können, sind weitere Faktoren, die potenziell Isolierungserfahrungen beeinflussen. In Kapitel 5.3.3 gehe ich näher auf den Aspekt des Austauschs u.a. in digitalen Räumen ein.

Energie gar nicht mehr hinkommt. Ja, aber ich würd' schon sagen, also gerade also trans* hat bei mir auf jeden Fall dazu geführt, dass ich wenig Energie hab' und Pflege hat massiv dazu geführt, dass ich wenig Energie hab' und das bedingt sich auf jeden Fall also auch, auch ja rückwirkend, dass je weniger Energie ich hab', umso weniger kann ich selbst auch sichtbar werden und umso weniger Austausch hab' ich.« (Interview Benno)

Bennos Zitat verdeutlicht, wie Barrieren zu sozialer Teilhabe sich im Sinne einer mehrfachen Marginalisierung darstellen können. Bennos Erläuterung, trans* und Pflegeelter zu sein sowie deswegen jeweils »weniger Energie« (ebd.) zu haben, deutet dabei auf jene individuellen Ressourcen, die in Anschlag gebracht werden müssen, um gesellschaftliche Marginalisierung und damit einhergehende Diskriminierung zu bewältigen. Sozial teilzuhaben, aber auch Community zu erfahren (vgl. 5.3.3) und sichtbar zu sein (vgl. 5.3.2), stellt vor dem Hintergrund der empirischen Rekonstruktionen dieses Kapitels eine ressourcenerfordernde Angelegenheit dar. Als mehrfachmarginalisierte trans* Person und zugleich als Pflegefamilie gesellschaftlich marginalisiert zu werden, so zeigt sich anhand von Bennos Zitat, wirkt sich auf die Möglichkeiten, Austausch zu haben, Community zu erfahren und »sichtbar [zu] werden« (ebd.), aus. So kann der in den Interviews deutlich gewordene erschwerte Zugang zu Eltern-Kind-Räumen und sozialer Teilhabe im Sinne einer interdependenten Marginalisierungserfahrung verstanden werden, die zum einen in cis-dominierten Eltern-Kind-Räumen, darüber hinaus aber auch in trans* Communities zum Tragen kommt.⁶⁷

5.3.2 (Un-)Sichtbarkeit als ambivalente Dimension im Sozialen

Die in den Interviews geteilten Erfahrungen (werdender) trans* und nicht-binärer Eltern zeigen auf, wie im Rahmen sozialer Begegnungen Fragen des Sichtbar- sowie auch des Unsichtbarseins bedeutsam werden. Wie bereits anhand von Bens Erfahrung zu seiner zunehmend sichtbaren Schwangerschaft im Kontext seiner Schule deutlich wurde, erzählt auch Sam davon, wie die Sichtbarkeit seiner Schwangerschaft soziale Auswirkungen hatte:

⁶⁷ Aspekte rund um Erfahrungen des Ausschlusses bzw. erschwerten Zugangs zu trans* Eltern-Communities greife ich in Kapitel 5.3.3 nochmals vertiefend auf.

»Also die Schwangerschaft war auch nicht so unbemerkt, zum einen war ich im Sommer hochschwanger, also ich konnte mich nicht so verstecken in dicken Klamotten. Und zum anderen ist es halt schwierig, wenn man mit dickem Bauch auf'm Spielplatz sitzt und so'n Kind quer über'n Spielplatz ›Papa‹ ruft und einen damit meint und dann ((lacht leicht)) alle so irgendwie gucken so ›Hä? Das dein Papa? Irgendwas ist komisch.‹ Und es war ((tiefes einatmen)) *sehr sehr sehr unangenehm*. Also gar nicht weil Leute irgendwie was Doofes gesagt haben, das trauen sich die meisten ja nicht. Aber man merkt halt trotzdem wie sie gucken. Und das ja, also ich fand's super schwierig irgendwie dann nicht total komisch drauf zu reagieren, weil ich gleichzeitig irgendwie nicht wollte, dass mein Kind denkt irgendwas ist komisch. Weil es ist ja nichts komisch. Wir nutzen halt unsere reproduktiven Möglichkeiten und da is 'ne Person, die is halt *schwanger*. Es passt halt nur nicht so in die Köpfe der anderen Menschen rein.« (Interview Sam)

Sam erzählt im obigen Interviewausschnitt von seiner Schwangerschaft als etwas, das er nicht ohne Weiteres verstecken konnte. Neben dem Aspekt, im Sommer hochschwanger und entsprechend gekleidet gewesen zu sein, geht Sam auf die beispielhafte Situation auf dem Spielplatz ein. Er erzählt davon, in dem Moment, in dem er von seinem Kind ›Papa‹ genannt wird, irritierte Blicke von seinem Umfeld wahrzunehmen. Sam versteht die Blicke der anderen als einen Ausdruck dessen, dass »irgendwas [...] komisch [sei]«, was für Sam »*sehr sehr sehr unangenehm*« (ebd.) war. Sam erzählt, dass dies auch deswegen »super schwierig« für ihn war, da er seinem Kind nicht vermitteln wollte, dass etwas tatsächlich ›komisch‹ sei.⁶⁸ Sams Erfahrung zeigt auf, wie die cis- und repronormative Koppelung, die Schwangerschaft als ›weibliche‹ Tatsache kodiert, im Sozialen relevant (gemacht) bzw. für trans* Eltern und deren Kinder sicht- und spürbar wird. Die von Sam wahrgenommene Irritation, die durch den Anblick einer schwangeren Person, die von ihrem Kind als ›Papa‹ angesprochen wird, evoziert wird, bringt ihn in die Lage, sich und sein Eltern-Kind-Verhältnis retrospektiv zu verteidigen bzw. zu erklären. So kann Sams Aussage, »halt unsere reproduktiven Möglichkeiten« (Interview Sam) zu nutzen, als Reaktion auf die ihm sozial vermittelte Irritation und implizite Infragestellung seines Schwangerseins verstanden werden. Durch diese Aussage weist er in seiner Erzählung die ihm entgegengebrachten irritierten Blicke

68 Zu den Überlegungen, Praktiken und Sorgen von (werdenden) Eltern in Hinblick auf das Wohlergehen ihrer (zukünftigen) Kinder vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Ausgrenzung und Diskriminierung siehe auch Kapitel 5.3.3.

zurück. Mit seiner Erklärung, dass die Nutzung seiner reproduktiven Möglichkeiten »halt nur nicht so in die Köpfe der anderen Menschen rein[passt]« (ebd.), artikuliert Sam, dass nicht er, sein Bauch oder die Tatsache, dass sein Kind ihn ›Papa‹ nennt, das eigentliche Problem darstellen, sondern dass dieses vielmehr in der repronormativen Konfiguration von Schwanger- bzw. Elternschaft liegt, die im öffentlichen Raum wirksam wird.

Auch im Zusammenhang mit der Frage, wie ihre Kinder entstanden sind, teilten Interviewpartner_innen die Konfrontation mit normativen Vorstellungen ihres Umfeldes mit:

»Also wenn Leute uns gefragt haben, wie [unser Kind] zu uns gekommen ist, haben wir ihnen auch die Wahrheit erzählt, weil wir uns darüber auch im Vorfeld sehr viel ausgetauscht haben, dass wenn wir Kinder haben wollen, das auch heißt, dass wir out sind, weil das sonst heißt, dass unsere Kinder für uns lügen müssen. Und das geht halt nicht. Es ist unsere Entscheidung Kinder haben zu wollen und dann kann man das nicht auf dem Rücken der Kinder austragen, dass man irgendwie trotzdem stealth⁶⁹ durchs Leben gehen will, das funktioniert halt nicht. Aber wir haben's jetzt niemandem auf die Nase gebunden. Also wie gesagt, wenn Leute gefragt haben, haben sie 'ne ehrliche Antwort bekommen. Es haben erstaunlich wenig Leute gefragt, weil's glaub ich für alle super offensichtlich ist: da ist 'n schwules Paar, das hat 'n Kind, das Kind muss adoptiert sein, Punkt.« (Interview Sam)

Sam und sein Partner haben sich, bevor sie Eltern geworden sind, »sehr viel ausgetauscht« und sind zu dem Schluss gekommen, dass »Kinder haben [zu] wollen« damit einhergeht, »out« (ebd.) zu sein. Ausgehend von der Annahme ihres Umfeldes, dass ihr Kind adoptiert sein muss, werden auch hier repronormative Annahmen über vergeschlechtlichte Körper in Relation zu normativen Vorstellungen von Elternschaft deutlich. Zugeschrieben wird, als schwul gelesenes Paar keine leiblichen Kinder haben zu können. Daran zeigt sich, wie die Möglichkeit, als männlich gelesene Person leibliche Kinder zu bekommen, nicht mitgedacht wird. Werden Eltern, wie Sam und sein Partner, die als ›gleichgeschlechtlich‹ passen und leibliche Kinder haben, mit der Frage ihrer Familienentstehung konfrontiert, stehen sie vor der Wahl, dies zu berichtigen und sich als trans* zu outen, oder, wie Sam es formuliert, zu »lügen« (Interview Sam). Sams Verwendung des Begriffs des Lügens sowie

69 ›Steath‹ bezeichnet im Englischen, dass eine Person in der Öffentlichkeit nicht als trans* geoutet ist und als cis ›passt‹.

sein Verweis auf die »Wahrheit« (ebd.) zu ihrer Familienentstehung vermittelt eine normative Aufgeladenheit bezüglich der sozialen Thematisierung seiner Familienentstehungsgeschichte. Auch in seiner Haltung dazu, sein trans* Sein nicht »auf dem Rücken der Kinder aus[zu]tragen« (ebd.), spiegelt sich die gesellschaftliche Bewertung wider, die trans* Eltern in Bezug auf die vermeintliche ›Auswirkung‹ ihres trans* Seins auf das Wohl ihrer Kinder entgegengebracht wird.⁷⁰ Deutlich wird anhand von Sams Zitat ferner, wie Sam und sein Partner sich bereits im Vorfeld ihres Elternwerdens »sehr viel [darüber] ausgetauscht« (ebd.) haben, welche Konsequenzen ihre Elternschaft bezogen auf ihr out Sein als trans* Familie haben wird. Auf diesen Aspekt geht auch Kris im Interview aus Beratungsperspektive ein und berichtet, dass für Eltern bei der Frage der Entstehung ihrer Kinder »das trans* Outing auf einmal definitiv da [ist]« (Interview Beratungsperson Kris). Elternschaft bedeutet für trans* und nichtbinäre Personen, so Kris, »auch immer [...] eine bestimmte Form von Sichtbarkeit oder Sichtbarmachung [...] und sich erklären [zu müssen]« (ebd.) und bringt dies mit dem Begriff der »Sichtbarmachungsnotwendigkeit« (Interview Beratungsperson Kris) auf den Punkt. Die Notwendigkeit, sich »immer wieder« (ebd.) im Alltag erklären zu müssen verweist auf die Allgegenwärtigkeit repronormativer Annahmen, durch die Elternwerden unter Ausschluss der Möglichkeit, trans* zu sein, figuriert wird.

Auf die Frage, wie Menschen mit ihrer Familienentstehungsgeschichte und der Sichtbarkeit ihres trans* Seins umgehen, wurde auf unterschiedliche Weise in den Interviews eingegangen. Randy etwa spricht mit einem Augenzwinkern davon, nach außen hin »die üblichen Spießer«⁷¹ (Interview Randy) darzustellen und als »ordentliche Leute« gelesen zu werden. Randy erläutert, aufgrund seines »wirklich absurd gute[n] Passing[s]« (ebd.) als cis Mann zu passen und dafür als nichtbinäre trans* Person üblicherweise nicht sichtbar zu sein. Darüber hinaus ist die queere Entstehungsgeschichte von Randys Familie ebenfalls nicht sichtbar. Randy erläutert dazu, sich gemeinsam mit seiner Frau bewusst »nicht eine random Person« für die Samenspende gesucht, sondern darauf geachtet zu haben, »dass diese Person

70 An dieser Stelle kann auf den bereits thematisierten Kindeswohldiskurs verwiesen werden sowie auf das damit verbundene rechte Narrativ, welches die vermeintliche Kindeswohlgefährdung durch trans* und queere Eltern an den Diskurs der ›Genderideologie‹ koppelt (vgl. Eckert 2024).

71 Randy macht damit das im Interview immer wieder sichtbar werdende Moment von Humor als Umgangsstrategie sichtbar.

Schwarz ist« (ebd.). Vor diesem Hintergrund wird Randys Familie nach außen hin als ›leibliche‹ cis-hetero Familie gelesen, was begünstigt, dass Randys trans* Sein entsprechend kein in der Öffentlichkeit relevant gemachtes Thema ist. Damit, dass ihnen in sozialen Situationen gespiegelt wird, »ordentliche Leute« zu sein (ebd.), geht Randys Familie zuhause humorvoll um. Randy erzählt: »Da ist *immer* ein wirkliches Gegrinse – also wenn die wüssten, also das ›ordentliche Leute‹ wäre dann weg.« (Interview Randy) Für Randys Familie würde die Sichtbarkeit ihrer trans*_queeren Familienentstehung bedeuten, nicht mehr als »ordentliche« Familie gelesen und behandelt zu werden. Mit Randys Passing als cis männlich und der Unsichtbarkeit der queeren Familienentstehungsgeschichte ist verbunden, nach Außen als cis-heteronormative ›leibliche‹ Kleinfamilie zu erscheinen; etwas, was, so Randy, eine »äußerliche scheinbare Ordnung« (Interview Randy) herstellt (vgl. Dionisius 2021b: 284). Diese ›scheinbare Ordnung‹ beruht auf der Annahme heteronormativer und biologischer Elternschaft und geht mit der sozialen Vermittlung von Zugehörigkeit und einer Wertung als »ordentliche« Gesellschaftsmitglieder einher.⁷² Demgegenüber ist *Race* etwas, das durchaus in sozialen Situationen relevant gemacht wird. So Randy:

»Also das Ding am Family of Color Sein ist, das sieht Mensch von außen. Das sieht Mensch von außen, das ist sichtbar, [...] die Rassifizierung ist sichtbar und die hat immer Folgen, immer Reaktionen drauf – diese oder jene von blödem Exotismus bis blödem Rassismus, aber das hat immer Folgen. Es gibt keinen Moment, wo das nicht so ist. Also ein Schwarzer Körper, der sich im Raum bewegt verändert den Raum, weil die Wahrnehmung so ist – fertig. Das heißt, es ist immer und überall *da*.« (Interview Randy)

Randy gibt einen Einblick in die allgegenwärtige Sichtbarkeit, die damit einhergeht, in einer weiß dominierten Gesellschaft als rassifiziert gelesen zu werden. Dass dies »immer Folgen, immer Reaktionen drauf« hat, bzw. »immer und überall da« ist, zeigt dabei die machtförmige Gewalt auf. Dass »die Wahrnehmung so ist« (ebd.), verweist in diesem Zusammenhang auf den hegemonial weiß-positionierten und rassifizierenden Blick, dem Randy und seine Familie im Alltag ausgesetzt sind. Durch diesen kommt es, so Randy, ohnehin

72 Mit der Figuration »ordentliche[r] Leute« (Interview Randy) bzw. der »spießige[n]« (ebd.) Familie sind ebenfalls Fragen von klassenspezifischer Verortung verstrickt, die in der Figur der bürgerlichen Kleinfamilie verwoben sind.

»nicht allzu häufig vor«, als »ordentliche Leute« (ebd.) wahrgenommen bzw. behandelt zu werden. In Relation zur alltäglichen Erfahrung von Rassismus spielt die Tatsache, nach Außen eine heterosexuelle und »biologische« Familie darzustellen, eine besondere Relevanz. Nicht als trans* Familie mit queerer Entstehungsgeschichte sichtbar zu sein, bedeutet nicht nur, dass dies »kein Thema« (Interview Randy) ist, bzw. nicht zum Thema gemacht wird, sondern auch, dass es nicht *zusätzlich* zur Markierung als Familie of Color relevant gemacht wird. Als trans* queere Familie unsichtbar zu sein und nach außen hin die »übliche« cis-hetero Familie zu repräsentieren, stellt so eine »pragmatische Entscheidung [dar], mit der es sich gut leben lässt« (ebd.) und kann entsprechend im Sinne einer bewussten Umgangs- bzw. Überlebensstrategie verstanden werden, um Ausgrenzung und Diskriminierung als von Rassismus betroffene Familie zu vermeiden bzw. zu minimieren (vgl. Stanley 2017).

In Kontrast zur Erfahrung und Umgangsweise von Randys Familie, kann jene von Sam und seinem Partner gesetzt werden, die beide *weiß* positioniert sind, ein gemeinsames »leibliches« Kind haben und in ihrem Alltag als schwules Paar passen. Sam geht im Interview darauf ein, dass er mit der Sichtbarkeit als trans* Elter zunächst einen Umgang finden musste, was er mit der Zeit für sich zu nutzen gelernt hat:

»Ich glaube es kann ein Schutz sein, sehr offensiv damit umzugehen, wie man lebt. Damit meine ich jetzt nicht, dass man so ein Schild vor sich hertragen muss oder so, sondern damit meine ich einfach, dass man sich nicht angreifbar macht. Dass man einfach sagt »wir leben so, wenn ihr ein Problem damit habt, sprecht uns an, ansonsten lasst es.« Wir machen daraus kein Geheimnis, das heißt wir machen uns ganz bewusst nicht erpressbar. [...] Ich glaube wenn man sich klein macht oder versteckt oder irgendwie nicht auffällt, kann man sich da auch irgendwie durchwurschteln, aber ich glaube es ist, also es ist anstrengend. [...] Mein Weg ist eher offensiv zu sein und da zu sein und Leuten zu zeigen »Ich bin genauso 'n Idiot wie ihr auch.« ((lacht leicht)) Also, ich meine, das ist es doch bei vielen irgendwie, also wenn sie merken, dass man genau so ein Mensch ist wie sie auch und man nicht groß anders tickt, dann ist das Thema auch keine Sensation mehr und es normalisiert sich.« (Interview Sam)

In Sams Zitat wird deutlich, wie der »offensiv[e]« Umgang damit, als trans* Elter »präsent [...] zu sein für Menschen« (ebd.), eine Strategie darstellen kann, um Anfeindungen und Infragestellungen in der Öffentlichkeit zuvorzukommen. Daran wird zunächst deutlich, dass trans* Eltern und deren

Familien sich mit potenziellen Anfeindungen sowie entsprechenden Umgangsstrategien auseinandersetzen (müssen). Anders als die Strategie von Randys Familie, als cis-hetero Kleinfamilie aus Schutz vor Angriffen und rassistischer Diskriminierung zu passen, hat jedoch Sams Familie den Ansatz, »offensiv [...] damit umzugehen« (Interview Sam). Sam erläutert im obigen Zitat, dass es ihm dabei darum geht, sich »ganz bewusst nicht erpressbar« und als trans* Familie »nicht angreifbar« (ebd.) zu machen. Neben der darin sichtbar werdenden repronormativen Gewalt, der trans* Eltern und deren Familien ausgesetzt sind, wird anhand von Sams »offensiv[em]« Umgang mit seiner trans* Elternschaft, der Versuch deutlich, trans*feindlicher und repronormativer Gewalt dadurch zuvorkommen, sich nicht zu »versteck[en]« (Interview Sam). Als ein bedeutsamer Bestandteil der Strategie von Sams Elternschaftskonstellation kann die Tatsache verstanden werden, dass es ihnen nicht möglich ist, ihre Queerness als schwules Paar zu »verstecken« und als cis-hetero Familie zu passen. So bedeutet Sams Passen als cis Mann (im Vergleich zu Randy), unumgänglicher Weise als queere Familie sichtbar zu sein.⁷³ Seine Strategie, sich bewusst als trans* schwule Elternkonstellation sichtbar zu machen, kann vor diesem Hintergrund im Sinne einer Entgegnung gegenüber der Unausweichlichkeit der hetero- und repronormativen Gewalt verstanden werden. Damit verbunden, zeigt sich anhand von Sams Umgangsweise, den »Leuten zu zeigen ich bin genauso 'n Idiot wie ihr auch« (ebd.), eine Gegenstrategie zur Verbesonderung, die trans* Elternschaft als »Sensation« (ebd.) figuriert. So stellt sein Vorgehen, »kein Geheimnis« (ebd.) draus zu machen, eine Normalisierungsstrategie dar, die sich durch die Betonung des Gleichseins (dass »man nicht groß anders tickt«, ebd.) gegen die verändernde Gewalt stellt. Sams Strategie, sich »offensiv« präsent zu machen trägt demnach dazu bei, trans* Elternschaft zu ent-verbesondern (»dann ist das Thema auch keine Sensation mehr und es normalisiert sich«, ebd.).

Neben der Strategie des Passens als Schutz vor Diskriminierung und Gewalt kann demnach auch Präsenz und Sichtbarkeit als ein Mittel zum Schutz vor Anfeindungen im Sozialen festgehalten werden, welches jedoch, so zeigt auch die weitere Auseinandersetzung mit dem empirischen Material, nicht

73 Ein weiterer Aspekt, der die Erfahrungen von Randy und Sam in Hinblick auf den Aspekt der (temporären) Sichtbarkeit bzw. Sichtbarmachungsnotwendigkeit unterscheidet, ist Sams Schwangerschaft. In der Konstellation von Randy war seine Frau schwanger, was das Erscheinen als cis hetero Familie ebenfalls beeinflusst bzw. ermöglicht hat.

ohne Weiteres bzw. für alle (werdenden) trans* Eltern gleichermaßen möglich ist. So reflektiert Randy im Interview seine eigene Positionierung und den Aspekt, als männlich zu passen, als »male privilege« (Interview Randy). Für Randy ist dieses Privileg »spezifisch für trans* Männer, die das Glück haben können, so hineinzupassen« (ebd.), wohingegen für trans* Frauen etwa, »das Ganze nochmal zehn Ecken härter [ist]« (ebd.). Diesen Aspekt unterstreichen die Erfahrungen von Sara, die im Interview davon erzählt, als trans* Mama mit Kind in der Öffentlichkeit sichtbar zu sein:

»Manchmal ist mein Passing okay, selbst wenn's manchmal nicht okay ist, ich bin einfach nur so 'ne normal– so 'ne Person [...] aber sobald ich mit Kind unterwegs bin, bin ich echt so Freiwild auf der Straße. Alle starren uns an. Also es gibt Menschen, die offen anfangen uns zu filmen, es gibt Leute, die die machen den Eindruck, als wenn sie sehr besorgt sind um mein Kind und sich überlegen die Polizei zu rufen, weil's vielleicht gerade entführt wird. Es gibt Leute, die lachen uns aus oder es gibt auch Leute, die sind einfach nur sehr nett und schmunzeln uns zu oder geben mir so *ermutigende* Blicke. Aber es ist nicht so, dass wir einfach mal in Ruhe gelassen werden, weißt du? Und das ist ein Problem, weil warum kann ich nicht irgendwie mit meinem Kind existieren auf der Straße?« (Interview Sara)

Sara problematisiert die Sichtbar- und Relevantmachung ihres trans* Seins in jenen Situationen, in denen sie mit ihrem Kind in der Öffentlichkeit unterwegs ist. Dazu beschreibt Sara ihr Passing in der Öffentlichkeit ohne Kind als »okay«, während sie mit Kind nicht die gleiche Erfahrung des Passings erlebt. Dies macht zum einen deutlich, wie sich der Moment des Passings nicht schlicht auf eine individuelle Wahrnehmung von Geschlecht und Körper reduzieren lässt, sondern vielmehr aus einem *intraaktiven* Zusammenspiel hervorgeht, an dem multiple Akteur_innen (hier, unter anderem Saras Kind) teilhaben (vgl. van Midde 2016). Zum anderen wird Sara und ihrem Kind in der Öffentlichkeit gespiegelt, dass trans* und Elternsein nicht miteinander vereinbar sei, bzw. miteinander einhergehen dürfe (und sogar den Einsatz von polizeilicher Kontrolle rechtfertige). Anhand von Saras Erzählung wird deutlich, dass ihr trans* Elter Sein von Menschen in ihrem Umfeld als etwas Besorgniserregendes (»Eindruck, als wenn sie sehr besorgt sind«, Interview Sara) und für das Kind Gefährdendes gelesen wird. Dabei problematisiert Sara nicht nur die »besorgten« Reaktionen, sondern ebenfalls die »ermutigende[n]« (ebd.) Blicke, wenn Menschen ihnen gegenüber »sehr nett« (ebd.) sind. Sicht-

barkeit geht, so zeigen die Ausführungen Saras, mit einer teils feindlichen, teils besorgten, teils aber auch »gut gemeinten«, in jedem Fall aber fremddefinierten Hypervisibilisierung einher. Saras Wortwahl, in diesen Situationen zu »Freiwill auf der Straße« (Interview Sara) zu werden, verdeutlicht dabei das Ausmaß der Gewaltförmigkeit, der sie durch die Reaktionen von Menschen in der Öffentlichkeit ausgesetzt ist.⁷⁴ Ausgehend von Saras Erfahrung zeigt sich, wie sich an der Schnittstelle von trans* Femininität und Elternschaft Sichtbarkeit zu einer Form des Ausgesetztseins gegenüber trans*feindlicher Gewalt materialisiert, die repronormativ verstrickt ist.⁷⁵ Saras Frage, »warum kann ich nicht irgendwie mit meinem Kind existieren auf der Straße?« (ebd.), kann vor diesem Hintergrund als Zurückweisung der ungewollten Aufmerksamkeit und Gewalt gelesen werden, die sie als trans* Elter mit ihrem Kind in der Öffentlichkeit erlebt.

Die Erfahrungen von Sam, Randy und Sara zeigen jeweils auf, wie trans* Personen mit der sozial vermittelten Infragestellung in Bezug auf ihr Elternsein bzw. ihr Eltern-Kind-Verhältnis sowie auch mit der (potenziellen) Betroffenheit von Gewalt konfrontiert sind. Die empirischen Einblicke machen deutlich, wie Cis- und Repronormativität mit heteronormativen, rassistischen und trans*-misogynen Machtverhältnissen verstrickt ist, die über soziale Interaktionen relevant bzw. spürbar (gemacht) werden. Eltern und Familien müssen vor diesem Hintergrund einen Umgang mit den damit einhergehenden Observierungen, Stereotypen und Annahmen finden und zudem Strategien entwerfen, die sie als Eltern, Familien und auch ihre Kinder vor Ausgrenzung schützen. Die damit zusammenhängend herausgearbeiteten unterschiedlichen Verhandlungen von trans* Eltern machen deutlich, wie die Frage der Sichtbarmachung unterschiedlich relevant (gemacht) wird und stets in Relation zu (mehrfach-)diskriminierenden aber auch privilegierenden

74 Sara geht im Interview daran anschließend auf »spezielle Fortbewegungsmethoden« (Interview Sara) ein, die sie sich überlegen muss, um möglichst wenig Menschen in der Stadt auf ihrem Weg von A nach B begegnen zu müssen und erwähnt, dass sich diesbezüglich besonders ein geliehenes Lastenfahrrad bewährt hat, mit dem sie mit ihrem Kind durch die Stadt fährt.

75 Dieser Gedanke ist durch den Text von Koch-Rein et al. inspiriert, die herausarbeiten, wie die Gewalt, die an der Schnittstelle von der Hypervisibilität von trans* Femininität, *Race*, Armut und Sexualität erfahren wird, verbunden ist mit einer Form von Sichtbarkeit im Sinne der Exposition bzw. Entblößung (Koch-Rein et al. 2020: 5). Zur kritischen Analyse der Verstrickung von trans* Sein, Sichtbarkeit, Anerkennung und Gewalt siehe auch Gossett et al. (2017) und Tirlir (2024).

Aspekten verhandelt wird bzw. werden muss. Die obigen Ausführungen zeigen daran anschließend auf, wie trans* und nichtbinäre Eltern zudem vor der Herausforderung stehen, verschiedene Bedürfnisse und Betroffenheiten (von Eltern und Kindern) in Relation zu multiplen Formen von Ausgrenzung und Gewalt parallel zu verhandeln bzw. miteinander zu vereinbaren.⁷⁶

Im Interview greift auch Yara die Frage von Sichtbarkeit und Sichtbarmachung auf und differenziert dabei die Sichtbarkeit »auf der Straße« (Interview Yara) von »struktureller Sichtbarkeit« (ebd.):

»Ich wünsche mir, dass es halt Sichtbarkeit gibt. Ich meine nicht individuelle Sichtbarkeit, weil die gibt's ja schon super viel so als queere Familie, sondern ich meine strukturelle Sichtbarkeit in Büchern, Broschüren und so. Also ich möchte nicht auf der Straße noch mehr Sichtbarkeit haben, also das ist nicht so ein Ruf nach ›Ich will mehr gesehen werden‹, [sondern] von wem will ich gesehen werden und will ich vom dominanten Blick gesehen werden.« (Interview Yara)

Yara geht mit ihrem Wunsch, dass es »halt Sichtbarkeit gibt« im selben Zuge darauf ein, dass sie damit nicht »individuelle Sichtbarkeit« meint, die es »ja schon super viel so als queere Familie [gibt]« und betont, explizit nicht »mehr gesehen werden« (ebd.) zu wollen. Die von Yara aufgeworfene Frage, von wem sie gesehen wird, bzw. der Aspekt, »vom dominanten Blick gesehen [zu] werden« (ebd.), knüpft an die oben als fremdbestimmt herausgestellten Sichtbarkeitsverhältnisse an, die trans* Elternschaft im Lichte repronormativer Vorstellungen als »anders« und als erklärungsbedürftig figurieren.⁷⁷ Bezeichnend ist, dass Yara demgegenüber den Bedarf nach »strukturelle[r] Sichtbarkeit« (ebd.) heraushebt, die sich beispielsweise »in Büchern [und] Broschüren« (ebd.) widerspiegelt und zur Verbreitung von Repräsentationen

76 So kann beispielsweise die (Un-)Sichtbarmachung des eigenen trans* Seins und der queeren Familienentstehungsgeschichte den Bedürfnissen von Eltern entgegenstehen, sie aber dennoch diesen Weg wählen, um sich und ihre Kinder vor zusätzlicher, repronormativer Gewalt zu schützen. Menschen sehen sich demnach durch das Elternwerden unter Umständen damit konfrontiert, aufgrund ihrer Elternschaft neue Wege zu finden, ihre geschlechtliche und sexuelle Identität in der Öffentlichkeit bzw. im Sozialen zu verhandeln.

77 Zu verschiedenen Arten der Unsichtbarkeit, Blickregimen und der Frage wer sieht, bzw. gesehen wird, siehe hooks (1994: 204ff.), wie auch Mesquita (2008) und Schaffer (2015).

und Wissen zu trans* und queeren Elternschaften beiträgt. Sichtbarkeit kann daran anschließend als etwas Mehrschichtiges verstanden werden, das sowohl auf einer individuellen wie auch diskursiven bzw. repräsentationalen Ebene verhandelt wird:

»Ja, das wär' cool, wenn da breiter drüber geredet wird, aber in einer coolen Art und Weise. Vielleicht isses auch richtig gut, dass darüber nicht geredet wird im Moment ((leicht lachend)) über so, also über queere Elternschaft, also das ist meine Wahrnehmung, dass da medial eigentlich nicht darüber geredet wird, oder kaum. Aber das ist vielleicht auch gut so, ((leicht lachend)) dass da irgendwie nicht so viel drüber geredet wird. Also klar, wär' cool so positive Sachen, aber ich erwarte halt nichts Gutes, so.« (Interview Yara)

Yara betont, dass es gut wäre, wenn über queere Elternschaft »breiter drüber geredet wird«, was auf der Wahrnehmung beruht, dass ein breiterer Diskurs zu queerer Elternschaft fehlt. Rekonstruiert werden kann davon ausgehend der Umstand, dass »kaum« (ebd.) Repräsentationen von queeren Elternschaften auf einer medialen Ebene existieren. Auch Yaras Verweis darauf, dass »es [...] super schwer [ist], halt irgendwie Vorbilder und irgendwie role models zu finden« (Interview Yara), verweist auf den Mangel an Repräsentationen von trans* Eltern bzw. Familien. Anhand von Yaras Betonung der Notwendigkeit, dass mehr »in einer coolen Art und Weise« (ebd.) über queere Elternschaften gesprochen wird, wird sichtbar, dass es insbesondere an *positiven* Repräsentationen mangelt und gerade diese keine Selbstverständlichkeit darstellen. Daran können Kritiken angeknüpft werden, die die oftmals voyeuristischen und als »Sensation« geframten Darstellungen von trans* Elternschaften (zumeist bezogen auf die Schwangerschaften von trans* männlichen Personen) problematisieren (Weber 2018: 1).

Auch Sara thematisiert, bezugnehmend auf ihre ersten Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit ihrem trans* Outing, dass das, »was das Internet darüber hergibt [...] halt katastrophal [ist]« (Interview Sara), womit Sara negative Darstellungen und Fehlinformationen zu trans* Themen anspricht. Sara geht daran anschließend ebenfalls näher auf den Mangel an »role models« (ebd.) ein sowie darauf, dass »niemand davon [redet], dass es möglich ist, reproduktive Zellen einzufrieren und was es für Reproduktionsmedizin gibt und

dass trans* Personen auch ganz normale Beziehungen führen können und so weiter« (ebd.).⁷⁸

Die Rekonstruktionen ausgehend von den Perspektiven von Yara und Sara zeigen auf, wie repräsentationale Sichtbarkeit im Sinne einer ambivalenten und komplexen Dimension des Sozialen konzeptualisiert werden kann (vgl. Schaffer 2015). Einerseits machen die hier fokussierten Erfahrungen auf das Fehlen von Repräsentationen und Vorbildern von trans* Eltern aufmerksam und stellen damit die cis- und repronormative Kodierung von (fremdbestimmten) Darstellungen zu Elternschaft heraus. Vom »dominanten Blick« (Interview Yara) ausgehende stereotype Darstellungen von trans* Personen, beispielsweise als »Sensation« (Grigorovich 2014; Halberstam 2005: 54ff.) oder als kinder- bzw. familienlos (Haines et al. 2014: 239; vgl. Rewald 2019: 193), bergen negative Auswirkungen für trans* Eltern und deren Familien. Dass Yara »nichts Gutes« (Interview Yara) in der medialen Thematisierung queerer Elternschaften erwartet und es »vielleicht auch gut so ((leicht lachend)) [ist], dass da irgendwie nicht so viel drüber geredet wird« (ebd.), zeigt auf, dass repräsentationale Sichtbarkeit nicht notwendigerweise positive Effekte hat und entmächtigend wirken können (siehe dazu Mesquita 2008; sowie Schaffer 2015). Die auch in 5.1 und 5.2 herausgearbeitete sozial vermittelte vermeintliche Unvereinbarkeit von trans* und Elternsein wird, so kann festgehalten werden, auch aus einem Zusammenspiel von fehlenden Repräsentationen, entmächtigenden Darstellungen, repronormativen Sichtbarkeitsverhältnissen und (verkörperter) (Un-)Sichtbarkeit figuriert. Daran zeigt sich zudem das komplexe Zusammenspiel von Sichtbarkeit, Anerkennung und Gewalt (Koch-Rein et al. 2020), welches sich auf die Möglichkeit auswirkt, als trans* Elter/n bzw. Familie im Sozialen »existieren« (Interview Sara) zu können, oder auch nicht.

78 Sara erzählt ferner, »von trans* lesbische[n] Personen [...] noch nie was gehört [zu haben] zu der Zeit« (Interview Sara). Mit Saras Verweis darauf, »zu der Zeit« keine positiven Vorbilder und Repräsentationen von trans* lesbischen Personen gehört zu haben, deutet sie auf die zeitliche Kontextualisierung (fehlender) medialer Repräsentationen. Sara bezieht sich in ihren Erfahrungen auf Anfang der 2000er Jahre, in denen die Sterilisationsvoraussetzung für trans* Personen im TSG noch vorgesehen war.

5.3.3 »Just speaking to people. But where do you find them? That is the question«: Vernetzung, Zugehörigkeit und Community

»I think that becoming parents has everything to do with the way in which our life is together and the community that we have.« (Interview Hank)

»Wenn ich das Gefühl hätte, dass da mehr Awareness erstens für unterschiedliche Altersgruppen wäre und zweitens auch eben für unterschiedliche Themen, dann würde ich mich vielleicht auch mehr zugehörig fühlen.« (Interview Benno)

Der Austausch und die Vernetzung mit anderen trans* und queeren Eltern werden wiederkehrend in den Interviews, sowohl von Seiten (werdender) trans* Eltern, als auch von den interviewten Beratungspersonen und Fachkräften aus dem Bereich der Geburtshilfe thematisiert. Dabei lassen sich unterschiedliche Praktiken rekonstruieren, durch die der Bedarf nach Räumen »wo Familien sich kennenlernen können [und] wo Kinder sich kennenlernen können« (Interview Beratungsperson Alex), sichtbar wird. Im Forschungsprozess konnte ich zudem auch durch meine eigene Teilnahme an Veranstaltungen, Workshops und Vorträgen nicht nur ein Interesse am Thema, sondern immer wieder auch an der Vernetzung mit anderen wahrnehmen.⁷⁹ Entsprechend widmen sich die folgenden Ausführungen Praktiken der Vernetzung im Rahmen von Elternwerdensprozessen.

Sam erzählt im Interview davon, »auf der Suche« (Interview Sam) nach Austausch gewesen zu sein:

»Ich wusste, dass es in Berlin einen trans* Mann gibt, der ein Kind geboren hat, das wusste ich vor allem durch die Presse tatsächlich, was schonmal irgendwie nicht so gut ist und ich hatte diesen Menschen gesucht in 'nem Forum und zum Glück auch gefunden. Und ich war einfach, also wir haben uns

79 So konnte ich beobachten, wie beispielsweise das Teilen von Mailadressen und Nachfragen zu Vernetzungsmöglichkeiten und Veranstaltungshinweisen bspw. im Rahmen von anschließenden Diskussionen nach Vorträgen oder Workshops einen zentralen Bestandteil der Auseinandersetzung darstellte.

dann auch als ich schwanger war mal getroffen, weil er in der Region war und haben einfach irgendwie geredet, wie das für ihn war.« (Interview Sam)

Sam erzählt von der Suche nach einem anderen trans* Mann, der ein Kind geboren hat. Dabei ist sein Vorgehen bezeichnend: Angeregt durch die mediale Berichterstattung sucht Sam im Internet nach einer Person, von der er »durch die Presse« (ebd.) erfahren hat. Sams Suche nach einer Einzelperson, von der er über die Medien erfahren hat, kann im Sinne einer Umgangsweise damit gelesen werden, keine Menschen im näheren Umfeld zu kennen, die direkter, bzw. mit weniger Aufwand hätten erreicht werden können. Sam ging es dabei darum, sich »einfach« darüber zu unterhalten, »wie das für [die andere Person] war« (ebd.) – ein »einfaches« Anliegen, das allerdings eine aufwendige Suche erfordert. Aus Sams Erzählung heraus wirken andere trans* Personen, die schwanger sind oder waren, wie nur schwer auffindbare Einzelfälle, die nur mit etwas »Glück« (ebd.) zu finden sind. Dies suggeriert, dass das Finden von anderen trans* Eltern etwas nicht Selbstverständliches darstellt und vor diesem Hintergrund eine gezielte Suche erfordert. Demnach stellte die Berichterstattung über einen anderen trans* Mann, der ein Kind geboren hat, für Sam eine Möglichkeit dar, Kontakt zu einer Person aufzunehmen und sich über dessen Erfahrungen auszutauschen. Gleichzeitig merkt Sam dazu kritisch an, dass es »schonmal irgendwie nicht so gut ist« (ebd.), von dieser Person über die Presse erfahren zu haben. So stellt die Berichterstattung über trans* Schwangerschaften etwas dahingehend Ambivalentes dar, als sie einerseits Sichtbarkeit über trans* Elternschaften ermöglicht, andererseits aber potenziell voyeuristische, bzw. spektakularisierende Repräsentationen reproduziert (vgl. 5.3.2) und mitunter die persönlichen Grenzen von betroffenen Personen in der vulnerablen Zeit von Schwangerschaft und Geburt verletzt.

Auch Lex begibt sich auf die Suche nach anderen werdenden trans* Eltern, um sich zu vernetzen. Anstatt wie Sam gezielt auf Einzelpersonen zuzugehen, besucht Lex Informationsveranstaltungen zum Thema Kinderwunsch und lernt dort andere kennen, die ebenfalls einen Kinderwunsch haben, wie im folgenden Zitat deutlich wird:

»Ich bin auch einmal zu so 'nem Wunschkindtag gegangen, wo auch explizit Schwule und Lesben eingeladen wurden, was trotzdem sehr heterolastig war und auch irgendwie insgesamt sehr strange. Also da waren halt die Ärzte dabei, die sich halt schon sehr fortschrittlich hielten und ich fand sie immer noch sehr schlecht. ((lacht leicht)) [...] Da hat auch ein Arzt geredet und

ich hab immer zwischendurch gestöhnt und Kommentare gemacht und da saßen halt die Queers neben mir, da konnte ich mich gut vernetzen. ((lacht leicht)) Das war auch irgendwie gut, um die anderen Leute kennen zu lernen. Ich dachte mir, ich informier mich einfach mal, weil manchmal kriegt man darüber ja auch so rechtliche Sachen mit, die nicht so leicht sind, auch wenn ich [den reproduktionsmedizinischen Weg] gar nicht so unbedingt wollte, aber ich dachte »naja, wer weiß wie's ist«. Ist ja trotzdem immer gut; man trifft Leute, kann sich vernetzen. Und da hab' ich auch andere Leute kennen gelernt, die halt trans* sind und Eltern werden wollen oder jetzt Co-Eltern geworden sind und kenn' die halt auch noch von so zu Sachen hingehen und mal stören und reinrufen. Dann weiß man halt wer zu einem gehört ((lacht)) so, weil es sich dann doch oft sammelt.« (Interview Lex)

Die von Lex aufgesuchte Veranstaltung, so wird im obigen Interviewausschnitt deutlich, ist nicht direkt auf das ausgerichtet, was Lex sucht. Als nichtbinäre trans* Person, die auf der Suche nach einer Co-Elternschaftskonstellation und Samenspende ist, war die reproduktionsmedizinisch ausgerichtete Veranstaltung, die explizit schwule und lesbische Menschen angesprochen hatte, nur begrenzt hilfreich.⁸⁰ Stattdessen findet sich Lex mit anderen »Queers« zusammen, die ebenfalls nicht ins »heterolastig[e]« Zielpublikum der Veranstaltung passen. Ausgehend davon, seinen_ihren Unmut laut kundzutun (»mal stören und reinrufen«), eröffnete sich eine Gelegenheit, um herauszufinden »wer zu einem gehört« (ebd.) und sich zu vernetzen. Dass Lex, wie auch die anderen, mit denen sich Lex vernetzt, eine Veranstaltung besuchen, die nicht explizit ihren Wünschen entspricht, verweist zunächst auf ein mangelndes Angebot von Veranstaltungen und Informationsplattformen für trans* und queere Menschen, die sich nicht oder nicht nur unter dem Label cis-schwuler oder lesbischer Elternschaft verorten und abseits gängiger Routen Elternschaftskonstellationen anstreben. Deutlich wird ebenfalls anhand von Lex' Zitat eine Kritik an Ärzt_innen, die sich für »sehr fortschrittlich« (Interview Lex) halten, sowie auch am (reproduktions-)medizinischen Setting, das durch die cis- und

80 Obwohl Lex »das gar nicht so unbedingt wollte« (Interview Lex), einen reprodmedizinischen Weg einzuschlagen, war es Lex' Anliegen, dennoch ggf. hilfreiche Informationen zur rechtlichen Lage queerer (werdender) Eltern zu bekommen. Gleichzeitig kritisiert Lex die Veranstaltung wegen »d[er] ganze[n] Vermarktungssache«, die »richtig krass [die] Sehnsücht[e] sag ich mal für Kapital ausbeutet« (ebd.) und verweist damit auf die Kapitalisierungs- und Verwertungslogiken des reproduktionsmedizinischen Settings (vgl. dazu Mamo 2008).

heteronormative Ausrichtung trans*_queere Personen mit Kinderwunsch jenseits des paarförmigen Settings ausschließt. Ebenso wie Sams gezielte Suche, kann Lex' indirekte Kontaktaufnahme mit anderen queeren Menschen mit Kinderwunsch als bewusste und kreative Suchbewegung mit dem Ziel der Vernetzung verstanden werden. Rekonstruiert werden kann zudem, wie dabei informelle, selbstorganisierte Wege des Kontakte-Knüpferns bestritten werden. So erlangen informelle Vernetzungsstrategien dann eine besondere Bedeutung, wenn andere Begegnungsräume fehlen, der Zugang zu diesen erschwert ist oder dieser gar verwehrt wird, was sich im folgenden Zitat von Lex zeigt:

»Das war immer ganz bestärkend bei der Vernetzung, weil es dann halt irgendwie doch so ist, es gibt viele Leute, die es versuchen, es gibt immer wieder gleiche Hürden. Man kann sich irgendwie so rechtlich unterstützen, weil zu den klassischen Beratungsstellen brauche ich halt meistens gar nicht gehen als trans* Person, das trifft nicht auf mich zu oder ich hab' dann das Gefühl, ich muss denen alles erklären aber ich krieg' gar nicht die Information, die ich eigentlich bräuchte.« (Interview Lex)

Die Antizipation, bei bestehenden Einrichtungen wie Beratungsstellen nicht ohne Weiteres die benötigte Unterstützung zu erfahren (vgl. Rewald 2019: 195), führt dazu, dass Lex bewusst auf diese verzichtet. Vor diesem Hintergrund betont Lex die Bedeutung dessen, sich mit anderen zu vernetzen, »die es versuchen« (Interview Lex). Lex beschreibt dies als unterstützende Praxis, die unter anderem Erfahrungswissen und rechtlichen Support bietet. Neben dem Bedarf an Informationen sowie Unterstützung in Hinblick auf Recht (vgl. 5.1), zeigt Lex' Zitat auf, wie die Vernetzung mit anderen (werdenden) trans* Eltern vor dem Hintergrund institutionell bedingter und wiederkehrender Herausforderungen (»es gibt immer wieder gleiche Hürden«, ebd.), eine besondere Relevanz erfährt (vgl. 5.3.1). Die unterschiedlichen Suchbewegungen, um mit anderen (werdenden) trans* Eltern Kontakt aufzunehmen und sich zu vernetzen, können demnach als Umgangsweisen mit der hetero- und cisnormativen Ausrichtung von Wissen, Einrichtungen und institutionalisierten Angeboten für werdende Eltern eingeordnet werden. Betty bringt eine dabei nicht ohne Weiteres einfach zu beantwortende Frage im Interview auf den Punkt: »Just speaking to people. But where do you find them? That is the question« (Interview Betty). Die bisherigen Rekonstruktionen haben anschließend an Betty's Zitat diesbezüglich gezeigt, wie der Kontakt zu und der Austausch mit ande-

ren trans* Eltern vor dem Hintergrund fehlender etablierter Wege und Orte der Vernetzung nicht selbstverständlich ist und navigiert werden muss.

Die weitere Auseinandersetzung mit dem Material zeigt auf, dass es bei dem Kontakt zu und der Vernetzung mit anderen trans* Eltern darum geht, Fragen an »Leute, [...] die halt schon so leben« (Interview Lex) stellen zu können, sowie »um sich Ideen zu holen und dann ja sowieso selbst weiter zu stricken an dem, was Elternsein und Familiensein heißen kann« (Interview Beratungsperson Kris). So wird der Austausch zur Frage, wie andere Eltern geworden sind und mit den Herausforderungen ihres Alltags umgehen, als Ressource sichtbar, um eigene Elternwerdensprozesse zu antizipieren und selbst »zusammenzubasteln« (Interview Sam). Kris erzählt diesbezüglich aus der eigenen Beratungstätigkeit mit dem Schwerpunkt der Beratung von trans*, nicht-binären und queeren Menschen mit Kinderwunsch:

»Ganz viel möchten Personen, die hier her kommen einfach nur – ich sag jetzt im weitesten Sinne – Geschichten hören. *Geschichten*, wie *andere* das machen oder schon getan haben und was es für Role Models quasi gibt und um ein Gefühl dafür zu bekommen, wie haben andere das schonmal gemacht.« (Interview Beratungsperson Kris)

Um eigene Wege des Elternwerdens auszuloten, werden im obigen Zitat »Geschichten, wie andere das machen oder getan haben« als bedeutend markiert. Mögliche Wege des Elternwerdens für sich selbst denk- und umsetzbar zu machen, wird daran anschließend als etwas thematisiert, das sich im Austausch mit anderen, die schon Eltern geworden sind konkretisiert. Rekonstruiert werden kann dabei, wie vor dem Hintergrund des Fehlens positiver bzw. nicht-spektakularisierender oder problematisierender Repräsentationen von trans* Elternschaften (vgl. 5.3.2) das Teilen von Erfahrungen bezüglich Elternwerden eine besondere Relevanz erlangt. Kris führt dazu aus:

»Meistens, wie soll ich sagen, die Beratungstermine werden auch nie abgesagt ((schmunzelt)) also [...] bei Kinderwunschberatung. Die Leute kommen *immer*, wirklich *immer*. [...] Und für mich spiegelt sich darin schon auch was wider – ein großer Wunsch Eltern zu werden, aber auch ein großer Wunsch nach 'nem Raum, sich überhaupt mal darüber austauschen zu können, wie Wege sein können, wie Praktiken sein können.« (Interview Beratungsperson Kris)

Vor dem Hintergrund, dass es, wie bereits in 5.3.2 herausgearbeitet, »verhältnismäßig wenig Literatur, verhältnismäßig wenig Filme und Serien oder Menschen in der Umgebung gibt« (Interview Beratungsperson Kris), verweist Kris im obigen Zitat auf ein großes Interesse daran, das spezifisch auf trans*_queeren Kinderwunsch ausgerichtete Beratungsangebot wahrzunehmen, worin sich der »groß[e] Wunsch nach 'nem Raum [widerspiegelt] sich überhaupt mal darüber austauschen zu können«, um sehen zu können, »wie Wege« und »Praktiken sein können« (ebd.). Damit zusammenhängend zeigt sich der Austausch mit anderen anhand des Materials auch als bedeutsam, um (besser) einschätzen zu können »was auf einen zukommt« (Interview Sam), um mögliche Probleme und Herausforderungen antizipieren zu können und sich darauf einzustellen, so Sam.⁸¹ Darüber hinaus wird der Austausch und die Vernetzung mit anderen (werdenden) trans* Eltern dahingehend bedeutsam, um Wissen zu erlangen, das andernorts nicht existiert oder nur schwer zugänglich ist. Lex erzählt etwa, sich »viel ausgetauscht [und] vernetzt« (Interview Lex) zu haben, um praktische Tipps zum Thema Samenspende_innensuche und Selbstinsmination zu bekommen. Dazu erzählt Lex, dass es sich mitunter um »nicht so unkompliziertes Wissen« handelt, welches »man ja erstmal auch rausfinden [muss]« (ebd.). So geht es darum, ein *spezifisches* Erfahrungswissen zu bekommen, das beispielsweise in der Regel nicht durch die Beratung durch Ärzt_innen erlangt werden kann. So ist das verbreitete Wissen rund um Reproduktion, Schwangerschaft und Elternschaft, wie bereits in 5.2.1 herausgearbeitet, in der Regel auf cis- und heteronormative Körper und Konstellationen ausgerichtet und entspricht daher nicht ohne Weiteres den Bedarfen von trans* und queeren Konstellationen. Dies spiegelt sich nicht zuletzt in Praktiken community-basierter Vernetzung wider, wie etwa auf Social Media, durch die spezifisches Wissen und Erfahrungen geteilt werden (vgl. cárdenas 2016). So beschreibt Meg ausgehend von ihrer Tätigkeit als freischaffende Doula, dass beispielsweise Facebook-Gruppen, die spezifisch auf das Thema trans* Elternschaft ausgerichtet sind, ihre Hauptquelle zur Beschaffung und Aneignung von Wissen für ihre Betreuung von trans*

81 Auch für Lex war in der Zeit der Suche nach einer Co-Elternschaftskonstellation und Samenspende der Austausch mit anderen deswegen wichtig, um Hinweise zu möglichen Problemen und Herausforderungen zu bekommen. So hat Lex beispielsweise den Hinweis bekommen, dass es sein kann, erstmal viele Absagen in der Suche nach einer Samenspende zu bekommen, woraufhin Lex im Interview teilte, »sehr dankbar [zu sein] für den Hinweis, weil da konnte ich mich drauf einstellen«. (Interview Lex)

und queeren Personen darstellt. Meg benennt, dass der community-basierte Austausch auf Social Media eine besondere Relevanz hat (»that's like a big thing«, Interview Doula Meg) und führt im Interview dazu näher aus:

»In the group there's a lot of folks in there that write ›ah I wanna do this, how do I do it?‹ or ›what's worked best for everyone?‹ and then people will share their experiences and will ask more specific questions about ›ok, I'm taking this hormone, how does this interact with potentially trying to lactate?‹ [...] and these types of tips are shared there often, as well as like ›hey I'm really pissed off it's not working‹ and then people will be like ›sorry‹ and ›I've had that same experience and let me know if you wanna talk‹, that sort of thing comes up a lot too. It's a really beautiful community of folks across the world, who've never met before, that's really nice.« (Interview Doula Meg)

Aus Megs Perspektive ist der Austausch, beispielhaft anhand der von ihr beschriebenen Facebook-Gruppe, dahingehend bedeutsam, um spezifische Erfahrungswerte und Tipps zu erhalten. Als Beispiel benennt Meg Erfahrungen dahingehend, was »am besten funktioniert hat« (Interview Doula Meg, Übers. JS) in Hinblick auf das Zusammenspiel von Hormonen und Laktation oder die Verwendung bestimmter Artefakte für Inseminationszwecke.⁸² Darüber hinaus wird der Austausch in der Gruppe auch im Sinne einer Support-Struktur sichtbar, die dadurch hergestellt wird, dass belastende Aspekte geäußert werden können und ihnen mit Verständnis und Gesprächsangeboten begegnet wird. Im Zusammenhang mit dem Aspekt der gegenseitigen Unterstützung markiert Meg die Social-Media-Gruppe als besonders und schreibt ihr die Eigenschaft einer Community zu (»really beautiful community«, Interview Doula Meg). Diese Besondersmarkierung des gegenseitigen Supports kann dahingehend verstanden werden, dass es um mehr als nur den Austausch von Wissen geht und vielmehr über bestehende Hürden und Differenzen hinweg (u.a. geografischer Art), gegenseitiges Verständnis und Support füreinander geleistet wird (vgl. cárdenas 2016).⁸³ Diesen unterstützenden Faktor infor-

82 Meg verweist dazu im Interview auf den Austausch über »certain products that we're best for some people«, und benennt als Beispiele Artefakte wie Menstruationscups und unterschiedliche Gleitgele, die zur Überlebensfähigkeit von Spermien beitragen (Interview Doula Meg).

83 Hoskin und Earl beschreiben, wie in community-basierten Medien, in denen die Inhalte von und für trans* und queere Personen gestaltet werden, Möglichkeiten geschaffen werden, dass sich Menschen international austauschen und diverse Erfahrungen tei-

meller Netzwerke benennt Lex auch in Bezug auf die Vernetzung jenseits des virtuellen Raums, etwa durch eine »nette lose Gruppe«, durch die es für Lex »relativ leicht war, noch andere Leute kennen zu lernen oder auch Freunde auch für Konstellationssuche, aber auch einfach [um] Wissensaustausch, Bestätigung und Unterstützung« zu erfahren (Interview Lex).⁸⁴

Community gewinnt demnach eine besondere Relevanz, um Austausch im Lichte fehlender Repräsentationen (vgl. 5.3.2) und existierender Barrieren zu anderen »Eltern-Kind-Räumen« (vgl. 5.3.1) zu haben sowie um praktisches (Erfahrungs-)Wissen zu erlangen und Zugehörigkeit zu erfahren. So wurde etwa vielfach im Kontakt mit den Interviewpartner_innen die Bedeutung dessen hervorgehoben, »dass man einfach weiß, man ist nicht alleine« (Interview Gustav). Sam erzählt beispielsweise darüber hinaus auch, dass es für ihn »super wichtig [war] zu wissen, ok, mein Kind ist auch nicht alleine« (Interview Sam) und führt diesen Punkt weiter aus:

»Zu wissen, wenn mein Kind irgendwann älter wird [...] hab' ich Menschen, die kann ich besuchen und dann hat mein Kind Kontakt; kann mein Kind Kontakt zu anderen Kindern haben, deren Eltern ähnlich sind oder die halt ähnlich entstanden sind. Also ja auch, um zu wissen, dass meine *Kinder* nicht alleine sind damit, nicht alleine so komische Sachen machen. Das war mir ziemlich wichtig, darüber hab' ich mir ziemlich viele Gedanken gemacht, wie das für [...] das Kind wird [und] ob man einem Kind das zumuten kann, es in so 'ne Familienkonstellation zu bringen, wo man *weiß*, dass unsere Gesellschaft nicht so queerfreundlich ist häufig.« (Interview Sam)

Der Kontakt zu anderen trans* Familien wird von Sam als etwas thematisiert, das bewirkt, dass sein Kind in einer »Gesellschaft, [die] nicht so queerfreundlich ist«, »nicht alleine« ist (ebd.). Die fehlende Selbstverständlichkeit, Aus-

len können. Wichtigerweise bieten jene Plattformen Möglichkeiten, ihre spezifischen Erfahrungen entlang unterschiedlicher Identitäten (wie *Race*, *Be_hinderung*, sozialer Schicht, Sexualität und Bildung) zu teilen und zu vielfältigen Repräsentationen beizutragen (Hoskin/Earl 2021: 722).

- 84 An dieser Stelle kann auch die Netzwerkarbeit von »Mitstreiter_innen«, wie Beratungspersonen angeknüpft werden. So erzählt beispielsweise Kris aus der eigenen Beratungstätigkeit: »aber ich glaub das ist so ein Ziel von mir auch nochmal mehr zu wissen, welche Kliniken kommen in Frage; [...] also da wirklich ein Netzwerk aufzubauen, um zu wissen zu wem schickt man Menschen. [...] Das ist ja was, was in den anderen Bereichen schon lange läuft, wo ich merke, da müssen wir einfach auch ein Netzwerk schaffen.« (Interview Beratungsperson Kris)

tausch im sozialen Umfeld zu haben, wird damit zu einem Thema, das nicht nur trans* Eltern, sondern auch deren Kinder betreffen kann (vgl. 5.3.2). Für Sam stellt dies einen Beweggrund dar, sich mit Blick auf die Zukunft seines Kindes mit anderen trans* Eltern zu vernetzen und dafür zu sorgen, dass sein Kind mit anderen Kindern Kontakt aufnehmen kann, »die halt ähnlich entstanden sind« bzw. »deren Eltern ähnlich sind« (Interview Sam). Kontakt und Austauschmöglichkeiten zu haben, zeigt sich ausgehend von Sams Ausführungen im Sinne einer (zukünftigen) Ressource seines Kindes, um Herausforderungen zu bewältigen, die damit einhergehen »so komische Sachen [zu] machen« (ebd.). Sam gibt mit dieser ironischen Aussage zu verstehen, dass es spezifische Ressourcen und Unterstützung braucht, um als ›anders‹ figurierte Familie bzw. als Kind einer trans* Familie in einer cis- und repronormativen Gesellschaft zu leben. So fügt Sam hinzu, dass für ihn »der Hauptpunkt, [...] der [ihm] wichtig war«, darin bestand, »dafür zu sorgen, dass [sein Kind] zumindest irgendwie Austausch hat und 'ne starke Persönlichkeit entwickeln kann, um damit umzugehen« (Interview Sam). Die Herstellungsleistung (zukünftiger) Community wird so im Sinne einer vorausschauenden und strategischen Praxis sichtbar, die zukünftige Strukturen sozialer Zugehörigkeit für Eltern und Kinder und damit einhergehend auch Ressourcen im Umgang mit spezifischen Herausforderungen und gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen schafft. Angebunden werden kann dies an die generelle Bedeutung von community-basierten Care- und Supportstrukturen für trans* und queere Menschen, die bereits vielfach im Rahmen aktivistisch-wissenschaftlicher Auseinandersetzungen herausgestellt wurde (Appenroth/Castro Varela do Mar, María 2019; Seeck 2021). So erweisen sich unterstützende Umfelder als wichtig dahingehend, um alltägliche Veränderungs- und Diskriminierungserfahrungen zu bewältigen und Zugehörigkeit zu erfahren.⁸⁵ In Hinblick auf spezifische Herausforderungen, denen trans* Personen bezogen auf Elternschaft und Familie begegnen (vgl. 5.1, 5.2, 5.3.1 und 5.3.2), erhalten Praktiken der Herstellung eines unterstützenden Umfeldes eine besondere Bedeutung: zum einen, um cis- und repronormative Hürden und Herausforderungen zu bewältigen und zum anderen auch, um Elternwerden überhaupt als etwas Umsetzbares zu imaginieren. Dies veranschaulicht auch Kris ausgehend von der Beratungstätigkeit, zu der häufig von Klient_innen rückgemeldet wird, »dass

85 Vgl. dazu Projekte wie ›We are village‹ in Berlin (<https://wearevillage.org/>) und anderen Initiativen, die zum Ziel haben, Isolierungserfahrungen von trans* und queeren Menschen entgegen zu wirken.

dafür der Raum irgendwie gut war, um eigentlich im Endeffekt eher Mut zu machen ((leichtes Lachen))« (Interview Beratungsperson Kris). Kris formuliert treffend, dass der Austausch und die Vernetzung dahingehend produktiv sein kann, um Elternwerden als (reale) Möglichkeit zu verstehen und umzusetzen, bzw. um »das Gefühl zu bekommen es ist nicht unmöglich, es gibt irgendwie 'nen Weg« (ebd.). So erfährt die Communitybildung mit anderen trans* Eltern vor dem Hintergrund spezifischer repronormativer Hürden eine zentrale und »empowernde« (ebd.) Bedeutung, um eine weniger verunsichernde und eröffnende Perspektive auf die eigene Elternschaft einzunehmen (vgl. Bundesverband Trans* 2021a: 34). Community-basierte Vernetzungspraktiken können daran anschließend als kollektive und kreative Suchbewegungen verstanden werden, die Elternschaft auf einer sozialen, wissens- und repräsentationsbezogenen sowie auch emotionalen Ebene sicht-, thematisier-, imaginier- und umsetzbar machen.

Der Zugang zu Community und Zugehörigkeit, so zeigt sich in der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material, stellt jedoch keine Selbstverständlichkeit dar bzw. wird mitunter auf sehr unterschiedliche Weise erfahren. Benno erzählt beispielsweise, in der Anfangszeit des Elternseins, »richtig richtig dringend [...] Austausch gebraucht« und »ganz doll gesucht«, diesen allerdings »tatsächlich nicht gefunden« (Interview Benno) zu haben. Benno führt dazu aus »immer irgendwie noch anders« (ebd.) als die anderen Eltern gewesen zu sein und erzählt, als Elternkonstellation »immer *super* doll aufgefallen [zu sein] in allen Zusammenhängen in denen [sie] dann waren« (ebd.). Als trans*_queere Mehreltern-Pflegefamilie sind sie unter den anderen Pflegefamilien durch ihr »sehr queer« Sein⁸⁶ aufgefallen, wohingegen sie unter den anderen trans*_queeren Familien, die sie trafen, immer die einzige Pflegefamilie waren. Benno beschreibt, wie dies deren Konstellation »immer sehr zu den anderen gemacht [hat]« und sie sich »sehr alleine gefühlt haben ganz viel und Erfahrungen nicht teilen konnten« (Interview Benno).⁸⁷ In Hinblick auf

86 Benno erläutert dazu: »also ich würde uns als Beziehungskonstellation schon einfach als sehr queer einordnen und zwar queer im Sinne von ja auch so politisch queer, also im Sinne von ja wir sind polyamorös, wir haben ein bestimmtes Bild von Familie und Beziehung und wir haben jetzt nicht so'n Wunsch so'n heteronormativen oder homonormativen Lebensweg zu gehen.« (Interview Benno)

87 Benno führt im Interview dazu weiter aus: »das war dann immer so, ja die Pflegeeltern sind eigentlich fast alle *weiß*, fast alle hetero, die queeren Pflegeeltern sind fast ausschließlich *weiß* und sehr viele von denen sind eh damals verpartnert, jetzt wahrscheinlich verheiratet« (Interview Benno).

den Kontakt mit anderen trans* Eltern hat der Aspekt, Pflegefamilie zu sein, in der Erfahrung von Benno eine »ganz ganz große Grenze [...] aufgemacht« (Interview Benno).

So haben, obwohl Benno zwar »sehr viele tolle trans* Eltern kennen gelernt« (ebd.) hat, »Anknüpfungspunkte« auch dadurch gefehlt, dass Bennos Kind »altersmäßig [...] komplett rausgefallen« (ebd.) ist. Benno verweist damit darauf, dass die anderen Eltern Kinder hatten, die um einige Jahre jünger waren. Beispielsweise waren trans* Familien-Treffs, die am Spielplatz stattfanden, kein passendes Format für Bennos Familie, um sich mit anderen zu vernetzen und auszutauschen. Benno reflektiert, »Pech« gehabt zu haben, dass ihre Familie »einfach zum falschen Zeitpunkt entstanden« (ebd.) ist, da in der Zeit, als Benno Pflegeelter eines bereits älteren Kindes geworden ist, die anderen trans* Eltern in Bennos Umfeld alle erst seit wenigen Jahren Eltern waren.⁸⁸ Neben dem Altersaspekt erzählt Benno, auch aufgrund der Realität als Pflegefamilie »aus sehr vielen so queer Codes einfach raus[ge]fallen« (Interview Benno) zu sein, die sich aus der Unterschiedlichkeit der sozialen Herkunft und Sozialisation des Pflegekinds im Gegensatz zu den Kindern aus den trans* Eltern-Communities ergaben. Unter anderem benennt Benno in diesem Zusammenhang die heteronormative Sozialisation dessen Pflegekinds und »Bilde[r] über Geschlechter, [...] die [das Kind] eben mitgebracht hat aus [der] Herkunftsfamilie, die auch ständig aktualisiert werden« (ebd.). Die Tatsache, sich vor diesem Hintergrund innerhalb der eigenen Familie beispielsweise mit »toxischer Maskulinität«, »Heteronormativität« und »Trans*- und Queerfeindlichkeit« (ebd.) auseinanderzusetzen, waren, so Benno, Aspekte, mit denen Bennos Familie »dealen« musste, von denen sie jedoch anderen trans* Familien gegenüber nicht erzählen wollten, bzw. nicht das Gefühl hatten, sie erzählen zu können:

»Da hab' ich häufig gemerkt, dass ich das gar nicht erzählen mag, also dass ich das gar nicht erzählen *kann*, was eigentlich bei uns in der Familie eher Thema ist. Natürlich muss ich da selbst auch irgendwie mit umgehen, was da eigentlich für'n Film bei mir läuft. Aber dass ich häufig so innerhalb von queeren Kontexten das Gefühl hab', da scheiter' ich oder da hab' ich versagt.

88 Den Altersunterschied unter den Kindern bringt Benno im Interview damit in Verbindung, »welche rechtlichen Veränderungen es eigentlich gerade so in der queer Community gibt« (Interview Benno), womit der Bezug zu den erst kürzlich durch die Aufhebung der Zwangssterilisationen im TSG möglich gewordenen leiblichen Elternschaften von trans* Personen hergestellt werden kann.

Also unsere Familie, die entspricht irgendwie so 'nem bestimmten queeren Konsens nicht.« (Interview Benno)

Benno erzählt im obigen Zitat, einem »bestimmten queeren Konsens« nicht zu entsprechen und das Gefühl gehabt zu haben, zu »scheiter[n]« bzw. zu »versag[en]«. Ausgehend von dem Einblick in Bennos Perspektive wird die Schwierigkeit, an trans* Eltern-Communities Anschluss und Zugehörigkeit zu finden, als etwas sichtbar, das mit der communityspezifischen Verhandlung von Themen und Ansprüchen zusammenhängt. So findet die Thematisierung von Heteronormativität sowie Trans*- und Queerfeindlichkeit in der eigenen Familie im Rahmen anderer trans*_queerer Familiensettings in der Wahrnehmung von Benno kaum statt. Benno reflektiert diesen Umstand dahingehend, dass mit der Herstellung einer trans* Familie oftmals einhergeht, »einen sehr perfektionistischen Anspruch auch an sich selbst und an die eigene Familienkonstellation zu haben« (Interview Benno), was unter anderem nach sich zieht, dass trans*_queere Communities eine sehr »heile« und »perfekte« (ebd.) Vorstellung von Familie transportieren. Im Gegensatz dazu werden im Pflegekontext in der Regel Familien aus ganz unterschiedlichen Zusammenhängen zusammengebracht, womit, wie im Fall von Benno, einhergehen kann, auch »schwierige« Themen innerhalb der eigenen Familie verhandeln zu müssen. Benno erläutert dazu:

»So wie ich queere und trans* Familien erlebe – das meine ich halt mit 'nem sehr großen Wohlwollen und sehr liebevollen Erziehung – ist das halt mit 'nem sehr großen Wunsch danach, irgendwie in so 'nem gesellschaftlichen Bild 'ne gute Familie zu sein und 'ne kinderfreundliche Familie zu sein. Das führt aber eben auch dazu, dass es ein sehr heiles Aufwachsen gibt, teilweise, und dass bestimmte traumatische Aspekte innerhalb von Familie da nicht gesehen werden oder dass sie vorkommen können, auch in queeren Kontexten, dass das nicht verstanden wird.« (Interview Benno)

Bennos Wahrnehmung dessen, dass trans* und queere Familien einen »sehr große[n] Wunsch« haben, eine »gute« und »kinderfreundliche Familie« zu repräsentieren, kann in Bezug zur rechtlich, institutionell und sozial vermittelten Infragestellung von trans* Elternschaften gesetzt werden (vgl. 5.1, 5.2 sowie 5.3.1, 5.3.2). Von der Norm der biologischen, cis-heterosexuellen Kleinfamilie abzuweichen, bedeutet, besonderen Legitimierungsanforderungen gegenüberzustehen und Normalisierungsstrategien zu praktizieren, um

(zumindest partielle) Anerkennung, Teilhabe und Zugehörigkeit zu erfahren (vgl. Klappeer 2021). Dies wird auch an weiteren Stellen des Interviewmaterials deutlich, etwa daran, dass Lex als alleinerziehende trans* Person, die mit einer Be_hinderung lebt, von dem Eindruck erzählt, »immer alles extra perfekt machen zu müssen« und dies als ein »sehr trans* spezifisches Problem« (Interview Lex) wahrnimmt:

»Dann bist du trans* und machst irgendwelche Sachen und wirst kritischer angeguckt. Oder oft ist es ja so ein Ideal dann, oder so ein Gefühl dann bei mir, es besser machen zu müssen, um einfach nur gleichwertig anerkannt zu werden. Das ist halt ein anderer Fokus, als auf hetero Eltern. Ja ok, die schreien sich an und die ficken ab oder die schlagen das Kind, das ist irgendwie was anderes, als wenn es trans* Eltern machen würden, die gleiche Handlung. Also das ist in keiner Konstellation ok, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass bei trans* Eltern einfach das trans* Sein daran schuld wäre, obwohl es damit gar nichts zu tun hat, sondern einfach die Gewalt, die ausgeübt wird nicht ok ist. Und das ist halt auch mit allen möglichen anderen Themen so.« (Interview Lex)

Anhand von Lex' »Gefühl [...], es besser machen zu müssen«, wird die Internalisierung der Abwertung von trans* Elternschaften sichtbar.⁸⁹ Wissend um die Tatsache, als trans* Person »kritischer angeguckt« zu werden, wird die Repräsentation *besonders* »guter« Eltern als eine internalisierte Antwort auf die Cis- und Heteronormalisierung von Familie sichtbar (vgl. Teschlade et al. 2025b).⁹⁰ Die Bedeutung dessen, »es besser machen zu müssen, um einfach nur gleichwertig anerkannt zu werden«, bzw. eine besonders »gute« oder »heile Familie« (Interview Benno) zu sein, kann demnach als ein strategischer Umgang mit der gesellschaftlichen Imagination gedeutet werden, dass queere und insbesondere trans* Menschen nicht diejenigen sind, die Kinder bekom-

89 Zum Konzept der »internalisierten trans* Unterdrückung« und dem diesbezüglichen Stand der Forschung siehe Hornstein (2021).

90 Dies kann auch mit Bezug auf den Diskurs um das »Kindeswohl« illustriert werden, mittels dessen trans* Personen erschwert wird, Adoptiv- oder Pflegeeltern zu werden und sich u.a. anhand von Bennos Situation illustrieren lässt: So erzählt Benno, dass ihnen von Seiten der Jugendamtsmitarbeiterin sehr deutlich gemacht wurde, dass es eine Ausnahme war, dass sie als trans* queere Mehrelternkonstellation überhaupt Pflegeeltern geworden sind.

men sollen.⁹¹ Daran anschließend kann die Herstellung ›nuklearer‹ Familien im Sinne einer Strategie verstanden werden, die die Möglichkeit, als Familie existieren zu können, erleichtern oder eröffnen kann. So sieht auch Benno in der Herstellung ›leiblichere[r]‹ (Interview Benno) Familien im Rahmen der trans* Community die Möglichkeit für Personen, einen gewissen ›safer space Familie‹ (ebd.) zu gewährleisten, also einen familialen Raum herzustellen, ›in dem andere Regeln herrschen, in dem anders über bestimmte Sachen gesprochen werden kann, in dem auch 'ne andere Sprache existiert‹ (ebd., vgl. Mader 2023). Die Voraussetzung von Pflegekonstellationen, sich demgegenüber in weniger nuklearen Familiensettings auf ganz andere und unter Umständen cis-heteronormative Familienkontexte einzulassen steht dazu in Kontrast. Auch der grundsätzlich bei Pflege relevante Aspekt, dass Pflegekinder an einem bestimmten Punkt zurück in die Herkunftsfamilie gehen können, kann als ein Verunsicherungsfaktor erlebt werden, der in Relation zu den Anfechtungen von Elternrechten von trans* und queeren Personen mit zur Entscheidung beitragen kann, ›leiblichere‹ Familien herzustellen. Die Vorstell- und Umsetzbarkeit von leiblichen trans* Elternschaften stellt einerseits vor dem Hintergrund der jahrzehntelangen Verunmöglichung durch das TSG ein lange erkämpftes Recht reproduktiver Selbstbestimmung dar. Andererseits, so wird in der genaueren Betrachtung von Bennos Perspektive deutlich, geraten durch einen gewissen Fokus auf die Herstellung von leiblichen Elternschaften im Rahmen von trans* Eltern-Communities Themen, die *andere* bzw. *differente* Erzählungen und Formen von Familie betreffen, aus dem Blick.

Der tiefere Einblick in die Erfahrung von Benno zeigt auf, wie die Frage, was sag- und thematisierbar ist und wer als zugehörig figuriert wird (und wer nicht), eng mit komplexen gesellschaftlichen Anforderungen sowie damit verstrickten community-relevanten Ansprüchen verstrickt ist. So kann der Anschluss an Community und Zugehörigkeit durch unterschiedliche Lebensrealitäten entlang sozialer Herkunft, Familienform und gemessen an Formen von ›queerem Konsens‹ (Interview Benno) erschwert sein. Entsprechend verweist die ›Grenze, die [Benno] häufig gespürt‹ (ebd.) hat, auf die soziale und diskursive Verhandlung von Zugehörigkeit, die bestimmte Eltern als ›gut‹, ›geeignet‹

91 Für mehrere der interviewten (werdenden) Eltern gewinnt die Anforderung, eine ›besonders gute‹ Familie zu repräsentieren, dadurch eine besondere Relevanz, mit einer oder mehreren Be_hinderungen zu leben bzw. in einer ableistischen Gesellschaft be_hindert zu werden.

oder zugehörig figuriert und durch die die Angebundenheit für andere dagegen erschwert wird. Daran anschließend werden repronormative Grenzen im Rahmen von trans* Eltern-Communities mitunter re-aktualisiert (vgl. Duggan 2002; Klappeer 2021). Angesichts dessen zeigt sich, wie sich die normative Anforderung, jenseits cis-heteronormativer Modelle eine besonders ›anererkennungswürdige‹ Familie zu sein, nicht zuletzt auch in community-basierte Diskurse einschreibt. Vor diesem Hintergrund können Herstellungspraktiken von Community einerseits im Sinne bedeutsamer Strategien verstanden werden, um cis- und heteronormative Anforderungen und Ausschlüsse zu navigieren, die (paradoxiertweise) aber auch aktualisiert bzw. reproduziert werden. Ausgehend von den obigen Rekonstruktionen zeigt sich entsprechend, dass das ›anders Elternsein‹ nicht nur entlang einer Unterscheidung zwischen heteronormativen und queeren Familien verläuft, sondern ebenfalls innerhalb eines trans*_queeren Spektrums erfahren wird.

5.3.4 Zwischenfazit

In diesem Kapitel wurden Aspekte zu sozialer Teilhabe, Sichtbarkeit und Zugehörigkeit an der Schnittstelle von trans* Sein und Elternwerden bzw. Elternsein in den Blick gerückt. Herausgearbeitet wurde zunächst in 5.3.1, wie der Zugang zu sozialen Räumen, in denen das Elternsein auf besondere Weise im Fokus steht, für (werdende) trans* und nichtbinäre Eltern erschwert sein kann. Gezeigt hat sich dabei, wie im Rahmen von nachbarschaftlichen Elternaktivitäten und in sogenannten ›Eltern-Kind-Räumen‹ Tätigkeiten, Gegenstände, sowie verkörperte Subjekte repronormativ kodiert werden. Deutlich wurde, wie Elternschaft durch die Handlungsvollzüge multipler menschlicher Akteur_innen, wie Nachbar_innen, Kitamitarbeitenden, anderen Eltern und Kindern und in Verflechtung mit binär-geschlechtlich kodierten Räumen und Artefakten, eine spezifisch vergeschlechtlichte Bedeutung erlangt. Durch die Konfigurierung sozialer Teilhabe gemäß cis- und repronormativer Koppelungen wird trans*- und Elternsein als etwas Gegensätzliches, bzw. nicht Vereinbares figuriert. Das empirische Material zeigt, wie es dadurch dazu kommt, dass einerseits die geschlechtliche Identität sowie andererseits der Elternschaftsstatus von Menschen im Kontext sozialer Räume infrage gestellt oder gar abgesprochen wird. Normative Elternkonstellationen und binär gedachte Sorgeverhältnisse werden demnach mitgedacht, während andere ausgeschlossen werden (vgl. 5.3.1). So zeigt das empirische Material in diesem Zusammenhang auf, dass (werdende) trans* und nicht-

binäre Eltern isolierende Erfahrungen an der Schnittstelle von Eltern- und trans* Sein machen. Isolierungserfahrungen werden dabei von multiplen Ungleichheitsaspekten sowie weiteren marginalisierenden Faktoren wie Klasse und Armut, *Race* und Behinderung verstärkt (vgl. Haines et al. 2014: 239). Der Zugang zu spezifischen Räumen und sozialer Teilhabe wird für viele trans* und nichtbinäre (werdende) Eltern erschwert oder gar verunmöglicht.

In 5.3.2 wurde daran anschließend deutlich, wie Repronormativität auf der Ebene von Sichtbarkeit für (werdende) trans* und nichtbinäre Eltern relevant gemacht und auf unterschiedliche Weise verhandelt wird. Dabei wurden Bedeutungsfacetten und Ambivalenzen in Hinblick darauf, als trans* Familie in verschiedenen sozialen Kontexten sichtbar zu sein, herausgearbeitet. Ausgehend von der Erfahrung, auf die Entstehung der eigenen Kinder angesprochen zu werden, konnte ich zunächst rekonstruieren, wie Elternwerden repronormativ kodiert und bedeutsam gemacht wird und eine besondere »Sichtbarmachungsnotwendigkeit« (Interview Beratungsperson Kris) bzw. ein Outing als trans* nach sich zieht. Daran anschließend wurden ausgehend von der Praxis des Passings unterschiedliche Bedeutungen und Umgangsweisen mit Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit beleuchtet, die offenbart haben, dass Sichtbarkeit eine potenzielle Angriffsfläche für intersektionale Gewalt darstellt, aber auch Schutz schenken kann. Auf diese Weise wurde einerseits der Ansatz »präsent« (Interview Sam) und damit sichtbar zu sein im Sinne einer bewussten Strategie deutlich, um trans*feindlichen Anfeindungen zuvorzukommen und sich vor Diskriminierungen zu schützen. Andererseits wurde auch die gegenteilige Praxis, sich bewusst *nicht* als trans* Familie oder als Familie mit einer queeren Entstehungsgeschichte sichtbar zu machen im Sinne einer strategischen Navigation zum Schutz vor Diskriminierung und intersektionaler Gewalt erkennbar. In diesem Zusammenhang wurde Unsichtbarkeit, bzw. die Option zu passen, als Möglichkeit zur Navigation repronormativer Gewalt aufgezeigt, welche die Form eines Privilegs, das nicht für alle gleichermaßen zugänglich ist, annimmt (vgl. Stanley 2017). Die empirischen Rekonstruktionen machen in dieser Hinsicht transparent, dass manche trans* Familien nicht die Möglichkeit haben, als »Normalfamilie« zu passen und damit verbunden einer Hypervisibilisierung ausgesetzt sind. Hierbei spielt das komplexe Zusammenspiel von Sichtbarkeit, Anerkennung und Gewalt eine Rolle, welches intersektional mit Faktoren wie *Race* und Geschlecht verstrickt ist (vgl. Koch-Rein et al. 2020; Stanley 2017: 618). Die Ergebnisse machen damit zusammenhängend deutlich, wie trans* Eltern und ihre Familien damit konfrontiert sind, an der Schnittstelle von trans* und Elternsein und verschränkt mit weiteren Aspekten von

Marginalisierung Strategien entwickeln müssen, um ungewollte Sichtbarmachungen, Anfeindungen und Diskriminierungen möglichst zu vermeiden oder diesen zuvor zu kommen. Als Ergebnis kann festgehalten werden, dass trans* Eltern eine besondere Vulnerabilität erfahren, wobei Sichtbarkeit dazu führen kann, »dass spezifische Subjektivitäten, vor allem jene, die an den Kreuzungspunkten von unterschiedlich rassialisierten und ableisierten Körpern, Staatsbürgerschaft und sozio-ökonomischen Verhältnissen marginalisiert werden, verletzbarer sind als andere« (Tirler 2024: 109). Davon ausgehend wurde greifbar, wie Sichtbarkeit als etwas Komplexes und Ambivalentes erfahren wird und entsprechend einen bedeutsamen Bestandteil von Navigationen des Elternwerdens (und -seins) darstellt (vgl. dazu auch Schaffer 2015).

Darüber hinaus wurde die Relevanz einer differenzierten Betrachtung der Relation von »individuelle[r]« und »strukturelle[r]« (Interview Yara), also repräsentationaler Sichtbarkeit aufgezeigt. Dabei wurde das Verhältnis zwischen individueller Sichtbarkeit, die von (werdenden) trans* und nichtbinären Eltern häufig als verändernd, exotisierend oder gewaltvoll erfahren wird und dem Bedarf nach repräsentationaler Sichtbarkeit in den Blick gerückt. Repräsentationale bzw. diskursive Sichtbarkeit von trans* und nichtbinären Elternschaften und Familien wurde ausgehend von den Interviewerzählungen als bedeutsam herausgestellt, damit Möglichkeitsräume geschaffen werden, um als Elternsubjekte »existieren« (Interview Sara) und sich als solche identifizieren zu können. Als zentral kann hierbei die Bedeutung selbstbestimmter und differenzierter Repräsentationen herausgestellt werden. Demgegenüber tragen negative und sensationalisierende Repräsentationen dazu bei, dass Menschen nicht nur verbesondert werden, sondern auch Barrieren zu sozialer Teilhabe und Zugehörigkeit erfahren.

In Kapitel 5.3.3 wurde schließlich darauf eingegangen, wie (werdende) trans* Eltern und deren Mitstreiter_innen Hürden zu sozialer Teilhabe mittels Praktiken der Vernetzung und Communitybildung begegnen: Diese konnten als mitunter aufwendige und kreative Suchbewegungen rekonstruiert werden, die strategische und kollektive Umgangsweisen mit der hetero- und cisnormativen Ausrichtung von Wissen, Einrichtungen und institutionalisierten Angeboten für werdende Eltern beinhalten. Herausgestellt wurde dabei die Bedeutung informeller, selbstorganisierter Wege, um sich mit anderen trans* und nichtbinären Eltern und Personen mit Kinderwunsch zu vernetzen. Jene Praktiken wurden dahingehend als bedeutsam herausgestellt, um »Geschichten [zu] hören« (Interview Beratungsperson Kris) und Erfahrungen auszutauschen. Mitunter zeigte sich dies als Ressource, um Vorbilder

für eigene Elternwerdensprozesse zu bekommen, spezifische Hürden zu antizipieren und um sich spezifisches (Erfahrungs-)Wissen anzueignen, das andernorts nicht oder nur schwer auffindbar ist. Das community-basierte praktische reproduktionsspezifische Wissen, das etwa in Broschüren und Büchern gesammelt und zur Verfügung gestellt wird, stellt dabei eine wichtige und zunehmend nachgefragte Ressource dar, um bestimmte Gesundheitsleistungen »selber« (Interview Sam) machen zu können.⁹² Auch Workshops und Vortragsveranstaltungen, in denen reproduktionsspezifisches Wissen geteilt wird, stellen Orte dar, an denen Praktiken der Wissensaneignung, aber auch der Vernetzung, des Austauschs und der Communitybildung stattfinden.

Die aktive Herstellung eines emotional supportenden Umfeldes, bzw. einer Community wurde ferner im Sinne einer wichtigen Ressource rekonstruiert, um als (werdende) Eltern Diskriminierung zu bewältigen, Isolierungsfaktoren entgegenzuwirken und (zukünftige) Zugehörigkeit zu gewährleisten (vgl. Rewald 2019: 193). Praktiken der Vernetzung und Communitybildung wurden daran anschließend im Sinne einer mitunter vorausschauenden und strategischen Praxis deutlich, um der repronormativen Ausschließung von trans* Elternschaften und der Erfahrung von Isolierung zu entgegnen. Community-basierte Vernetzungspraktiken können daran anschließend als kollektive und produktive Suchbewegungen festgehalten werden, die Elternschaft auf einer sozialen, wissensbezogenen, repräsentationsbezogenen wie auch emotionalen Ebene sichtbar thematisier-, imaginier- und umsetzbar machen und nicht zuletzt auf bedeutsame Weise dazu beitragen, den »Mut« (Interview Beratungsperson Kris) für die Realisierung eigener Elternwerdensprozesse zu haben.

Community und Zugehörigkeit zu finden ist jedoch, so zeigen auch die in den Interviews geteilten Erfahrungen, nicht ohne Weiteres für alle gleichermaßen möglich oder zugänglich. So wurde ausgehend vom Interviewmaterial aufgezeigt, wie nicht nur in cis- und heteronormativ kodierten (Eltern-)Räumen, sondern auch im Kontext von trans*_queeren Communities soziale Teilhabe durch unterschiedliche Lebensrealitäten entlang der sozialen Herkunft, der spezifischen Familienkonstellation und dem in Communitys

92 Siehe dazu beispielsweise die vom Bundesverband Trans* herausgegebene Broschüre ›Trans* mit Kind!‹ (Bundesverband Trans* 2021a) oder das von Laura Erickson-Schroth herausgegebene Buch ›Trans Bodies, Trans Selves: A Resource for the Transgender Community‹ (Erickson-Schroth 2014), die jeweils Handreichungen mit Erfahrungsbereichen, Tipps und Vernetzungsmöglichkeiten bieten.

verbreiteten »queere[n] Konsens« (Interview Benno) erschwert sein kann. Herausgestellt wurde dabei, wie Grenzen der Zugehörigkeit über die Normalisierung »leiblicher« und »nuklearer« Elternschaft konstituiert werden, die bestimmte Familienrealitäten (etwa von Pflegefamilien und anderen »nicht-leiblichen« Kinship-Formationen) dethematisieren und entsprechend für jene Familien die soziale Teilhabe erschweren. Aufzeigen konnte ich daran anschließend, wie normative Anforderungen an trans* und nichtbinäre Eltern strategische Normalisierungspraktiken nach sich ziehen, um als Familie Anerkennung zu erfahren oder Diskriminierung zu minimieren. Die normative Anforderung, als trans* und nichtbinäre Eltern »besonders gute Eltern« zu sein, führt dabei dazu, dass repronormative Vorstellungen von Familie und Elternschaft auch im Rahmen von trans* Eltern-Communities aktualisiert werden und sich dadurch interdependente Ausschlüsse konstituieren. Vor dem Hintergrund der fehlenden breiteren gesellschaftlichen Selbstverständlichkeit und Anerkennung von trans* und nichtbinärer Elternschaft schreiben sich demnach normative Subjektivierungsanrufungen und idealisierte Vorstellungen »heile[r]« (Interview Benno) bzw. »anerkannter« und »zugehöriger« Familien in trans* community-basierte Diskurse ein und werden im Kontext von sozialen Zusammenhängen aktualisiert (vgl. Duggan 2002). So stellt zwar die Thematisierung und Sichtbarmachung von Fragen rund um leibliches Elternwerden eine bedeutsame Praxis im Kampf um reproduktive Selbstbestimmung für trans* Menschen dar, während gleichzeitig Themen, die *andere*, bzw. *differente* Formen von Familie und Kinship betreffen, aus dem Blick geraten (vgl. Klappeer 2021). Daran anschließend zeigen die empirischen Rekonstruktionen auf, wie Herstellungspraktiken von Community an der Schnittstelle von trans* und Elternsein einerseits Möglichkeiten sozialer Teilhabe und Zugehörigkeit im Lichte repronormativer Ausschlüssen und Isolierungserfahrungen eröffnen, sich andererseits aber auch repronormalisierende Effekte zeigen, die »neue« Grenzen und Ausschlüsse produzieren. Zusammenfassend zeigen die Ausführungen von 5.3 auf, wie soziale Teilhabe, Sichtbarkeit und Zugehörigkeit an der Schnittstelle von trans* Sein und Elternwerden bzw. Eltern Sein komplexe und machtbehaftete Verstrickungen darstellen, die als ambivalent und umkämpft erfahren und navigiert werden.

Schließlich möchte ich an dieser Stelle das Verhältnis von Repronormativität, Elternwerden und Elternsein vor dem Hintergrund der Ergebnisse dieses Kapitels reflektieren. So geraten in den obigen Ausführungen zu den Themen »Eltern-Kind-Räume«, »soziale Teilhabe« und »Community« unweigerlich verstärkt Aspekte des Elternseins gegenüber des Elternwerdens, in den Blick.

Die spezifischen intersektionalen Ausschlüsse, Gewaltpotenziale und Normalisierungen, die in dem Zusammenhang rekonstruiert wurden, wären bei einem enger gefassten Sampling bezogen auf *Elternwerden* jedoch außen vor geblieben. Diese wirken sich aber – so meine These – nicht nur auf »gewordene« Eltern aus, sondern auch darauf, welche (Un-)Möglichkeitsbedingungen bestehen, Elternschaft als ein realistisches Projekt zu imaginieren und einen Kinderwunsch umzusetzen. Ebenso spielen mitunter Aspekte, die in Prozessen des *Elternwerdens* deutlich werden, auch aufs *Elternsein* aus. Dies ist insbesondere dahingehend relevant, welche intersektionalen Ausschlüsse und Gewalterfahrungen besonders marginalisierte Personen, wie trans* Personen of Color und trans* Frauen, erfahren. Vor diesem Hintergrund ordne ich die Ausweitung des Samples bezogen auf *Elternsein* im Sinne einer wichtigen Justierung und einem bedeutsamen Schritt des theoretischen Samplings zur Beantwortung der Frage nach den (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens ein. Entsprechend haben Erfahrungen des *Elternseins* Eingang in die empirischen Rekonstruktionen dieses Kapitels gefunden (vgl. auch Kapitel 5.1.2), allerdings in Relation zu den (Un-)Möglichkeiten von Wegen in die Elternschaft für trans* und nichtbinäre Personen.

6. Zu den (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens

Die Analyse der in Kapitel fünf in den Blick genommenen Praktiken des Elternwerdens trans* und nichtbinärer Personen hat aufgezeigt, wie diese einerseits in vielfacher Hinsicht erschwert, verkompliziert und verhindert werden, während andererseits Elternschaft auf mannigfaltige Weise navigiert, erkämpft und gelebt wird. Was heißt es nun aus soziologischer Perspektive, dass trans* und nichtbinäre Personen multiplen Hürden – im Recht, in Hinblick auf medizinische Versorgung und im Sozialen – begegnen und diese bewältigen (müssen)? Was sagen die Erfahrungen und Umgangsweisen der interviewten Personen über die Funktionsweise von Repronormativität im Sinne einer machtvollen Ordnung von Gesellschaft aus? Und welche Kraft und welche Bewegungsmomente stecken in den sichtbar gewordenen strategischen, kreativen, humorvollen und mutigen Praktiken des Elternwerdens trans* und nichtbinärer Personen?

Diese Fragen diskutiere ich im Folgenden zurückgreifend auf mein eingangs formuliertes Erkenntnisinteresse an den (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens. Dabei bringe ich meine empirischen Ergebnisse aus Kapitel fünf mit den theoretischen (Kapitel drei) und methodologischen (Kapitel vier) Grundannahmen der vorliegenden Forschung zusammen. Die zentrale Forschungsfrage dieser Arbeit, wie sich Repronormativität intersektional konstituiert, aber auch navigiert, umgearbeitet und rekonfiguriert wird, diskutiere ich aus machtanalytischer Perspektive und zeige auf, wie meine Überlegungen an den in Kapitel zwei skizzierten Forschungsstand ansetzen und diesen auf empirischer, wie auch konzeptioneller Ebene erweitern.

Ich zeige dabei im ersten Schritt auf, dass Repronormativität mit Barads Verständnis apparatförmiger Grenzziehungspraktiken (vgl. 3.2) im Sinne eines ›Entanglements‹ konzeptualisiert werden kann, das Praktiken des Elternwerdens normiert und reguliert. Die eingangs in Kapitel eins skizzierte – und

im Forschungsprozess fortlaufend als bedeutsam sichtbar gewordene – historische Verunmöglichung von trans* Elternschaften durch das TSG stellt dabei einen nicht wegzudenkenden Bestandteil der im Clarke'schen Sinne verstandenen ›Situation‹ dar (vgl. 4.2.1), durch die gegenwärtige Praktiken des Elternwerdens auf fundamentale Weise mit-bedingt werden. Entsprechend arbeite ich heraus, wie sich die machtvolle Verweigerung der Anerkennung von Elternschaft, Familie und Zugehörigkeit jenseits cis-heteronormativer Modelle in den hier betrachteten Erfahrungen werdender Eltern wiederfindet. Darüber hinaus werfe ich einen Blick auf die rechtlichen Änderungen durch das SBGG und diskutiere, welche Verbesserungen, aber auch welche Kontinuitäten der Verhinderung von trans* Elternschaften nach wie vor zu verzeichnen sind (6.1).

Repronormative Apparate, so führe ich im darauffolgenden Schritt aus, werden, wie anhand der empirischen Einblicke sichtbar geworden ist, navigiert, infrage gestellt und angefochten. Daran anschließend formuliere ich in 6.2 ein Verständnis verteilter Handlungsfähigkeit in Hinblick auf Elternwerden. Hierbei geht es mir darum, die empirisch herausgearbeiteten Praktiken und Relevanzsetzungen werdender trans* und nichtbinärer Eltern und ihrer Mitstreiter_innen auf eine machtanalytische Ebene zu heben und Handlungsfähigkeit in ihrer Verteiltheit, Interdependenz und Komplexität auszubuchstabieren.

Schließlich greife ich in 6.3 die (potenzielle) Beweglichkeit von Repronormativität sowie die gleichzeitige Schließung und Öffnung von Möglichkeitsbedingungen von trans* Elternschaft auf. Dabei führe ich meine analytischen Ergebnisse mit dem Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit zusammen und diskutiere, wie Repronormativität einerseits verunmöglichend auf trans* und nichtbinäre Elternwerdensprozesse wirkt, während sich andererseits Bewegungsmomente verzeichnen lassen, die Repronormativität anfechten und rekonfigurieren. Ich argumentiere, wie die Ergebnisse meiner Forschung mit einer reproduktiven Gerechtigkeitsperspektive resonieren: So hilft das Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit einerseits, die soziopolitischen Implikationen von repronormativen Apparaten herauszustellen, während andererseits die Ergebnisse meiner Forschung die Debatte zu reproduktiver Gerechtigkeit ergänzen. Im Lichte dessen bearbeite ich die Frage, wie sich Repronormativität im Sinne einer cis-heteronormativen machtvollen Ordnung fortschreibt und wie sie andererseits aber auch in Bewegung gebracht wird. Nicht zuletzt geht es mir dabei um die Frage, was sich gesellschaftlich – weit über Recht hinaus – verändern muss, um reproduktive Gerechtigkeit zu erreichen und wie

werdende trans* und nichtbinäre Eltern und ihre Mitstreiter_innen bereits einen bedeutsamen Beitrag dazu leisten.

6.1 Repronormative Hürden als grenzziehende Apparate und Kontinuitäten der Verunmöglichung von trans* Elternschaft

»The point is not merely that there are important material factors in addition to discursive ones; rather, the issue is the conjoined material-discursive nature of constraints, conditions, practices.« (Barad 2007: 152)

»I don't know, whenever I start talking about it just it starts as one thing and then it explodes into a gazillion of surrounding questions.« (Interview Betty)

Ausgehend von den in dieser Forschung in den Blick gerückten Praktiken werdender trans* und nichtbinärer Eltern habe ich herausgestellt, dass multiple Hürden, Verkomplizierungen und Ausschlüsse im Prozess des Elternwerdens und Elternwerdenwollens aufkommen können. Augenscheinliche Selbstverständlichkeiten, wie etwa eine Geburtsurkunde für ein neugeborenes Kind zu beantragen, die medizinische Versorgung zu erhalten, die gebraucht wird oder sich mit Kind auf einem öffentlichen Spielplatz aufzuhalten, können für trans* und nichtbinäre Personen Herausforderungen darstellen, die Komplikationen, Umwege oder Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen mit sich bringen. Die empirischen Ergebnisse in Kapitel fünf zeigen auf, wie die Anerkennung rechtlicher Eltern- bzw. Pflegschaft repronormativ verkompliziert wird (5.1), die Inanspruchnahme medizinischer Gesundheitsversorgung durch repronormative Zugangshürden erschwert wird (5.2) und (werdende) Eltern aufgrund ihres trans* oder nichtbinär Seins Barrieren zu sozialer Teilhabe und Zugehörigkeit erfahren (5.3). Repronormativität, so machen die Ausführungen des vorigen Kapitels deutlich, trägt auf multiple Weise zur Erschwerung, sowie in manchen Fällen auch zur Verunmöglichung von trans* Elternschaften bei. Dies umfasst, dass Elternwerden als trans* oder nichtbinäre Person bzw. Elternkonstellation schnell zu einem komplexen

Unterfangen wird, indem sich eine »gazillion of surrounding questions« (Interview Betty) – hinsichtlich rechtlicher, biologischer, medizinischer, bürokratischer, sichtbarkeits- und communitybezogener, wie auch sprachlicher Aspekte – eröffnen.

Sichtbar geworden ist, wie rechtliche Anerkennungsordnungen Elternschaft nicht an- sondern *aberkennen*, bürokratische Systeme aussetzen, Standesbeamt_innen nicht mehr weiter wissen, Versorgungsstrukturen versagen und soziale Räume, trotz des Ziels, Eltern und Kinder zu beherbergen, bestimmte Familien ausschließen. All dies verweist auf eine normative Apparatur, welche ins Stocken gerät, wenn Eltern und jene, die Eltern werden wollen nicht dem cis- und heteronormativen Modell von Elternschaft entsprechen. Wie Barad anmerkt, »wird der Apparat [häufig] erst dann bemerkt, wenn die Dinge nicht mehr funktionieren«, wobei dadurch die machtbeladenen Relationen und die agentiellen Schnitte erst sicht- und spürbar werden (Barad 2012a: 52; vgl. Star 1999). Die empirischen Ergebnisse haben gezeigt, wie sich Repronormativität unter der Beteiligung multipler Akteur_innen konstituiert, die mit dazu beitragen, dass Ein- und Ausschlüsse hervorgebracht werden. Dies verweist auf die Funktionsweise eines machtvollen Gefüges, das im Namen des Einschlusses immer auch zugleich Ausschlüsse, Diskriminierungspotenziale und ambivalente Sichtbarkeitsverhältnisse produziert (Mesquita 2008: 130f.).

Deutlich ist dies in 5.1 in Hinblick auf die selektive An- bzw. Aberkennung als »legitime«, bzw. »geeignete« und »dokumentierbare« Eltern geworden. So führt die undurchsichtige bzw. sich inkonsequent veränderte Rechtslage seit der Erklärung des § 8 TSG als verfassungswidrig dazu, dass sich werdende Eltern und Standesbeamt_innen an verschiedenen Gerichtsurteilen orientieren müssen, statt auf eine geklärte Rechtssituation zurückgreifen zu können.¹ In diesem Zusammenhang wird die Aufgabe von Standesbeamt_innen, Eltern auf den Geburtsurkunden ihrer Kinder richtig zu dokumentieren, zu einer Herausforderung, mit der die Beteiligten oft überfragt sind. So müssen sowohl Standesbeamt_innen als auch Eltern mit Formularen hantieren und

1 Der Analyse von Lucy Chebout zufolge wird sich dies im Zuge der Einführung des Selbstbestimmungsgesetzes nicht konsequenterweise ändern, solange nicht eine Abstammungsrechtsreform in Kraft tritt, die Elternschaft nicht mehr cis-binär definiert (Chebout 2023). Auf diesen Aspekt komme ich im weiteren Verlauf meiner Ausführungen zu sprechen.

Verfahren bewältigen, die nicht auf trans* und nichtbinäre Elternkonstellationen ausgerichtet sind. Ausstellungsprozesse werden dadurch verkompliziert, ziehen sich in die Länge und machen zusätzliche Schreiben erforderlich, um die Diskrepanz zwischen den Geburtsurkunden von Kindern und den Ausweisdokumenten ihrer Eltern zu erklären.

Herausgearbeitet wurde dabei, wie sowohl das Tun von werdenden Eltern und beteiligten Angestellten in Ämtern, als auch die in Adoptions- oder Pflegschaftsverfahren bedeutsam gemachten sozialen, materiellen und finanziellen Ressourcen² in der An- bzw. Aberkennung rechtlicher, dokumentierter Elternschaft relevant werden. Rechtliche und bürokratische Vollzugslogiken werden daran anschließend im Sinne eines repronormativen Gefüges deutlich, das sich aus einem je spezifischen Ensemble von Voraussetzungen, Akteur_innen, Ressourcen und Artefakten konstituiert und durch die trans* und nichtbinäre Eltern als ›eigentlich nicht geeignet‹, bzw. als ›nicht erfassbar‹ figuriert werden. Die darin verstrickte Bedeutung von materiellen ›Dingen‹, bzw. nicht-menschlichen Akteur_innen, wie das Formular, das für die Beantragung einer Geburtsurkunde für ein neugeborenes Kind ausgefüllt werden muss oder die finanziellen Mittel, um eine Rechtsberatung im Vorfeld eines Stiefkindadoptionsverfahrens zu finanzieren, ebenso wie das Einkommen und die ›geeignete‹ Wohnung, die beim Besuch des Jugendamts nachgewiesen werden muss, stellen wesentliche Bestandteile der soziomateriellen Enaktierung der Figur ›(nicht) geeigneter‹, bzw. ›(nicht) dokumentierbarer‹ Elternschaft dar. Die darin ›beteiligten‹ materiellen Artefakte können, ebenso wie menschliche Akteur_innen, als performativ agierend verstanden werden.³ Mit Barad konzeptualisiert, wird die Anerkennung qua Recht und die damit einhergehende Grenzziehung zwischen ›geeigneten‹ und ›nicht-geeigneten‹ Eltern durch eine *intraaktive* Praxis multipler Akteur_innen ›in Aktion‹ gesetzt, bzw. *enaktiert* – welches die Anerkennung als Eltern mitunter verkompliziert oder gar verhindert.

Auch wer im Rahmen reproduktionsmedizinischer oder geburtshilflicher Gesundheitsversorgung als reproduktives Subjekt angerufen und versorgt

2 Im Einklang mit der hier vorgenommenen Analyse stellen Aspekte wie Einkommen, Wohnverhältnisse oder emotionale Kapazitäten nicht ›an sich‹ Ressourcen dar, sondern werden intraaktiv als solche bedeutsam.

3 Siehe dazu Dorothy E. Smiths Analyse von Texten, die im Rahmen von Institutionen, Bürokratien und Organisationen als Instrumente institutioneller Macht agieren und Handlungen regulieren (Smith 1998).

wird (oder nicht), vollzieht sich, so zeigen die Ergebnisse aus Kapitel 5.2, im Sinne einer komplex konstituierten Grenzziehungspraxis. So habe ich in Bezug auf die Inanspruchnahme reproduktionsmedizinischer und geburtshilflicher Versorgung rekonstruiert, dass neben der Möglichkeit, die Behandlung in einer Kinderwunschlinik verwehrt zu bekommen, der Zugang zu Gesundheitsversorgung zusätzlich auf ›indirekte‹ Weise erschwert sein kann. Durch das auf cis-heteronormative Elternkonstellationen und reproduktive Praktiken ausgerichtete medizinische Fachwissen, eine daran anschließende binär-vergeschlechtlichende Fachsprache, sowie das Fehlen von Sensibilisierungswissen von Fachkräften werden werdende trans* und nichtbinäre Eltern, deren Körper, sowie deren reproduktive Praktiken als erklärungsbedürftig, kommentierungs- und fragwürdig, sowie als ›besonders‹ angerufen und figuriert. Ebenso finden durch etablierte geschlechterbinäre Fachkulturen und institutionalisierte Infrastrukturen, die auf cis-heteronormative Körper und Elternkonstellationen ausgerichtet sind, wie etwa die materielle Beschaffenheit von Besprechungs- und Behandlungsräumlichkeiten, die binärvergeschlechtlichende Aufteilung von Krankenzimmern und die cis-binäre Verwaltung von Patient_innendaten, trans* und nichtbinäre Personen und deren Bedarfe keine (respektvolle) Beachtung bzw. werden nicht erfasst oder überhaupt mitgedacht (vgl. 5.2.1).⁴ Bereits zu antizipieren, im Rahmen reproduktionsmedizinischer oder geburtshilflicher Versorgung falsch adressiert zu werden und Diskriminierung zu erfahren, führt, wie in 5.2.2 herausgestellt, in manchen Fällen dazu, dass Menschen auf reproduktionsmedizinische und geburtshilfliche Versorgung verzichten. Insbesondere an der Schnittstelle mehrfacher Diskriminierungspotenziale, wie Rassismus, Ageismus oder Ableismus sind trans* und nichtbinäre Personen damit konfrontiert, unangenehme, diskriminierende und übergriffige Situationen zu vermeiden. Die relationale Analytik, orientiert an der Situational Analysis, hat gezeigt, wie »Schwellenängste« (Interview Randy) in Hinblick auf den reproduktionsmedizinischen und geburtshilflichen Bereich in Relation zu einem breiteren Ensemble von institutionalisiertem cis-dyadischen Geschlechter- bzw. Körperwissen, vergeschlechtlichten medizinischen Fachkulturen wie

4 Eva Sänger, Sarah Dionisius und Malaika Rödel stellen beispielsweise heraus, wie Fragebögen und Dokumente, die standardmäßig in Schwangerschaftsbegleitung und Geburtshilfe eingesetzt werden, »von Repronormativität durchdrungen« sind und nennen unter anderem als Beispiel den sogenannten ›Mutterpass‹ (vgl. Dionisius 2020: 86; Sänger et al. 2023: 222).

auch materiellen, bzw. infrastrukturell und ökonomisch bedingten Normierungen im Bereich der Medizin und Geburtshilfe stehen. Anstatt den Ausschluss, die besondere Aufmerksamkeit und das Absprechen reproduktiver Subjektivität im Kontext der medizinischen Gesundheitsversorgung mit einer individualisiert gedachten Trans*- oder Queerfeindlichkeit von Mediziner_innen, Hebammen oder anderem Fachpersonal zu erklären, ermöglicht diese Perspektive, repronormative Ein- und Ausschlüsse in Verstrickung mit der breiteren sozial und materiell verhafteten ›Situation‹ (Clarke et al. 2018: 16f.) zu konzeptualisieren. Jene Gefüge oder ›Entanglements‹ umfassen institutionalisierte Versorgungsstrukturen, normative Wissensformationen, infrastrukturelle Anordnungen, aber auch Aspekte wie Ökonomisierungszwänge, die in ihrem Zusammenspiel Subjekte entlang cis-heteronormativer Vorstellungen als erklärungsbedürftig anrufen und als ›anders‹ hervorbringen, bzw. ausschließen.⁵

Wie ich herausgearbeitet habe, manifestiert sich das grenzziehende Moment repronormativer Apparate auch anhand der Frage, für wen und wie der Zugang zu sozialer Teilhabe und Zugehörigkeit erschwert wird und wer in welchen Räumen sichtbar ist, bzw. sein kann. So verweisen die empirischen Ergebnisse in 5.3 darauf, wie (werdende) Eltern in sozialen Kontexten, darunter sogenannten Eltern-Kind-Räumen, wie Kitas, Schulen oder Spielplätzen, als cis-vergeschlechtlicht vorausgesetzt werden. Dabei habe ich gezeigt, wie Elternschaft durch die Handlungsvollzüge von multiplen menschlichen Akteur_innen, wie Nachbar_innen, Kitamitarbeitenden, anderen Eltern und Kindern, sowie in Verflechtung mit binär-geschlechtlich kodierten Räumen und Aktivitäten vergeschlechtlicht wird. So werden durch die Gestaltung und Ausrichtung sogenannter Eltern-Kind-Räume in der Regel cis-vergeschlechtlichte Eltern, binär gedachte Sorgeverhältnisse und normativ verstandene Elternschaftskonstellationen vorausgesetzt, während andere nicht mitgedacht werden (vgl. 5.3.1).⁶ Die Frage, wer als Eltern auf einer repräsentationsbezogenen und diskursiven Ebene sichtbar ist, bedingt ferner ebenfalls

5 Zur These der Unsichtbarmachung von trans* und nichtbinären Personen im Bereich der geburtshilflichen medizinischen Versorgung siehe Salden et al. (2023) und Parker et al. (2023).

6 Auch in sog. ›Eltern-Kind-Einrichtungen‹ spielen immer wieder Dokumente und Formulare eine Rolle, die, sofern sie binär-vergeschlechtlichend und heteronormativ ausgerichtet sind, mit dazu beitragen, dass trans*, nichtbinäre und queere Eltern aus jenen Räumen ausgeschlossen werden (vgl. 5.3.1).

mit, wie Barrieren und Zugehörigkeiten im Sozialen verlaufen (vgl. 5.3.2). In diesem Zusammenhang tragen fehlende Vorbilder und Repräsentationen dazu bei, dass trans* und nichtbinäre Eltern Hürden gegenüberstehen, um an Eltern-Kind-Aktivitäten teilzuhaben oder entsprechende Räume überhaupt erst zu betreten. Entsprechend sind jene Eltern einem verstärkten Risiko ausgesetzt, Isolierung zu erfahren, welches die Unsichtbarkeit von trans* Eltern wiederum verstärkt. Die »Verstehbarkeit«, bzw. »Verständlichkeit« oder eben auch »Unverständlichkeit« (Barad 2012a: 36) von trans* Elternschaften in Eltern-Kind-Räumen kann mit Barads Apparateverständnis als etwas konzeptualisiert werden, das sich stets in intraaktiver Verschränkung mit diskursiven Praktiken, einschließlich der zur Verfügung stehenden Repräsentationen von Elternschaften und Familien, den multiplen (verkörperten) Anwesenden, sowie den materiellen Voraussetzungen zum Zugang jener Räume konstituiert. Darauf verweist die von einer interviewten trans* Mama verwendete Bezeichnung des »Eltern-Kind-Komplex[es]« (Interview Sara), welcher auf die Verstrickung von Elternschaft, Körperlichkeit und spezifisch vergeschlechtlichten, bzw. repronormativen Räumen, sowie den darin agierenden (menschlichen wie nicht-menschlichen) Akteur_innen, aufmerksam macht. Empirisch zeigte sich diesbezüglich, wie sich in spezifischen sozial-räumlichen Kontexten eine »Sichtbarmachungsnotwendigkeit« (Interview Beratungsperson Kris) entlang von Aspekten wie *Race* und Geschlecht konstituiert und Elternschaft als verkörpert relevant gemacht und normiert wird (vgl. Haines et al. 2014: 239). So wurde die »lokale Materialisierung« (Meißner 2017: 10) grenzziehender Apparate unter anderem an der Erfahrung, von der mehrfach in den Interviews berichtet wurde, *entweder* Eltern-Kind-Räume *oder* trans*, bzw. TIN-Räume zu kennen und Zugang dazu zu haben, deutlich (vgl. Kapitel 5.3.1). Denn: Auf wen Räume ausgerichtet sind, wer als zugehörig figuriert wird und wer – konstitutiv dazu – ausgeschlossen und damit unsichtbar wird, kann als etwas verstanden werden, das durch intersektional strukturierte agentielle Schnitte erst hervorgebracht wird (vgl. Barad 2012a: 34). So hängt die Frage, wer als Eltern sichtbar, hypervisibilisiert oder aber auch unsichtbar wird, immer auch mit den jeweiligen Umfeldern, den jeweils agierenden Akteur_innen, sowie den darin wirkenden intersektionalen Machtverhältnissen zusammen. In diesem Sinne bedingt Repronormativität spezifische intersektionale Sichtbarkeitsverhältnisse und Ausschlüsse an der Schnittstelle von trans* und Elternsein, bzw. Elternwerden.

In Anschluss an das empirische Ergebnis, dass trans* und nichtbinäre Eltern auf »Begrenzungen [stoßen], Anerkennung zu finden und intelligibel zu

sein« (vgl. Dionisius 2020: 88f.) verstehe ich folglich Repronormativität als Effekt spezifischer intersektionaler Gefüge, bzw. als apparatförmige Grenzziehungspraxis, die die rechtliche Anerkennung als Eltern, den Zugang zu medizinischer Versorgung und die Möglichkeiten sozialer Teilhabe erschwert, verkompliziert oder auch verunmöglicht. Damit verbunden können repronormative Grenzziehungen als machtförmige und produktive Praktiken konzeptualisiert werden, die trans* und nichtbinäre (werdende) Eltern als »eigentlich elternungeeignet«, »nicht vorgesehen«, »nicht erfassbar«, als erklärungswürdig, sowie auf paradoxe Weise (un-)sichtbar figurieren, welches zugleich die konstitutive »Kehrseite« der Produktion der Figur intelligibler, cis- und heteronormativer Elternschaft darstellt (vgl. Barad 2003b: 817).⁷ Aus einer neomaterialistischen und machtanalytischen Perspektive betrachtet, kann demnach Repronormativität im Sinne einer Tätigkeit sozialer, rechtlicher, materieller, diskursiver und auch emotionaler Aspekte verstanden werden, durch die »Grenzen in Kraft gesetzt, verschoben und immer wieder neue verhandelt werden müssen« (Stammler 2017: 109). Praktiken des Elternwerdens in einer solchen relationalen Analytik und im Verhältnis zur breiteren gesellschaftlichen »Situation« zu untersuchen, zielt bewusst darauf, eine im herkömmlichen Sinne ungewohnte Perspektive auf die Konstituierung von sozialen Ausschlüssen einzunehmen (Clarke et al. 2018: 140f.). Dies ist wichtig, um normative Kopelungen und als selbstverständlich gedachte Naturalisierungen rund um Elternwerden, Familie und Reproduktivität – sowie damit verbundene Formen von Cisnormativität und Trans*feindlichkeit – sichtbar zu machen. Eine solche Analyseperspektive steht in enger Verbindung mit queer- und heteronormativitätstheoretischen Ansätzen, erweitert diese jedoch um eine neomaterialistisch informierte Machtanalytik. Zentral dabei ist, multiple menschliche Akteur_innen, institutionalisierte Einrichtungen, (etablierte) Verfahren, sowie bestimmte Artefakte als *konstitutive* Bestandteile der Verbesonderung und Erschwerung von trans* und nichtbinärer Elternschaft zu verstehen (vgl. Schädler 2013). Körper und ihre Funktionen *sind* demnach nicht »normal« oder in einem intelligiblen Sinne »verstehbar«, sondern werden erst als solche qua eines binär-vergeschlechtlichenden Gefüges figuriert (vgl. Barad 2012a: 52; Stoll

7 Ein inhärenter Bestandteil dessen ist, dass Geschlecht ebenfalls einen relationalen Charakter besitzt. Mit diesem Verständnis sind Entitäten wie »Geschlechtsidentität«, »cis«, oder »trans* Person« nicht präexistent, sondern werden als solche bzw. als getrennt erst hervorgebracht (vgl. Goetzke 2022.).

2021a: 164f.). In anderen Worten formuliert, konstituiert sich der repronormativ figurierte Verweisungszusammenhang zwischen binär und dyadisch gedachter Körperlichkeit, biologisch-genetischer Elternschaft und Geschlecht, nicht ›aus sich‹ heraus, sondern erst durch die ko-konstituierende Apparatförmigkeit spezifischer Verstrickungen. Dieses empirisch-analytische Ergebnis erweitert das Konzept der Repronormativität auf einer theoretischen Ebene, indem Repronormativität in ihrer Funktionsweise als apparatförmig konzeptualisierbar wird. Analytisch birgt dies die Möglichkeit – wie ich anhand der Konstituierung trans* ausschließender Figurationen aufzeigen konnte – spezifische Modalitäten der Grenzziehung und des repronormativen Ausschlusses auszubuchstabieren.

Dass Repronormativität als apparatförmig konzeptualisiert werden kann, wird beispielsweise anhand meiner Ergebnisse in 5.1 sichtbar, die aufzeigen, dass auch nach der Aufhebung der Sterilisationsvoraussetzung von trans* Personen im Jahr 2011, Rechtsexpert_innen und Beratungspersonen nach Lösungen ringen und Standesbeamt_innen, sowie Jugendamtsmitarbeitende an Grenzen stoßen und nach »Schlupflöchern« (Interview Gustav) suchen (vgl. 5.1.1). Auch anhand der in Kapitel 5.1.2 rekonstruierten Erfahrungen von trans* Eltern hinsichtlich der Ausstellung der Geburtsurkunden ihrer Kinder wird deutlich, wie mit der formalen Beendigung der rechtlichen Ausschließung von trans* Elternschaften im TSG keine *wirkliche* rechtliche Anerkennung einhergegangen ist (vgl. auch Ediger et al. 2021b: 25).⁸ Dadurch, dass bislang eine konsequente Reform des Abstammungsgesetzes aussteht, werden auch nach der Einführung des SBGG nach wie vor trans* Männer und nichtbinäre Personen, die Kinder gebären als ›Mütter‹ dokumentiert und trans* Frauen als ›Väter‹. Vor diesem Hintergrund findet nach wie vor keine konsequente Gleichstellung von trans*, nichtbinären, queeren und cis-Eltern statt.⁹ Wichtigerweise wird zwar durch die Ablösung des sogenannten ›Transsexuellengesetzes‹ durch das SBGG der Falschbezeichnung und dem ›Deadnaming‹ von trans* Personen in den Geburtsurkunden ihrer Kinder

8 Ediger et al. sprechen diesbezüglich von den »Nachwirkungen bzw. Kontinuitäten des Systems der Zwangssterilisation« (Ediger et al. 2021b: 25.).

9 Lucy Chebouts Analyse des Referent_innenentwurfs zum SBGG zufolge, impliziert das SBGG eine Teilreform des Abstammungsrechts, die die Eltern-Kind-Zuordnung für queere Personen »nicht leichter, sondern schwerer, komplizierter und teurer« machen wird und ein cis-heteronormatives Verständnis von Elternschaft zementiert (Chebout 2023).

ein Ende gesetzt: So ist durch die Neuregelung durch das SBGG eine geschlechtsneutrale Bezeichnung als ›Elternteil‹ in den Geburtsurkunden der Kinder trans* und nichtbinärer Eltern möglich, was für viele queere Familien zu einem diskriminierungsärmeren Alltag beiträgt (BMFSFJ 2024; Chebout 2023). Allerdings bleibt, solange das Abstammungsrecht nicht entsprechend reformiert wird, die binär-zweigeschlechtliche Eintragung als ›Mutter‹ oder als ›Vater‹ im Geburtsregister zwingend (Chebout 2023). Ersten kritischen Prognosen und Evaluierungen zufolge, wird entgegen der Hoffnungen von queeren Eltern und Personen mit Kinderwunsch auch nach dem Inkrafttreten des Selbstbestimmungsgesetzes, Elternschaft als heteronormativ und binär-zweigeschlechtlich fortgeschrieben (vgl. ebd.). Solange Elternschaft im Recht nicht konsequent von einem binären Verständnis von Geschlecht entkoppelt wird, trägt dies mit dazu bei, dass Elternwerden *und* trans* Sein als etwas figuriert wird, das sich vermeintlich ausschließt (Alaattinoğlu/Margaria 2023; Büchler/Cottier 2020; Karaian 2013).

Auf diese ›Hartnäckigkeit‹ von Repronormativität verweisen auch die Ergebnisse aus 5.2 und 5.3, indem Elternwerdenspraktiken auch über rechtliche Regelungen hinaus nach wie vor erschwert werden. So führen repronormatives medizinisches Wissen, standardisierte Versorgungspraktiken und geschlechternormative Fachkulturen dazu, dass der Zugang zur Inanspruchnahme medizinischer und geburtshilflicher Versorgung für trans* und nichtbinäre Personen erschwert wird. Nicht zuletzt wird hierdurch die medico-legale Pathologisierung (vgl. Höhne 2021) von Körpern und reproduktiven Praktiken intersektional fortgeführt. Auch in Bezug auf die in 5.3 herausgestellten Barrieren zu sozialer Teilhabe und Zugehörigkeit kann die Kontinuität der vermeintlichen Ausschließlichkeit von trans* Sein und Elternwerden herausgestellt werden. Beispielsweise kann der in 5.3.3 rekonstruierte Bedarf nach Vorbildern, sowie die in 5.3.2 herausgearbeitete fehlende Sichtbarkeit von trans* und nichtbinären Eltern mit dem breiteren gesellschaftlich-historischen Zusammenhang der bis 2011 geltenden Sterilisationsvoraussetzung von trans* Personen in Verbindung gebracht werden. Durch die jahrelange Praxis der Zwangssterilisierung von trans* Menschen wurden nicht nur Wege, leiblich Eltern zu werden aktiv verhindert, sondern auch trans* und nichtbinäre Elternschaft auf einer diskursiven, wie auch subjektiven Ebene entselbstverständlicht (vgl. Rewald 2019). Die staatliche Regulierung der Reproduktivität von trans* Menschen hat demnach mitbedingt, für wen Elternschaft überhaupt denkbar war – und ist. Dies spiegelt sich beispielsweise auch in Selbstverständnissen von trans* Personen wider,

die nicht zuletzt auch durch jene rechtlichen Vorgaben des TSGs geformt wurden (Doussa et al. 2015: 1120).¹⁰ So haben Wissenschaftler_innen im Feld der Trans Studies kritisch herausgearbeitet, wie zum Beispiel die Vorstellung, von *einem* zum *anderen* Geschlecht und unter Ausschluss reproduktiver Fähigkeiten zu transitionieren, etwas darstellt, das sich auf deutliche Weise in den Regelungen des TSGs manifestiert und zahlreiche Narrative weiterhin prägt (vgl. Goetzke 2022; Höhne/Klein 2019). Entsprechend ist die Vorstellung, dass sich trans* Sein und Elternwerden, bzw. die Nutzung reproduktiver Fähigkeiten widersprechen, etwas, das unter anderem auch innerhalb von trans* Communities reproduziert wird. Auch Sascha Rewald hält in einer der ersten Interviewstudien zum Thema trans* Elternschaft in Deutschland fest, dass neben rechtlichen und medizinischen Hürden insbesondere dann Elternschaft als etwas Unmögliches wahrgenommen wird, wenn jene Narrative von trans* und nichtbinären Personen selbst internalisiert wurden (Rewald 2021: 160; vgl. dazu auch Spahn 2016; Stotzer et al. 2014).

Entsprechend verstehe ich Repronormativität anschließend an meine situationsanalytisch generierten empirischen Ergebnisse und inspiriert durch eine neomaterialistische theoretische Perspektive als eine apparatförmige und intersektionale Grenzziehungspraxis, die weit über den Bereich Recht hinaus, Elternschaft jenseits cisnormativer Modelle auf verschiedenen Ebenen erschwert. Der Einblick in die unterschiedlichen Erfahrungen werdender trans* und nichtbinärer Eltern zeigt jedoch auch auf, dass Repronormativität Elternwerdensprozesse nicht schlicht determiniert oder ausschließlich verunmöglicht. Vielmehr verweisen die Navigationen werdender Eltern und ihrer Mitstreiter_innen darauf, wie sich Handlungsfähigkeit, einschließlich reproduktiver Handlungsfähigkeit, im Sinne einer verteilten und stets situierten Praxis (vgl. Clarke et al. 2018: 43) konstituiert, wie ich im folgenden Unterkapitel ausführe.

10 So implizierte die jahrelang geltende Sterilisationsvoraussetzung im Rahmen des TSGs, um als trans* Person anerkannt zu werden, auf die Möglichkeit, leibliche Kinder zu bekommen, zu verzichten. Menschen wurden damit in die Lage versetzt, sich entscheiden zu müssen, *entweder* in ihrem Identitätsgeschlecht anerkannt zu werden und die mitunter überlebenswichtige Gesundheitsversorgung zu erhalten *oder* fortpflanzungsfähig zu sein. Der Punkt, den ich daran anschließend an dieser Stelle machen möchte ist, dass jene Vorgaben mit-geprägt haben, dass Elternschaft für lange Zeit nur schwer als leb- und denkbarer Bestandteil von trans* Subjektivierungsweisen integriert werden konnte (vgl. Stoll 2021b).

6.2 ›Trotzdem‹ Elternwerden und verteilte Handlungsfähigkeit

»To speak only of transgender people and parenthood in terms of restrictions or discrimination would tell only part of the story, while denying agency for transgender people.« (Doussa et al. 2015: 1120)

»It would be like, you know, a joint endeavor.« (Interview Betty)

Neben den in 6.1 herausgestellten Aspekten der Erschwerung und Verkomplizierung von Praktiken des Elternwerdens zeigt die Empirie der vorliegenden Forschung auf, wie auf strategische, sorgfältige und kreative Weise hürdenbehaftete Wege des Elternwerdens bestritten werden. Die Ergebnisse veranschaulichen dabei, wie multiple Akteur_innen wie Beratungspersonen, Anwalt_innen, Fachkräfte in der Geburtshilfe, Standesbeamten_innen, Pflegeelternberatende, Jugendamtsangestellte, und Communitymitglieder neben den werdenden Eltern selbst, Teil eines »joint endeavor« (Interview Betty) sind, Elternwerdensprozesse zu navigieren. Ebenso spielen nicht-menschliche Elemente wie Dokumente, Wissen, materielle Ressourcen und symbolische Repräsentationen eine bedeutsame Rolle darin, Eltern zu werden und repronormative Hürden zu bewältigen. Dies zeigte sich etwa in 5.1.3 anhand des Tuns von Anwalt_innen und Beratungspersonen, die zu rechtlichen Herausforderungen beraten und werdenden Eltern in der Auseinandersetzung mit Ämtern und Gerichten anwaltlich beistehen. Auch NGOs und Regenbogenfamilien-, sowie Peer-Beratungsstellen mit expliziten Angeboten für (werdende) trans* Eltern stellen wichtige Akteur_innen dar, die nützliches Fach- und Erfahrungswissen bieten, um die Hürden und Diskriminierungen, die auf rechtlicher Ebene für werdende trans* Eltern und Familien bestehen, zu navigieren. Jene Akteur_innen bieten durch die geteilte Expertise praktischen und mitunter emotionalen Support, wie ausgehend der Unterstützungspraktiken einer Anwalt_in im Rahmen eines Gerichtsverfahrens deutlich geworden ist (vgl. 5.1.3). Ein wichtiger Aspekt, der diesbezüglich in den Interviews explizit gemacht wurde, ist, dass anwaltliche Unterstützung, aber auch manche Beratungsangebote in der Regel Geld kosten und daher nicht für alle gleichermaßen zugänglich sind. Ferner ist der Zugang zu Bera-

tung potenziell geografisch limitiert, da Angebote eher in größeren Städten zur Verfügung stehen. Materielle Voraussetzungen spielen zudem eine Rolle, um als Eltern rechtlich anerkannt zu werden, beispielsweise im Rahmen von Adoptions- und Pflegschaftsverfahren. Hier werden Aspekte wie Einkommen, Wohnen, Jobstabilität, aber auch Staatsangehörigkeit und Aufenthaltsstatus als Ressourcen bedeutsam, um die Chance, als Eltern offiziell anerkannt zu werden, zu erhöhen. Sich rechtlichen Hürden zu stellen und Wege zur Anerkennung als Eltern zu bestreiten, setzt demnach ein ›Ensemble‹ an sozialen, materiellen, finanziellen, wissensbezogenen und mitunter auch emotionalen Ressourcen voraus. Diese werden, wie die Ergebnisse in 5.1.3 zeigen, im Sinne handlungserweiternder Faktoren relevant, wenn (werdende) Eltern etwa vor bürokratischen Hürden stehen oder für die Anerkennung ihrer Elternschaft vor Gericht gehen müssen.

Auch zur Inanspruchnahme reproduktionsmedizinischer und geburts-
hilflicher Versorgung wurde die Bedeutung des Tuns verschiedener Akteur_in-
nen, wie beispielsweise trans*_queer sensibilisierte Fachkräfte, rekonstruiert,
um etwa bei der Planung einer Geburt zu unterstützen oder vermittelnd zwi-
schen werdenden Eltern und dem Fachpersonal einer Klinik einzutreten. Wie
in Kapitel 5.2.3 herausgearbeitet, stellen zudem Übersetzungs-, Support- und
Careleistungen von Freund_innen und anderen Verbündeten, wie Hebammen
und Doulas, bedeutsame Aspekte dar, um Bedarfe und Wissensdiskrepanzen
zwischen (werdenden) Eltern und Ärzt_innen zu vermitteln, Diskriminie-
rungspotenziale abzufedern und emotionalen Support zu leisten. Das Tun
jener ›Beteiligten‹ kann vor diesem Hintergrund als wichtige Ressource ver-
standen werden, die die Navigation repronormativer Hürden im Bereich der
Medizin erleichtert, »Schwellenängste« (Interview Randy) abbaut und den
Zugang zu (reproduktions-)medizinischer und geburtshilflicher Versorgung
vereinfacht. Die Ergebnisse haben gezeigt, wie im Zuge cis-heteronormativ
ausgerichteter medizinischer Vorgänge und Infrastrukturen Support- und
Carepraktiken von Hebammen, Doulas und anderen ›Allies‹ eine besondere
Relevanz erlangen. Dies verweist nicht nur auf die repronormativen Zugangs-
hürden, die diese Unterstützung überhaupt erst nötig machen, sondern auch
darauf, wie Handlungsfähigkeit in einem Geflecht des Tuns von multiplen
Akteur_innen hergestellt wird. Wie ich in 5.2.3 herausgearbeitet habe, stehen
jene Care- und Supportpraktiken in einer engen Verbindung mit communi-
ty-basiertem, ›alternativem‹ Medizin-, Erfahrungs- und Körperwissen, das
beispielsweise im Rahmen von Workshops und auf Social Media geteilt und
angeeignet wird. Dieses trans*_queer sensibilisierte Wissen trägt auf bedeu-

tende Weise als handlungserweiternd in der Navigation von Zugangshürden zum medizinischen Setting bei.

Auch über den Bereich der gesundheitlichen Versorgung hinaus, stellt die Herstellung eines unterstützenden sozialen Umfelds eine handlungserweiternde Ressource dar, um unterschiedliche Hindernisse, denen Menschen im Prozess des Elternwerdens begegnen, zu bewältigen (5.3.3). Informelle Vernetzungs- und Austauschpraktiken verweisen dabei auf das Fehlen von institutionalisierten Angeboten und Austauschmöglichkeiten in herkömmlichen Eltern-Kind-Kontexten. Neben »alternativem« rechtlichen und medizinischen Wissen, das zur Ressource wird, um in der repronormativ ausgerichteten Rechts-, bzw. medizinischen Versorgungslage existieren zu können, stellt sich das Erfahrungswissen, das im Rahmen von Vernetzungs- und Herstellungspraktiken von Community geteilt wird, als bedeutsam heraus (vgl. cárdenas 2016). Dieses spielt beispielsweise eine bedeutende Rolle darin, alternative Routen zur medizinisch institutionalisierten Gesundheitsversorgung zu eröffnen und bestimmte Gesundheitsleistungen »selber« (Interview Sam) machen zu können.¹¹ Dabei ist die community-basierte Vernetzung mit anderen (werdenden) trans* Eltern und entsprechend spezialisierten Fachpersonen auf Vortragsveranstaltungen und in Workshops, bei trans* Elternstammtischen und in Social-Media Gruppen eine wichtige Ressource, um Wissen zu erlangen, praktische Tipps und Support zu bekommen und Zugehörigkeit zu erfahren – und nicht zuletzt Aspekten der Ausgrenzung, Isolierung und Diskriminierung zu entgegenen, bzw. diese zu bewältigen. Insofern stellen trans*inklusive Räume und Plattformen, die Vernetzung ermöglichen und den Austausch von Wissen und Erfahrungen begünstigen, wichtige Infrastrukturen bereit, die das kollektive Navigieren von Wegen des Elternwerdens mit ermöglichen.¹² Ein an die Bildung von community-basier-

11 Beispiele dessen können selbstorganisierte Inseminationspraktiken, die Absetzung von Hormonen ohne medizinische Begleitung, oder das Durchführen von Praktiken zur Überprüfung der Spermienqualität sein, ohne auf den institutionalisierten medizinischen Kontext zurückgreifen zu müssen (vgl. cárdenas 2016; Stoll 2020).

12 Als nicht nur individuelle Ressource können an dieser Stelle community-basierte Online-Plattformen, wie bspw. [queermed-deutschland.de](https://www.queermed-deutschland.de) oder [gynformation.de](https://www.gynformation.de) genannt werden, bei denen die positiven, wie auch negativen Bewertungen von trans*, queeren, inter* und nichtbinären sowie auf andere Weise von Diskriminierung betroffenen Personen gebündelt zur Verfügung gestellt werden, um bei der Suche nach queersensibilisierten Ärzt_innen und Therapeut_innen zu helfen. Diese Projekte machen einerseits auf die Diskriminierungspotenziale in der medizinischen Gesundheitsversorgung für

ten Netzwerken anschließender handlungserweiternder Aspekt stellt zudem der Zugang zu Vorbildern und Vorstellungsmöglichkeiten von Elternschaft abseits von cisnormativen Modellen dar. So wird die Begegnung mit anderen trans* Eltern dann zur »Ressource für die innere Auseinandersetzung mit dem Thema Kinderwunsch« (Rewald 2018: 41), wenn ansonsten nur kulturelle Skripte zur Verfügung stehen, die Elternschaft durch cisnormative Mutter- und Vaterschaftsbilder repräsentieren (Doussa et al. 2015: 1128). Daran anschließend stellen positive Repräsentationen von trans* Eltern und Familien bedeutende Hilfestellungen dar, um sich vor dem Hintergrund fehlender oder negativer Repräsentationen als Elternsubjekt zu begreifen, Wege des Elternwerdens zu imaginieren und umzusetzen aber auch, um sich in der Öffentlichkeit als intelligible Eltern bewegen zu können (vgl. ebd.).¹³ Insbesondere selbstbestimmte Repräsentationen von trans* Communities – vor allem durch Soziale Medien – stellen einen bedeutenden Beitrag dahingehend dar, stereotypisierende und homogenisierende Darstellungen von Elternschaft zu diversifizieren (vgl. Hoskin/Earl 2021).¹⁴ So tragen die seit wenigen Jahren medial zunehmenden differenzierteren Repräsentation von trans* Personen (vgl. Steinmetz 2014) dazu bei, dass sich relational dazu Möglichkeiten erweitern, Elternschaft jenseits cisnormativer Modelle zu denken, welches sich wiederum auf die Handlungsmöglichkeiten von (werdenden) trans* und nichtbinären Eltern erweiternd auswirkt.¹⁵

queere Personen aufmerksam sowie auf den Bedarf an Empfehlungen trans* sensibler Ärzt_innen und trans* inklusiver Einrichtungen. Andererseits zeigt sich daran aber auch, wie sich Communities organisieren und kollektiv Ressourcen schaffen, um die Hürden in der Medizin zu mindern bzw. zu navigieren.

- 13 Siehe dazu bspw. das Webseitenprojekt ›Trans* Elternschaften‹, durch das Familienportraits trans* und nichtbinärer Eltern gezeigt werden: <https://trans-elternschaften.de/index.html>
- 14 Siehe hierzu auch die Auseinandersetzungen von Schaffer zu »anerkennde[r] Sichtbarkeit«. Schaffer thematisiert diesbezüglich unter anderem die »Bedingungen der Sichtbarkeit und der Intelligibilität«, die stets berücksichtigt werden müssen und eine »Ressource« darstellen können, Nicht-Intelligibilität zu reformulieren. Schaffer macht auch den Punkt deutlich, dass auf diese jedoch »manche mehr, manche weniger und andere gar keinen Zugriff haben« (Schaffer 2015: 19).
- 15 Ich gehe dabei davon aus, dass es kein Zufall ist, dass die Zunahme differenzierterer Repräsentationen von trans* Personen mit der Abschaffung pathologisierender Gesetzesvorschriften, wie dem § 8 TSG, einhergeht. Gleichzeitig kann Recht – und die Veränderung dessen – immer auch als ein Abbild gesellschaftlicher Aushandlungen verstan-

Die in der Empirie der vorliegenden Forschung rekonstruierten Navigationen werdender trans* und nichtbinärer Eltern stellen vor diesem Hintergrund keineswegs schlicht individuelle Handlungen oder in erster Linie soziale, biologische *oder* rechtliche Angelegenheiten dar. Vielmehr verweisen die empirischen Ergebnisse durch die Situational Analysis inspiriert, auf kollektive und relationale ›Entanglements‹, die das stets situierte und verkörperte Tun multipler Akteur_innen, aber auch spezifisches (Erfahrungs-)Wissen, materielle und soziale Ressourcen, den Zugang zu spezifischen Räumen und Vernetzungsmöglichkeiten, sowie Diskurse und Repräsentationen umfassen. An dieses Ergebnis lässt sich ein Verständnis verteilter Handlungsfähigkeit in Hinblick auf Elternwerden anschließen. So wird der Weg hin zur rechtlichen Anerkennung als Eltern nicht durch Recht determiniert, der Zugang zu Gesundheitsversorgung lediglich von außen bestimmt oder soziale Zugehörigkeit schlicht durch andere gestattet oder verwehrt – im Gegenteil zeigen die Navigationen werdender trans* und nichtbinärer Eltern auf, dass Wege des Elternwerdens kollektiv verhandelt, supportet und erkämpft werden. Die situationsanalytische Perspektive, die menschliches Handeln stets in relationaler Verbindung zur breiteren ›Situation‹ (Clarke et al. 2018: 16f.) versteht, inspiriert meine analytische Suchbewegung nach unterschiedlichen menschlichen und nicht-menschlichen Akteur_innen, die Praktiken des Elternwerdens nicht nur erschweren und normieren, sondern auch handlungsermöglichend ›agieren‹. So konstituieren sich, wie ich aufgezeigt habe, Handlungsmöglichkeiten zur Erlangung (bzw. Erstreitung) von rechtlicher Anerkennung, zum Zugang zu medizinischer Versorgung, sowie zu sozialer Teilhabe und Zugehörigkeit durch soziale, materielle, wissensbezogene, repräsentationsbezogene und emotionale Elemente bzw. einem ›Ensemble‹ aus diesen. Handlungsfähigkeit in Hinblick auf Elternwerden ergibt sich entsprechend auch nicht *nur* ausgehend von der rechtlichen Lage, dem Zugang zu medizinischer Gesundheitsversorgung *oder* ausschließlich als Produkt sozialer Kontakte; ebenso wenig wie Elternwerden schlicht ein Resultat körperlich-biologischer Möglichkeiten darstellt (Clarke et al. 2010; vgl. Thompson 2005). Wie repronormative Hürden navigiert werden (können), ist somit mit einem entsprechenden ›Entanglement‹ an sozialen, materiellen und institutionellen Faktoren verstrickt. So verstanden, stellt Handlungsfähigkeit etwas stets

den werden. Demnach stehen diskursiv verhandelte Denk-, Sag- und Sichtbarkeiten in einem relationalen, intraaktiven Verhältnis zu Recht bzw. Rechtsapparaten.

Relationales und gesellschaftlich Eingebettetes dar (Barad 2012b; Colman 2018).

Damit geht ein nicht-essentialisierendes und nicht-individualisierendes Verständnis von Herstellungspraktiken von Elternschaft einher, das anstelle von individuellen Fähigkeiten oder Eigenschaften, komplexe, relationale und stets intersektional verstrickte Verweisungszusammenhänge analytisch fokussiert. Mit dieser analytischen Perspektive schließe ich an Ansätze aus den Forschungsfeldern der Feminist Science and Technology und Queer Kinship Studies an, die Praktiken des Elternwerdens als »Herstellungsleistung« (Jurczyk 2014) konzeptualisieren, durch die nicht nur Kinder, sondern auch Eltern (Sänger 2020; vgl. z. B. Thompson 2005) und Communities (vgl. 5.2.3 und 5.3.3) hervorgebracht werden. Wie Sarah Dionisius herausstellt, ermöglicht eine an jene Forschungsstränge angeschlossene heteronormativitätskritische Perspektive, einen geschärften Blick darauf einzunehmen, was in hegemonialen Verständnisweisen von Elternwerden in der Regel unsichtbar gemacht wird (Dionisius 2020: 80). Die in dieser Forschung fokussierten – sowohl »leiblichen« wie auch »nicht-leiblichen« – Praktiken des Elternwerdens verstehe ich daran anschließend als relationale und hybride Gefüge, anstatt als singuläre, paarförmige und biologisch fundierte Fortpflanzungsakte (vgl. Stoll 2020). So zeigen die empirisch rekonstruierten Suchbewegungen auf, wie Praktiken des Elternwerdens mit spezifischem trans* sensibilisierten Wissen, konkreten materiellen, sozialen und emotionalen Ressourcen, bestimmten Vorbildern und Repräsentationen sowie der Vernetzung mit anderen werdenden trans* Eltern und deren Supportleistungen einhergehen. In Cornelia Schadlers Worten formuliert, verweist dies darauf, wie die in den Herstellungspraktiken in den Blick genommenen »Beteiligten«, bzw. »Partizipierende[n]« stets nur »mit ihren Begleitkomponenten« beschrieben werden können (Schadler 2013: 58). Die in dieser Forschung herausgearbeiteten sozialen, materiellen, wissensbezogenen und community-basierten »Beteiligten« können so als intrinsische Bestandteile der Navigation, Infragestellung und Zurückweisung repronormativer Ausschluss-, Diskriminierungs- und Isolierungserfahrungen verstanden werden. Trotz erschwerender, verkomplizierender und verunmöglichender Bedingungen handlungsfähig zu werden und jenseits cisnormativer Modelle Eltern zu werden, stellt entsprechend eine kollektive und intraaktive Praxis dar.

Damit geht keineswegs einer, die Kraft, den Mut oder die Resilienz, die individuelle Eltern(-konstellationen) an den Tag legen (müssen), um trotz repronormativer und vielfach trans*feindlicher Begegnungen Eltern zu werden,

klein zu machen. Im Gegenteil machen die Elternwerdenspraktiken, die in dieser Forschung im Zentrum stehen, deutlich, wie die hier benannten ›Entanglements‹ auf einer individuellen Ebene spürbar und verhandelt werden. Entsprechend gilt es, das individuelle Tun von werdenden Eltern und ihren ›Mitstreiter_innen‹ in ihrer *Situiertheit*, *Relationalität* und ihrer *Intraaktivität* zu verstehen. Der situationsanalytische Ansatz nach Clarke (Clarke 2005; Clarke et al. 2018) ermöglichte mir diesbezüglich eine postanthropozentristische Perspektive auf Handeln einzunehmen und nicht nur auszuloten, wer oder was alles dazu beiträgt, dass bestimmte trans* Eltern entlang repronormativer Modelle als (nicht-)intelligibel konfiguriert werden, sondern auch wie die jeweils sozial, materiell, rechtlich, diskursiv und institutionell behaftete ›Situation‹ mit-bedingt, dass Individuen *trotz* erschwerender Bedingungen handlungsfähig werden und Wege des Elternwerdens bestreiten.

Dies wurde unter anderem daran deutlich, welche Bedeutung unterschiedliche Ressourcen im Rahmen von Normalisierungsstrategien erlangen können. Wie ich anhand von Inszenierungspraktiken als ›geeignete‹ Eltern im Rahmen von Stiefkindadoptionsverfahren herausgearbeitet habe (5.1.1), spielen dabei vor allem Aspekte wie Einkommen, Wohnen und Jobsicherheit eine Rolle darin, trotz cis- und heteronormativer hegemonialer Vorstellungen dessen, was ›geeignete‹ Eltern ausmacht, ein Anerkennungsverfahren als trans* oder nichtbinäre Person erfolgreich zu durchlaufen. Auch die Option, als trans* Familie oder Elternkonstellation in der Öffentlichkeit Anerkennung zu erfahren, kann *dadurch* möglich werden, mit cis- und repronormativ kodierten Vorstellungen von Familie und Elternschaft übereinzustimmen, bzw. diese (in Teilen) zu inszenieren (vgl. Engel 2002; Mesquita 2008). Daran anschließend kann die in 5.3.2 herausgestellte Praxis, sich als ›ordentliche‹ (Interview Randy) oder ›leiblichere‹ (Interview Benno) Familie zu präsentieren oder auch sich als trans*_queere Familie ›nicht sichtbar‹ (Interview Randy) zu machen, im Sinne einer Repronormalisierungsstrategie verstanden werden, um ungewollte Aufmerksamkeit, Diskriminierung und Anfeindungen in der Öffentlichkeit zu vermeiden (vgl. Teschlade et al. 2025b). Nicht zuletzt stehen auch Herstellungspraktiken leiblicher(er) Familien in Relation zu den erschwerten Möglichkeiten, als trans*_queere Adoptiv- oder Pflegeeltern Anerkennung zu erlangen und können demnach als ›ein existenzieller Versuch, das Leben lebenswerter zu machen‹ verstanden werden (Nay 2019a, Übers. JS). Anschließend an kritische Erweiterungen des Konzepts der Homonormativität (Duggan 2002) um den Aspekt der flexiblen Normalisierung (Engel 2002; Mesquita 2008) kann festgehalten werden, wie die Tatsache,

über ein Einkommen zu verfügen, die eigenen reproduktiven Funktionen zu nutzen oder als cis positionierte Person zu passen, im Sinne einer soziomateriellen Repronormalisierungspraxis verstanden werden kann, die im Lichte gesellschaftlicher Ausschlüsse Elternwerdensprozesse möglich macht.

Daran anschließend muss hervorgehoben werden, wie jene Ressourcen und Kapazitäten sowie der Zugang dazu keinesfalls allen auf gleiche Weise zur Verfügung steht. Neben der Tatsache, dass beispielsweise der persönliche Kontakt zu Mediziner_innen und Fachkräften durch die klassenspezifische und geografische Verortung erschwert sein kann, sind auch die finanziellen Mittel keineswegs selbstverständlich, die notwendig werden, um sich eine Doula oder eine privat finanzierte Leistung einer Hebamme zu leisten.¹⁶ Auch die Möglichkeit, eine Rechtsberatung oder anwaltlichen Beistand zu finanzieren oder gar für die Geburt eines Kindes in ein anderes Land zu reisen, um eine angemessenere Geburtsurkunde zu erhalten, stellt eine Frage von materiellen Ressourcen und weitreichenden Kapazitäten dar. Zum einen verdeutlicht dies, wodurch Wege des Elternwerdens überhaupt erst zustande kommen, sowie zum anderen, wie die apparatförmige Verteiltheit von Handlungsfähigkeit intersektional verstrickt ist (vgl. Puar 2012). Was für die einen eine Ressource darstellt, verweist darauf, wie Praktiken des Elternwerdens für andere erschwert oder verunmöglicht sein können.

Ein solches Verständnis von Handlungsfähigkeit macht die Wichtigkeit einer intersektionalen Machtanalytik in Hinblick auf die Ambivalenz von Repronormativität und Repronormalisierung deutlich. Demnach kann Repronormativität, anschließend an das Verständnis der Gleichzeitigkeit von Heteronormativität und Heteronormalisierung (Mesquita 2012), als etwas verstanden werden, wonach Menschen auf paradoxe Weise sowohl ein- als auch ausgeschlossen sein können (Engel 2002: 79f.; Mesquita 2012: 50). Wie Mesquita herausstellt, impliziert dies, »dass Heteronormativität eben nicht (mehr) ausschließlich entlang binärer Ausschlussmechanismen und universeller Geltungsansprüche operiert« (Mesquita 2012: 51–52), was dem Umstand

16 Wie bereits angemerkt, stellt auch der Unterschied zwischen dem Leben im ländlichen Raum im Vergleich zur Großstadt einen immer wieder in den Interviews thematisierten Aspekt dar, der die Frage des Elternwerdens und der Handlungsfähigkeit darin, beeinflusst. Bezeichnenderweise hat sich beispielsweise ein interviewtes Paar dafür entschieden, im Zuge ihres Kinderwunsches in eine Großstadt zu ziehen, um sich ein supportendes Umfeld und die besonders gebrauchte Community dort leichter aufbauen zu können.

Rechnung trägt, dass sich einerseits zunehmend Möglichkeiten für trans* und nichtbinäre Menschen bezogen auf Elternschaft und Familienplanung eröffnen, während parallel dazu beispielsweise trans*- und queerfeindliche Gewalt zunimmt (vgl. LSVD 2025). Ausgehend von dieser Perspektive plädiere ich für eine Erweiterung des Konzepts der Repronormativität im Sinne eines Machtapparats, der sowohl weitreichende ausschließende – und verunmöglichende – Effekte zeitigt, aber auch im Sinne repronormalisierender Effekte (paradoxe) Einschlüsse und Möglichkeiten zu handeln mit sich bringen kann (Dionisius 2021b; Klapeer 2021; vgl. Mesquita 2012: 52; siehe dazu auch Nay 2017).

Mithilfe der neomaterialistisch inspirierten und situationsanalytischen Perspektivierung zeigen die in dieser Arbeit rekonstruierten Navigationen des Elternwerdens auf, wie sich Möglichkeiten zu handeln im Lichte erschwender und verunmöglichender Bedingungen auf komplexe und ambivalente Weise eröffnen. Dabei ist deutlich geworden, wie Handlungsfähigkeit bezogen auf Elternwerden nichts darstellt, das sich nur aus *einem* Gesetz, *schlicht* abhängig vom Wohnort oder *ausschließlich* ausgehend von körperlichen Fähigkeiten heraus, sondern sich vielmehr aus einem Ensemble kollektiven und intraaktiven Wirkens konstituiert. Eine neomaterialistische und intersektionale Analytik hebt dabei hervor, wodurch die (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens beschaffen sind, aber auch, wie diese in Bewegung gebracht werden können. Daran anschließend tragen die Ergebnisse dieser Forschung dazu bei, analytisch zu konkretisieren, wie sich die Normativität binärer Geschlechtlichkeit an der Schnittstelle von trans* Sein und Elternwerden konstituiert – aber auch *rekonfiguriert* werden kann, wie ich im nächsten Schritt diskutiere.

6.3 Reproduktive Gerechtigkeit und Rekonfigurationen von Repronormativität

»Indeed, intra-actions iteratively reconfigure what is possible and what is impossible – possibilities do not sit still.« (Barad 2007: 234)

»Also, der Diskurs ändert ja sich nicht dadurch, dass so'n Gesetz mal ganz kurz geändert wird, sondern in der gesellschaftlichen Imagination werden wir weiterhin eigentlich nicht diejenigen sein, die Kinder bekommen sollten. Das heißt da find' ich's auf jeden Fall *sehr* politisch, 'n sehr politischen Akt, sich dem entgegenzustellen und zu sagen ›unsere Körper und wir kriegen *auch* Kinder‹.« (Interview Benno)

Wie in Kapitel 6.1 herausgestellt, wirkt Repronormativität erschwerend auf Elternwerdensprozesse jenseits cisnormativer Modelle, während sich zugleich, wie soeben in 6.2 deutlich geworden ist, Spielräume für die Konstituierung von Handlungsfähigkeit verzeichnen lassen. Beides greife ich im Folgenden auf, um mein eingangs formuliertes Erkenntnisinteresse an den (Un-)Möglichkeitenbedingungen¹⁷ des Elternwerdens zu diskutieren. Meine Ergebnisse bringe ich dabei mit dem Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit ins Gespräch, um konzeptionelle wie auch politische Implikationen herauszustellen.

So knüpfen die Ergebnisse dieser Forschung zunächst ganz grundlegend an den Anspruch des Konzepts der reproduktiven Gerechtigkeit an, den analytischen Fokus nicht nur auf das Recht, *keine* Kinder zu bekommen zu legen, sondern auch darauf, sich *für* Kinder entscheiden zu können und diese unter guten Lebensbedingungen und frei von Gewalt aufzuziehen (Kitchen Politics 2021a: 9; Ross 2021: 19, vgl. 2.2). Diesbezüglich zeigen die Ergebnisse auf, wie

17 Vor dem Hintergrund meiner Ergebnisse verweist die Klammersetzung auf die Gleichzeitigkeit von weiter bestehenden Unmöglichkeiten und zugleich zunehmenden Möglichkeiten jenseits cisnormativer, binärer Modelle Eltern zu werden, die ich in diesem Kapitel unter Rückgriff auf das Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit diskutiere.

durch die Nicht-Intelligibel-Markierung von trans* und nichtbinären Elternschaften qua Recht, in der Medizin und durch Eltern-Kind-Einrichtungen Elternwerdensprozesse nicht nur erschwert und verkompliziert, sondern auch verunmöglicht werden.

So ist deutlich geworden, wie die für trans* und nichtbinäre Personen undurchsichtige und uneinheitliche Rechtssituation (vgl. Chebout 2023) sowie die implizite Voraussetzung, sich als trans* _queere Elternkonstellation in offiziellen Anerkennungsverfahren als »besonders geeignet« beweisen zu müssen, Elternwerdensprozessen im Weg stehen können (vgl. 5.1.1). Auch die Aussicht darauf, als Eltern nicht richtig in offiziellen Dokumenten vermerkt zu werden oder sich nach der Geburt eines Kindes bürokratischen Verfahren stellen zu müssen, die nicht auf einen ausgerichtet sind (vgl. 5.1.2), bedingt mit, dass Elternwerdensprozesse entsebstverständlicht werden. So wird die Frage »[w]er mit wem unter welchen Umständen welche Kinder bekommen kann«, wie Theresa Richarz mit Bezug auf das Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit auf den Punkt bringt, »durch rechtliche Regulierungen gefördert, erschwert oder gar verhindert« (Richarz 2022: 47).

Darüber hinaus führen Diskriminierungspotenziale und Zugangshürden im Bereich der medizinischen Gesundheitsversorgung nicht nur dazu, dass den Gesundheitsbedarfen von trans* und nichtbinären Personen nicht nachgekommen wird, sondern auch, dass Menschen mit dem Wunsch, leiblich Eltern zu werden, nicht ohne Weiteres auf reproduktionsmedizinische und geburtshilfliche Versorgungsstrukturen zurückgreifen können (vgl. 5.2.2). Hervorgehoben werden kann an dieser Stelle das Fehlen von trans*- und nichtbinär-inklusivem Fach- und Sensibilisierungswissen zu reproduktiver Gesundheit, was nicht nur zu dem Denken beiträgt, dass sich trans* oder nichtbinär Sein mit Elternwerden ausschließe, sondern auch falsche Informationen verbreitet werden.¹⁸ Vor diesem Hintergrund kommt es dazu, dass trans* und nichtbinäre Menschen in Hinblick auf Reproduktion nicht mitgedacht oder adressiert werden und die vermeintliche Ausschließlichkeit von trans* Sein und Elternwerden im Kontext der medizinischen Praxis reproduziert wird (vgl. 6.1). Dies hat nicht nur zur Folge, dass die Qualität der medizinischen Gesundheitsversorgung für trans* und nichtbinäre Menschen leidet, sondern mitunter auch, wie in 5.2.2 aufgezeigt wurde, dass Menschen

18 An dieser Stelle ist auch auf die Auswirkungen des Fehlens trans*inklusive Wissens bezogen auf Verhütung und Familienplanung hinzuweisen, das sich auf die Handlungsfähigkeit auswirkt, das Recht auf *Nicht-Elternwerden* auszuüben.

ihre reproduktive Selbstbestimmung abgesprochen wird. Die darin inhärente vermeintliche Ausschließlichkeit von trans* Sein und Elternwerden bringt Melz Owusu im folgenden Zitat auf den Punkt: »It is ironic how gaining a right – the right to be yourself and embrace your gender – can come to erase another – that to reproductive justice and quality healthcare.« (Owusu 2019)

So kann der machtförmig-ausschließende Charakter von Repronormativität beispielsweise mit der Praxis in Verbindung gebracht werden, dass Menschen vor dem Start einer Hormonersatztherapie nicht oder nur schlecht über reproduktive Fragen aufgeklärt werden (Spahn 2019: 173) oder ihnen ohne medizinische Indikation zur Entnahme reproduktiver Organe geraten wird, wie Studien und Erfahrungsberichte aufgezeigt haben (Owusu 2019; vgl. Toze 2018). Zu nennen sind an dieser Stelle wichtigerweise auch die nicht-konsensuellen medizinischen Eingriffe an inter*geschlechtlichen Kindern, die durchgeführt werden, um sie an medizinische Normen von Weiblich- oder Männlichkeit anzupassen und bei denen häufig die Fähigkeit zur Reproduktion genommen wird.¹⁹ Aus einer reproduktiven Gerechtigkeitsperspektive stehen sowohl jene offensichtliche Gewalt, die trans*, nichtbinäre und inter* Personen in der Medizin erfahren, als auch die subtileren Qualitätseinbußen und Zugangshürden zu reproduktionsbezogener Gesundheitsversorgung in Verbindung mit der cis- und heteronormativen Regulierung von Subjekten und der Verhinderung der Möglichkeit für *Manche*, selbstbestimmt Eltern zu werden.²⁰

Auch die cisnormative Kodierung von sogenannten »Eltern-Kind-Räumen« stellt eine Angelegenheit dar, die reproduktive Gerechtigkeit beeinträchtigt.

19 Obwohl im Mai 2021 das Gesetz zum Schutz von Kindern mit Varianten der Geschlechtsentwicklung verabschiedet wurde (§1631e BGB-E), weist es Lücken auf, etwa dadurch, dass Kinder ohne eine diagnostizierte Variante der Geschlechtsentwicklung nicht unter den Schutzzahmen des Gesetzes fallen (Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022: 21).

20 Weiterführend kann an dieser Stelle auf Ansätze verwiesen werden, die aus reproduktiver Gerechtigkeitsperspektive historische und gegenwärtige Praktiken der Zwangssterilisation von trans* Personen als Produkt eugenischer Bewegungen analysieren. Siehe dazu bspw. Honkasalo (2020) und Lowik (2018) sowie aus aktivistisch-journalistischer Perspektive Owusu (2019). Ediger et al. stellen ebenfalls aus reproduktiver Gerechtigkeitsperspektive heraus, dass trans* Personen mit anderen Communities, deren Reproduktion gewaltvoll durch antinatalistische, rassistische Maßnahmen verhindert wurde, eine Geschichte reproduktiver Unterdrückung teilen. Dabei beziehen sie sich auf Loretta Ross, die von einer geteilten, aber nicht identischen Geschichte spricht (Ediger et al. 2021b: 25; vgl. Ross 2017).

Denn trans* und nichtbinäre Personen erfahren hierdurch Barrieren zu sozialer Teilhabe und Zugehörigkeit, welche bedeutsame Bestandteile von Elternwerdensprozessen darstellen. So wird dadurch nicht nur trans* und nichtbinären Eltern der Zugang zu wichtigen Einrichtungen und Leistungen erschwert, sondern auch Elternschaft als weniger realistische, bzw. lebbare Möglichkeit figuriert und entselbstverständlicht. Auch alltägliche Erfahrungen von Gewalt und Diskriminierung, die marginalisierte Communities verstärkt erfahren, gilt es dahingehend mitzudenken, wie diese auf ›indirekte‹ Weise zur Erschwerung und Verhinderung von Elternwerdensprozessen beitragen (Kitchen Politics 2021a: 8). So stehen Menschen, die in besonderem Maße von Mehrfachdiskriminierung und intersektionaler Gewalt betroffen sind, wie insbesondere trans* Frauen, trans* Personen of Color und Menschen mit Be_hinderung, die auch trans* sind, vor besonderen Hürden, tatsächlich frei über das eigene Leben und die eigene Familienplanung entscheiden zu können (Gunda-Werner-Institut 2023: 8). Cisnormativität und Trans*feindlichkeit schlägt sich beispielsweise auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt nieder, welches nicht zuletzt auch die Möglichkeiten des Elternwerdens beeinflusst. Trans* und nichtbinäre Personen sind öfter als cis Personen von Arbeitslosigkeit und Armut betroffen, was verstärkt wird, wenn Menschen von Klassismus, Rassismus und Ableismus betroffen sind (LesMigraS 2012). Darüber hinaus trägt, wie in 5.3.2 herausgestellt, das Fehlen von Vorbildern und Repräsentationen anderer trans* und nichtbinärer Eltern und Familien dazu bei, dass gute Bedingungen fürs Elternwerden eingeschränkt und bereits auf der Ebene des Imaginierbaren verengt werden (vgl. Doussa et al. 2015). Die in dieser Arbeit herausgestellten repronormativen Hürden stellen aus reproduktiver Gerechtigkeitsperspektive betrachtet fundamentale Aspekte dessen dar, wie Entscheidungen in Hinblick auf Familienplanung durch intersektionale Ungleichheitsfaktoren reguliert und Möglichkeiten des Elternwerdens begrenzt werden. Trans* und nichtbinäre Elternschaften werden demnach *trotz* der Abschaffung expliziter Gesetzesvorschriften, die beispielsweise leibliche Elternwerdensprozesse von trans* Personen verhindert haben, nach wie vor auf mitunter indirekte Weise verunmöglicht.

Die gesellschaftliche Regulierung von Fragen zu Reproduktion und Familie geht dabei aus einer reproduktiven Gerechtigkeitsperspektive über ein enges Verständnis von biologischer Reproduktion hinaus. Demgegenüber nehmen reproduktive Gerechtigkeitsansätze die Regulierung von reproduktiven (Un-)Möglichkeiten im Sinne eines »Geflecht[s] von scheinbar unverbundenen Politiken« in den Blick (Ross 2021: 23). So werden leibliche und nicht-leibliche

Elternwerdenspraktiken nicht schlicht durch rechtliche Regelungen, sondern vielmehr durch ein Geflecht »systemische[r] reproduktive[r] Beschränkungen« reguliert (ebd.). Dieses spiegelt sich ebenfalls in der neomaterialistisch inspirierten und mithilfe der situationsanalytischen Methodologie herausgearbeiteten Analytik repronormativer Apparate wider, welche sich quer zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Institutionen, Einrichtungen, materiellen und symbolischen Gegebenheiten konstituieren (vgl. 6.1). Durch das Zusammendenken meiner Ergebnisse mit dem Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit möchte ich unterstreichen, wie die in dieser Forschung herausgearbeiteten Praktiken, die werdende Eltern als intelligibel oder als nicht-intelligibel figurieren, weit mehr als das beinhalten, was mit Elternwerden als im engeren Sinne verbunden gedacht (und in der Regel erforscht) wird. Daran anschließend plädiere ich dafür, die Konzeptualisierung apparatförmiger Grenzziehungspraktiken theoretisch an das Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit im Sinne eines intersektionalen und nicht-essentialisierenden Erkenntnisinstruments anzukoppeln, um die gesellschaftliche Herstellung unterschiedlicher Verwundbarkeiten zu analysieren und ernst zu nehmen (vgl. Ross 2021: 26). Daran anschließend kann zum einen betont werden, wie sich Repronormativität durch ein Zusammenspiel von u.a. institutionellen, materiellen, biologischen, sozialen und symbolischen Elementen bzw. in Haraways Worten durch ein »Ensemble heterogener Praktiken« (Haraway 1995b: 106) konstituiert sowie zum anderen, wie mittels repronormativer Apparate Individuen und Familien »in unterschiedlichem Maße von Nichtanerkennung, Ausschlussverfahren, Unsicherheit, Diskriminierung und Gewalt im Feld der Reproduktion betroffen sind« (Sänger et al. 2023: 224).

Ferner möchte ich mit dem Zusammendenken repronormativer Apparate mit dem Ansatz reproduktiver Gerechtigkeit festhalten, dass die Trennung der Bereiche Recht, Medizin und soziale Teilhabe, die die Ausführungen dieser Arbeit in Teilen strukturiert (vgl. Kapitel fünf), insbesondere analytischer und vorläufiger Natur ist. So haben die im Rahmen dieser Forschung geteilten Erfahrungen werdender Eltern gezeigt, wie die Begrenzungen in diesen Bereichen nicht voneinander getrennt werden können. Anschließend an die Perspektive reproduktiver Gerechtigkeit hat das Denken diesbezüglicher Querverbindungen eine besondere gesellschaftspolitische Relevanz: So ist Repronormativität und die Erschwerung trans* und nichtbinärer Elternschaften anschließend an die Ergebnisse dieser Forschung nichts, das lediglich im Rechtlichen, schlicht im Diskursiven oder nur auf der Ebene sozialer Interaktionen »ausgeübt« wird, sondern zeigt sich vielmehr als etwas Relationales,

das sich quer zu jenen Bereichen und unter der Beteiligung multipler Akteur_innen erstreckt. An dieser Stelle möchte ich auch auf die produktive Verquickung meiner aus den Debatten des New Materialism inspirierten theoretischen Perspektive mit der Methodologie der Situational Analysis in Hinblick auf das Nachdenken über reproduktive Gerechtigkeit hinweisen. So hat das Nachspüren von ›Entanglements‹ bezogen auf die Eingebettet- und Verortetheit sozialer Praxis gesellschaftspolitische Relevanz: Nicht nur wird es dadurch möglich, komplexe Lebensrealitäten von trans* und nichtbinären (werdenden) Eltern sichtbar zu machen, sondern auch »unerwartete[n] Zusammenhänge[n]« (Ross 2021: 23) bezogen auf das Wirken repronormativer Gefüge nachzuspüren. In den vorigen Kapiteln ist deutlich geworden, wie menschliche Akteur_innen, wie Standesbeamt_innen, Nachbar_innen und Hebammen, aber auch nicht-menschliche Artefakte und Infrastrukturen in ihrer je spezifischen Verortung und ihrem Wirken intrinsische Bestandteile von Praktiken des Elternwerdens bzw. der (Un-)Möglichkeitsbedingungen dieser darstellen. Die situationsanalytisch inspirierte relationale Analytik hat diesbezüglich anschaulich gemacht, wie durch die Beteiligung jener Akteur_innen Elternschaften jenseits cisnormativer Modelle entweder mit ermöglicht werden oder als »illegitim« und »unnormale« (vgl. Kitchen Politics 2021a: 9) konfiguriert und diszipliniert werden. Die empirischen Rekonstruktionen in dieser Forschung bergen demnach Implikationen dahingehend, konkrete Anhaltspunkte in der Kritik an Repronormativität und der Umsetzung gerechter(er) Versorgungs- und Infrastrukturen zu identifizieren.

Ganz im Sinne reproduktiver Gerechtigkeit lassen sich daran anschließend ausgehend von den im Rahmen dieser Forschung geteilten Erfahrungen von werdenden trans* und nichtbinären Eltern »transitorische Widerstandspunkte« (Sänger et al. 2023) ausmachen, die darauf verweisen, wie Repronormativität in Bewegung gebracht wird bzw. werden kann. Wie ich ausgehend von den Praktiken werdender trans* und nichtbinärer Eltern und deren ›Mitstreiter_innen‹ in Kapitel 5.1 herausgearbeitet habe, werden repronormative Anerkennungsordnungen navigiert, infrage gestellt und zurückgewiesen. Dabei wird die Normierung dessen, wer in Bezug auf Elternschaft als ›anererkennungswürdig‹ figuriert wird (und wer nicht), sowohl im ›Kleinen‹ infrage gestellt, etwa dadurch, als Polykonstellation in der Pflegeelternstelle »immer zu dritt« (Interview Benno) zu erscheinen oder binäre Elternbezeichnungen in Formularen »einfach durchzustreichen« (Interview Sam), als auch im ›Großen‹, etwa durch die zu verzeichnenden jahrelangen Kämpfe um geschlechtliche und reproduktive Selbstbestimmung. Anschließend an die in

Kapitel 6.2 herausgearbeitete Analytik verteilter Handlungsfähigkeit, stellen (verbündete) Anwält_innen und Beratungspersonen bedeutsame Akteur_innen dahingehend dar, Repronormativität im Recht anzufechten. Zu nennen sind diesbezüglich auch NGOs und Selbstvertretungsorganisationen sowie das Wissen und die Expertise, die von diesen gebündelt trans*_queeren Eltern zur Verfügung gestellt werden und eine nicht zu unterschätzende Ressource für Menschen auf ihrem Weg, *trotz* rechtlicher Hürden Eltern zu werden, darstellen (vgl. 5.1.3).

Widerstandspunkte zu repronormativen Anordnungen lassen sich auch ausgehend von den in 5.2 rekonstruierten Navigationen repronormativer Zugangshürden und Diskriminierungspotenzialen in der reproduktionsmedizinischen und geburtshilflichen Versorgung ausmachen. Beispielsweise unterscheidet sich das Wissen, das im Rahmen der Arbeit von trans* sensibilisierten Fachkräften in Anschlag gebracht und in Netzwerken zu trans* und queersensibler Geburtshilfe geteilt wird, nicht nur sprachlich von der binärvergeschlechtlichenden medizinischen Fachsprache, sondern beruht auf der Vielfalt reproduktiver Praktiken und geschlechtlicher Lebens- und Verkörperungsweisen sowie auf einem Verständnis geschlechtlicher und körperlicher Selbstbestimmung (vgl. Bundesverband Trans* 2021a; Pro Familia 2023). Dies zeigt sich etwa dann, wenn in medizinischen Debatten und Forschungen von ›schwangeren Menschen‹ oder ›Austragenden‹, anstatt (nur) von ›Frauen‹, sowie von ›Uteri‹ anstatt von ›Gebärmüttern‹ oder ›Samenspendenden‹ anstatt von ›Spendern‹ gesprochen wird (siehe z.B. Pro Familia 2022). Bedeutsam für die Zurückweisung repronormativer Anordnungen ist ebenso, dass zunehmend Forschungen zu den Bedarfen von Menschen im trans*, inter* und queeren Spektrum im Bereich der reproduktiven und geburtshilflichen Gesundheitsversorgung auf Interesse stoßen und durchgeführt werden (vgl. van Trotsenburg et al. 2022 und Salden et al. 2023). Jene Forschungen gehen zunehmend in die Entbinarisierung von Sprache zu Körpern und reproduktiven Praktiken ein sowie in medizinische und geburtshilfliche Praktiken²¹, aber auch in politische Debatten²². Daran lassen sich wichtige Veränderungen

21 Zu nennen ist diesbezüglich, dass mehrere queersensible Hebammenkollektive in den letzten Jahren in unterschiedlichen deutschen Städten sowie u.a. ein queersensibles Fortbildungskollektiv und ein Netzwerk zum Thema queere Schwangerschaften in den vergangenen Jahren gegründet wurden.

22 Siehe dazu beispielsweise das vom Gunda-Werner-Institut (Heinrich-Böll-Stiftung) herausgegebene Policy Paper »Queer und Schwanger: Diskriminierungserfahrungen und Verbesserungsbedarfe in der geburtshilflichen Versorgung« (Salden/Netzwerk

dahingehend anknüpfen, wie definiert wird, wessen Körper vermeintlich (nicht) reproduktiv sind oder werden können und dass neben cisgeschlechtlichen Subjekten auch trans* und nichtbinäre Personen zunehmend zu einer Zielgruppe der Reproduktionsmedizin werden (vgl. Sängler et al. 2023: 223).

Sich erweiternde Möglichkeitsbedingungen, jenseits cisnormativer Modelle Eltern zu werden, zeigen sich auch ausgehend von den in dieser Forschung geteilten Erfahrungen und Praktiken, die auf die Zunahme denk- und sagbarer Subjektivierungsweisen und daran anschließender Möglichkeiten, als trans* Eltern zu leben, hindeuten. Diese stehen in Verbindung mit jahrzehntelangen Kritiken von trans* Bewegungen an menschenrechtsverletzenden rechtlichen Normen und psycho-pathologisierenden medizinischen Praktiken (Hoenes/Schirmer 2018: 2; Silva 2018a). Arbeiten aus dem Feld der Trans Studies haben daran anschließend herausgearbeitet, wie konkrete trans*geschlechtliche Existenzweisen »durch hegemoniale Geschlechterregime strukturiert und bedingt sind, aber auch über sie hinausweisen können« (vgl. Halberstam 2005; Hoenes/Schirmer 2018: 6).²³ Damit einher gehen vor allem seit Anfang der 1990er Jahre zunehmende Kritiken an dem medizinischen Konzept der ›Transsexualität‹ sowie an vereinfachenden und homogenisierenden Narrativen über trans*, die von einem ›vor‹ einer Transition existierenden biologischen (und letztendlich essentialistisch gedachten) Geschlecht ausgehen (Engel 2001: 351; vgl. Karaian 2013: 215). Anschließend an jene Kritiken lässt sich eine diskursive Verschiebung vom medizinisch-rechtlich geprägten Diskurs der ›Transsexualität‹ über ›Transgender‹ und hin zu ›trans*‹ verzeichnen, durch die diverse Formen des trans* Seins, wie genderfluid, nichtbinär oder agender inkludiert und sichtbar gemacht werden und das Spektrum geschlechtlichen Seins erweitert wird (Hoenes/Schirmer 2018: 3; Polymorph 2002). Dieser ›Shift‹ bedingt nicht zuletzt auch, dass trans* und nichtbinäre Elternschaften in- und außerhalb von trans* Communities zunehmend thematisiert werden und dass sich Möglichkeiten zur Entstehung

Queere Schwangerschaften 2022) und die daran anschließende Podiumsdiskussion, die mit politischen Vertreter_innen, Aktivist_innen, Wissenschaftler_innen und Fachpersonen aus der Geburtshilfe stattgefunden hat und in der die im Policy Paper formulierten politischen Handlungsempfehlungen diskutiert wurden (Gunda Werner Institut 2022).

- 23 Zu nennen sind diesbezüglich wichtigerweise auch queertheoretisch orientierte Forschungen, die die Erfahrungen von queeren cis Personen in den Blick nehmen und beispielsweise subversive geschlechtliche Praktiken herausarbeiten (siehe z.B. Dionisius 2021b).

von Austauschräumen, Netzwerken und Ressourcen für werdende Eltern erweitern (vgl. 5.3.3).

All jene Bewegungsmomente, die sich ausgehend von den rekonstruierten Praktiken des Elternwerdens gezeigt haben, verstehe ich als bedeutsame Bestandteile des Kämpfens für reproduktive Gerechtigkeit. So tragen die Navigationen werdender Eltern, ihrer ›Mitreiter_innen‹ und ihrer Communities mit dazu bei, dass Elternschaften jenseits cisnormativer Modelle sowohl sichtbar und thematisierbar, aber auch lebbar(er) werden. Insofern verweisen sie anschließend an das Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit auf das Vermögen, den Status quo zu unterbrechen und queere Zukünfte nicht nur zu imaginieren, sondern auch umzusetzen (vgl. Ross 2021: 24). Die Ausbuchstabilisierung jener Bewegungsmomente in Anschluss an die hier entwickelte Analytik repronormativer und repronormalisierender Apparate zeigt demnach auf, dass und wie Repronormativität konfiguriert und reproduziert wird, aber auch rekonfiguriert und umgestaltet werden kann.

Entscheidend ist diesbezüglich, dass Elternwerden und Handlungsfähigkeit stets in einem relationalen Verhältnis zu den jeweils situierten und entlang von Mehrfachdiskriminierung strukturierten Ressourcen, Kapazitäten, sowie Sicht- und Sagbarkeitsverhältnissen verortet ist. Was in Bezug auf die einerseits erschwerenden Bedingungen, andererseits aber auch sich eröffnenden Wege des Elternwerdens anhand der Ergebnisse dieser Forschung deutlich geworden ist, ist dass Repronormativität und Handlungsfähigkeit sich intersektional konstituieren. Das heißt, dass beispielsweise die Frage, welche ökonomischen Ressourcen und weiteren »markers of stability« (Hank, Gespräch Rechtsberatung) im Rahmen eines Stiefkindadoptions- oder Pflegschaftsverfahrens zur Verfügung stehen, auf welche »Energie« (Interview Benno), bzw. Kapazitäten vor dem Hintergrund multipler Diskriminierungspotenziale zurückgegriffen werden kann, welches Alter und welche Staatsangehörigkeit jemand hat und ob eine Person mit einer Be_hinderung oder chronischen Krankheit Elter wird oder werden will, auf entscheidende Weise mitbedingt, wer wie Repronormativität navigieren (und zurückweisen) kann – oder nicht (vgl. u.a. 5.1.1, 5.2.2 und 5.3.3). Entscheidend ist diesbezüglich, dass jene trans* Personen, die verstärkt von Gewalt betroffen sind, wie trans* Frauen und trans* Personen of Color, an der Schnittstelle von Elternschaft und trans* Sein besonders verletzlich sind. Davon ausgehend kann in Anschluss an Arbeiten aus dem Feld queertheoretischer Forschung zu Familien- und Elternschaftskonstellationen festgehalten werden, wie *trotz* rechtlicher und sozialer Öffnungen gegenüber queeren Elternschaften, Elternwerden eine auf intersektionale Weise

verhaftete und mitunter individuell zu bewältigende Aufgabe darstellt (Dionisius 2021b; vgl. Mesquita 2011; Nay 2017). Daran anschließend lassen sich die »Kosten und Grenzen« (Sänger et al. 2023: 223) der Flexibilisierung von Normen festmachen: So geht diese nicht nur damit einher, dass werdende Eltern den Logiken von rechtlichen und medizinischen Anerkennungsordnungen entsprechen müssen, sondern auch, dass *bestimmte* trans*_*queere* Personen als reproduktive Subjekte und als potenzielle Eltern adressiert bzw. als intelligibel markiert werden und andere, beispielsweise entsprechend nationaler und sozio-ökonomischer Zugehörigkeitsordnungen, nicht (Nay 2019c; Sänger et al. 2023: 223). Gemäß der empirisch begründeten Reformulierung von Repronormativität als Apparat (6.1) impliziert dies, dass die intersektional differentielle Ermöglichung, Erschwerung oder Verunmöglichung von Praktiken des Elternwerdens notwendigerweise nicht auf individuelle »Fähigkeiten« oder körperliche »Seinsweisen« zurückgeführt und ebenso wenig schlicht auf diskursive *oder* materiell-biologische Aspekte reduziert werden kann. Was, wie und unter wessen Beteiligung von wem angefochten und verändert werden kann, so zeigen die analytischen Ergebnisse auf, ist untrennbar mit den je spezifischen Ressourcen, Voraussetzungen und Situiertheiten verbunden, die Wege des Elternwerdens für Menschen auf unterschiedliche Weise eröffnen, erschweren oder verschließen.

Daran anschließend kann mit der Koppelung meiner analytischen Ergebnisse an die Perspektive reproduktiver Gerechtigkeit festgehalten werden, dass Lebensrealitäten in komplexe und herrschaftsförmige Verhältnisse eingeflochten sind, die die Möglichkeitsbedingungen selbstbestimmter und solidarischer Lebensentwürfe mit-bedingen. Verstanden als Konfigurationen der (Un-)Möglichkeiten des Elternwerdens, entsprechen repronormative Apparate in Anlehnung an Barad den »material conditions of possibility and impossibility of mattering« (Barad 2007: 148). Gleichzeitig können die in dieser Arbeit herausgestellten Momente von Handlungsfähigkeit, die innerhalb und außerhalb von Institutionen, Einrichtungen und Communities stattfinden (6.2), als kollektive widerständige Antworten auf die historische Verweigerung der Existenz von trans* und nichtbinären Eltern verstanden werden. Daran anschließend ist festzuhalten, dass Repronormativität im Sinne einer intersektionalen und intraaktiven Machtapparatur niemals starr, sondern stets potenziell in Veränderung begriffen ist (vgl. Foucault 1983). Dabei stellen die Suchbewegungen und Kämpfe werdender trans* und nichtbinärer Eltern entscheidende Bestandteile der Infragestellung, Anfechtung und Veränderung der (Un-)Möglichkeitsbedingungen, jenseits cisnormativer Modelle Eltern zu

werden, dar. Trotz repronormativer Hürden Eltern zu werden kann demnach vor dem Hintergrund der historischen Verunmöglichung durch das TSG im Sinne eines widerständigen, »politischen Akt[s]« verstanden werden, der »unter dem Punkt, dass wir das so lange nicht durften oder nicht sollten« (Interview Benno) nicht nur repronormative Anordnungen zurückweist, sondern diese auch *intraaktiv* mit verändert bzw. in Bewegung bringt (vgl. Barad 2007: 234).

Als trans* Person auf die eigenen reproduktiven Fähigkeiten zurückzugreifen, die zur Verfügung stehenden Ressourcen in Anschlag zu bringen, um als Adoptiv- oder Pflegeelter anerkannt zu werden, oder als »Ally« aktiv zu werden, erlangt im Lichte der historischen wie auch gegenwärtigen Erschwerung von trans* und nichtbinären Elternschaften eine besondere gesellschaftspolitische Kraft. So leisten die Navigationen werdender trans* und nichtbinärer Eltern, einschließlich der damit verstrickten unterschiedlichen Akteur_innen, Initiativen und durch diese bewirkten Diskursverschiebungen einen bedeutenden gesellschaftlichen Beitrag dazu, dass das Recht, eine Familie zu gründen (EU-GRC Kap II Art 9) und das Verbot von Diskriminierung (GG Art 3, 3) tatsächlich und trotz widriger Bedingungen umgesetzt wird. Damit verbunden verweisen die in dieser Forschung fokussierten Navigationen darauf, wie das, was in einer Gesellschaft als intelligible Elternschaft konfiguriert wird, auch *anders* konfiguriert werden kann – und dass dies durch das Tun werdender trans* und nichtbinärer Eltern längst in Veränderung begriffen ist.

Die in dieser Forschung herausgearbeiteten Praktiken des Elternwerdens können demnach, inspiriert durch das Konzept des »becoming« (Barad 2007; Braidotti 2012), im Sinne fortlaufender und dynamischer Konfigurationen des Werdens verstanden werden. Die »Power« (Interview Beratungsperson Kris) kommt dabei nicht zuletzt daher, »was eben getan wird« (ebd.). Dies beinhaltet all jene Kämpfe und Initiativen ganz unterschiedlicher Mitstreiter_innen, die – im Bereich der Medizin, in der Pflege, in bürokratischen Einrichtungen, im Kontext von Aus- und Fortbildung, in Kunst, Kultur und Medien – gegen die Unsichtbarmachung, Benachteiligung und erschwerte Teilhabe von trans* und anderweitig marginalisierten Subjekten eintreten. Wenngleich es »so viele Ecken und Enden« (Interview Beratungsperson Kris) gibt, an denen es Veränderungsbedarfe gibt, machen bereits »kleine« Handlungen, wie beispielsweise geschlechtsneutrale Pronomen in einem bislang geschlechterbinär kodierten Raum zu verwenden, ein Formular mit nichtbinären Optionen zu gestalten, oder einen trans* Eltern-Stammtisch zu initiieren »schon so viel aus« (Interview Beratungsperson Kris). Auch die empirisch rekonstruierten

vielfältigen Support-, Vernetzungs-, und Wissenspraktiken werdender trans* und nichtbinärer Eltern und ihrer ›Mitstreiter_innen‹ stellen wichtige Bestandteile eines breiteren Rekonfigurationsprozesses von Repronormativität dar.

Als apparatförmig verstanden, konstituieren sich Bewegungsmomente von Repronormativität in einer Gleichzeitigkeit von vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Rekonfigurationen der Welt (Barad 2007: 142; Braidotti 2012: 32). Wesentlicher Bestandteil davon sind die historischen Kämpfe von trans* und queeren Menschen, Bewegungen, Communities und ihren Allies, die in unsere Gegenwart wirken. Rekonfigurationen von Repronormativität umfassen demnach sowohl Handlungen auf einer individuellen, institutionellen, diskursiven, wie auch kollektiven Ebene, wobei diese als intraaktiv konzeptualisiert werden können: Veränderungen im ›Großen‹, etwa auf der rechtlichen Ebene, beeinflussen Initiativen im ›Kleinen‹ und andersherum und können jeweils als Bestandteile der »ongoing reconfigurings of the world« (Barad 2003b: 818) verstanden werden, die die affirmative Öffnung von Denkräumen und die Produktion von neuen Handlungsmöglichkeiten bewirken (Stoll 2021a; vgl. Sullivan/Davidmann 2016).

Daran anschließend lässt sich die Frage bearbeiten, was es braucht, um die Möglichkeitsbedingungen von Elternschaft jenseits cis-heteronormativer Modelle zu erweitern und repronormative Ausschlüsse zu rekonfigurieren. Das Verständnis repronormativer Apparate (6.1) hilft dabei, eine intersektionale und auf die Komplexität von Machtverhältnissen orientierte Perspektive einzunehmen, um eine vereinfachende Analyse zu vermeiden. Wie auch Ediger, Kyere und Mazzaferro in ihrem Text »Kämpfe um Reproduktive Gerechtigkeit. Oder: Was heißt eigentlich ›queere Reproduktion‹?« festhalten, reichen »[t]rans*-liberale Politiken, die davon ausgehen, dass die soziale Exklusion von trans* Menschen mit Kindern oder ohne Kinder vorrangig oder ausschließlich über juristische Reformen, positive mediale Repräsentationen und die Neuordnung exkludierender Institutionen bekämpft werden kann, [...] zur Thematisierung solcher Ausschlüsse nicht aus« (Ediger et al. 2021b: 27; vgl. auch Raha 2016). Wie durch die vorgenommene Situational Analysis deutlich geworden ist, braucht es auch eine Bekämpfung von rassistischer Gewalt, ökonomischer Benachteiligung und weiteren Formen von Diskriminierung, um reproduktive Ungerechtigkeit abzubauen (vgl. National Women's Law Center 2015). Auch die Forderungen zur Entschädigung von trans* und inter* Personen, die Opfer von erzwungenen Sterilisationen geworden sind, stellen einen bedeutsamen Bestandteil reproduktiver Gerechtigkeit dar, die es

nach wie vor zu erkämpfen gilt (Bundesverband Intersexuelle Menschen e.V. 2020; Bundesverband Trans* 2019b). Entsprechend reicht es nicht aus, wie Benno im Interview auf den Punkt bringt, dass »so'n Gesetz mal ganz kurz geändert wird« (Interview Benno). Vielmehr muss das Geflecht verstrickter Machtverhältnisse, das die vermeintliche Ausschließlichkeit von trans* Sein und Elternwerden aufrechterhält, in ihrer Komplexität adressiert werden. Dabei darf die Diskussion über reproduktive Gerechtigkeit für trans* und nichtbinäre Eltern weder bei Fragen zu körperlicher Selbstbestimmung, noch zu Sprache und Repräsentation aufhören, sondern muss zugleich die vielfältigen materiellen Gegebenheiten, etwa in Hinblick auf den Zugang zu Gesundheitsversorgung, Wohnraum, sozialer Teilhabe und Lebensqualität berücksichtigen (vgl. Owusu 2019). Die in dieser Forschung fokussierten Praktiken des Elternwerdens zeigen diesbezüglich auf, dass sich vieles – auf rechtlicher, sozialer, materieller, bürokratischer *und* diskursiver Ebene – unter dem Einsatz multipler Akteur_innen verändern muss, um repronormative, ausschließende und gewaltvolle gesellschaftliche Verhältnisse gerechter zu gestalten. Dabei darf nicht aus dem Blick geraten, dass jene Anfechtungen – insbesondere in Zeiten erstarkender rechter Positionen und Angriffe – überhaupt nötig sind. Denn Repronormativität stellt eine hartnäckige machtförmige Anordnung dar, die immer wieder aktualisiert wird.²⁴ Als machtförmiger Apparat verstanden, wirkt Repronormativität ebenso wie Heteronormativität demnach »nicht als transhistorische, universell wirksame, binäre Norm«, sondern im Sinne eines »veränderlichen, sich mit der Verschiebung gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse wandelnden Normenkomplex[es]« (Mesquita 2012: 51). Für ein Nachdenken darüber, was es für reproduktive Gerechtigkeit in der Zukunft braucht, kann entsprechend von den intersektionalen Kämpfen aus der Vergangenheit gelernt werden. Dabei gilt es stets »die historische Verstrickung sexueller, geschlechtlicher, klassenspezifischer, rassistischer und weiterer im Geflecht von Körper, Gesundheit, Alter, Reproduktionsfähigkeit etc. verankerter Normen [...], die nach wie vor von zentraler Bedeutung für heteronormative Vorstellungen sind« (Mesquita 2012: 51f.), zu

24 Nicht zuletzt zeigt sich dies beispielsweise anhand von rechten Narrativen, die in die Forderung eingehen, das SBGG wieder aufzuheben (siehe dazu bspw. das diesjährige Wahlprogramm von CDU und CSU) oder anhand der zu verzeichnenden Zunahme an trans*- und queerfeindlicher Hasskriminalität. Siehe hierzu die Berichte vom LSVD (2025) sowie zu Österreich von Amnesty International (2025) und von LGBTIQ Helpline (2025) zur Schweiz.

berücksichtigen. Dies machen die in dieser Forschung empirisch herausgearbeiteten kollektiven Praktiken und Allianzen deutlich, die repronormative Ausschlüsse anfechten und notwendigerweise weit darüber hinausgehen, was im engeren Sinne als eltern- aber auch als trans*spezifisch verstanden wird. Insofern bewirken die Navigationen und Umarbeitungen repronormativer Apparate nicht nur, trans* und nichtbinäre Elternschaften denk- und lebbarer zu machen, sondern auch die Lebensbedingungen jeglicher Formen von familialem Zusammenhalt und gemeinschaftlicher Sorge lebenswerter zu gestalten. Zudem gilt es an dieser Stelle hervorzuheben, dass dies auch die reproduktive Selbstbestimmung von nicht-trans* Personen betrifft. Die Ergebnisse dieser Forschung stehen demnach für eine Perspektive, die stets nach gemeinsamen Bedarfen von ganz unterschiedlichen trans* und cis Familien sowie allen pathologisierten, ökonomisch und sozial marginalisierten und als unerwünscht markierten Subjekten fragt (vgl. Ediger et al. 2021b: 27ff.).

7. Fazit, Ausblick und mögliche Anschlüsse an die Ergebnisse dieser Forschung

Mit dem Interesse an der Erkundung der (Un-)Möglichkeitsbedingungen, jenseits cisnormativer Modelle Eltern zu werden, standen die Erfahrungen und Perspektiven von trans* und nichtbinären Personen im Mittelpunkt dieser Forschung. Ausgangspunkt war das Ziel, einen empirischen Beitrag zur Erweiterung der bestehenden Forschungslandschaft zu leisten, in der bislang die Lebensrealitäten von trans* und nichtbinären Personen an der Schnittstelle zu Elternwerden kaum, bzw. lediglich am Rand berücksichtigt wurden (vgl. 2.1). Geleitet hat mich darüber hinaus das Interesse an dem *Wie* von Praktiken des Elternwerdens trans* und nichtbinärer Personen, einschließlich der Herausforderungen und Möglichkeiten von Wegen zur Elternschaft, sowie die Frage, woraus sich diese konkret konstituieren. Methodologisch bin ich diesem Vorhaben mit der Auslotung der situationsanalytisch verstandenen ›Situation‹ nachgegangen, um so Praktiken des Elternwerdens – und daran anschließend Repronormativität – in ihrer Komplexität und über eine individualisierende Perspektive hinaus zu erkunden. Dem nachgehend habe ich jene vielfältigen – unter anderem sozialen wie auch materiellen – Aspekte systematisch in den Blick genommen, die die Handlungsmöglichkeiten werdender trans* und nichtbinärer Eltern sowie auch die machtvollen Beschränkungen dessen, mit-bedingen.

Gezeigt hat sich dabei, wie Elternwerdensprozesse jenseits cisnormativer Modelle auf multiple Weise erschwert und verhindert werden, während gleichzeitig Elternschaft durch unterschiedliche Praktiken navigiert, erkämpft und gelebt wird. Dieses Ergebnis habe ich über die genauere Betrachtung von Hürden und Umgangsweisen hinsichtlich der rechtlichen Anerkennung und Dokumentierung von Elternschaft, im Bereich der medizinischen Gesundheitsversorgung sowie in Hinblick auf soziale Räume und Communities herausgearbeitet. Im Folgenden werfe ich einen rückblickenden und zusammenfassenden

den Blick auf meine Ergebnisse, ordne diese im breiteren Forschungsfeld ein und formuliere einen Ausblick, bei dem ich auch auf die Grenzen dieser Arbeit, mögliche Anschlüsse und weitere Forschungsbedarfe eingehe.

So habe ich in Kapitel 5.1 herausgearbeitet, wie komplexe rechtliche und bürokratische Herausforderungen navigiert werden müssen, um als Eltern anerkannt und dokumentiert zu werden. Deutlich wurde, dass sich trans* und nichtbinäre Menschen im Rahmen von Stiefkindadoptions- und Pflegschaftsverfahren als besonders »elterngerecht« beweisen müssen, um der Anrufung als »eigentlich ungeeignete« oder »nicht-vorgesehene« Eltern zu entgehen. Faktoren wie Einkommen und Wohnverhältnisse spielen dabei im Sinne von Eignungsanforderungen eine wichtige Rolle, um repronormativen Ablehnungsrisiken zu begegnen, die zusätzlich entlang von ableistischen, rassistischen, adultistischen und klassistischen Stereotypen verstärkt sein können (5.1.1). Auch bezogen auf die Dokumentierung des rechtlichen Eltern-Kind-Verhältnisses wurden besondere Herausforderungen deutlich, denen trans* und nichtbinäre Eltern begegnen. So stehen werdende Eltern aber auch Standesbeamten_innen vor der Aufgabe, eine Handhabe mit Formularen, Dokumenten und bürokratischen Verfahren zu finden, die bislang nicht konsequent auf Elternkonstellationen abseits cisnormativer, paarförmiger Modelle ausgerichtet sind. Trans* und nichtbinäre Eltern werden dadurch diskriminiert und müssen unter Umständen mit zeitlichen Verzögerungen und weiteren Komplikationen im Ausstellungsprozess wichtiger Dokumente umgehen. Analytisch habe ich herausgearbeitet, wie Repronormativität im Recht im Sinne eines intraaktiven Gefüges wirksam wird: sowohl das Tun von werdenden Eltern und beteiligten Angestellten in Ämtern, materielle Artefakte wie Formulare und Dokumente, die im Rahmen von bürokratischen Verfahren relevant werden sowie die in Adoptions- oder Pflegschaftsverfahren bedeutsam gemachten sozialen, materiellen und finanziellen Ressourcen bedingen mit, dass Eltern als »(nicht) geeignet«, bzw. »(nicht) dokumentierbar« figuriert werden. Die rechtliche Anerkennung und Dokumentierung von Eltern wird, sofern diese von cisnormativen Modellen abweichen, durch das spezifische Zusammenspiel jener Akteur_innen, bzw. Elemente verkompliziert oder auch verunmöglicht.

Von der Inszenierung als »besonders« geeignete Eltern im Rahmen von Stiefkindadoptions- und Pflegschaftsverfahren, über das eigenständige Durchstreichen binär ausgerichteter Formulare, bis hin zur strategischen Abwägung der Personenstandsänderung, um als rechtliche Eltern anerkannt zu werden, gehen Eltern auf vielfältige Weise mit jenen rechtlichen und bürokrati-

tischen Hürden um. So konnte ich rekonstruieren, wie werdende trans* und nichtbinäre Eltern vorausschauend und strategisch vorgehen, um Probleme, beispielsweise bei der Dokumentierung des Eltern-Kind-Verhältnisses zu vermeiden und Diskriminierungspotenziale zu minimieren (5.1.3). Deutlich wurde ferner, wie trans* und nichtbinäre Eltern unter anderem per Gerichtsverfahren die Anerkennung bzw. richtige Dokumentierung ihrer Elternschaft bestreiten und welche personellen, sozialen und materiellen Ressourcen, wie etwa Geld, der Kontakt zu Anwält_innen, Zeit und emotionale Kapazitäten hierbei erforderlich werden. Herausgearbeitet habe ich daran anschließend, wie trans* und nichtbinär Sein insbesondere durch das Abstammungsgesetz in einem Widerspruch zu Elternsein konfiguriert wird und wie (werdende) trans* Eltern vor diesem Hintergrund ein erhebliches Maß an zusätzlicher Mehrarbeit aufbringen müssen, um Bewältigungsstrategien zu entwickeln, Umwege zu navigieren und (rechtliche) Unterstützung zu erhalten (5.1.3). Deutlich geworden ist dabei, wie die Navigation rechtlicher Hürden eine mehr-als-nur-individuelle Angelegenheit darstellt: Anwält_innen und Beratungspersonen, der Support durch Communities sowie materielle, personelle, wissensbezogene und mitunter auch emotionale Ressourcen werden in ihrem Zusammenspiel bedeutsam, um Repronormativität im Recht zu navigieren (5.1.4).

Auch in Bezug auf die Inanspruchnahme medizinischer Gesundheitsversorgung wurden besondere Hürden herausgearbeitet, die werdende trans* und nichtbinäre Eltern erfahren (5.2). Dabei wurde deutlich, wie im Rahmen medizinischer Standards werdende Eltern und Menschen mit Kinderwunsch bzw. ihre reproduktiven Praktiken und Körper als heterosexuell, cis-geschlechtlich und dyadisch vorausgesetzt werden. Als Konsequenz davon wurde deutlich, wie werdende trans* und nichtbinäre Eltern in reproduktionsmedizinischen und geburtshilflichen Settings als ›besonders‹ angerufen und als ›Andere‹ figuriert werden. Als bedeutsam habe ich dabei die cis- und heteronormative Ausrichtung von Infrastrukturen sowie die Cis- und Repronormierung von medizinischem Fachwissen herausgestellt, die, gepaart mit einem fehlenden Sensibilisierungswissen von Seiten von Fachkräften hinsichtlich Geschlechtervielfalt, dazu beiträgt, dass sich (werdende) trans* und nichtbinäre Eltern erklären müssen und nicht die Gesundheitsversorgung oder die Informationen bekommen, die sie benötigen. In der Konsequenz kommt es nicht nur zu einer mangelnden Versorgungsqualität, sondern auch dazu, dass Menschen im Rahmen der medizinischen und geburtshilflichen Versorgung die reproduktive Subjektivität und Selbstbestimmung – teils subtil, teils aber

auch auf vehemente Weise – abgesprochen wird (5.2.1). Herausgestellt habe ich vor diesem Hintergrund, wie sich komplexe Zugangshürden für trans* und nichtbinäre Personen in Hinblick auf die Inanspruchnahme reproduktionsmedizinischer und geburtshilflicher Versorgung konstituieren. Empirisch zeigte sich, wie Abhängigkeitsverhältnisse gegenüber Ärzt_innen sowie die Angst, infrage gestellt zu werden oder transitionsspezifische Leistungen verweigert zu bekommen, bedingen, dass werdende Eltern, insbesondere sofern sie von Mehrfachdiskriminierung betroffen sind, aus strategischen Gründen auf diese verzichten (5.2.2). Repronormativität habe ich daran anschließend im Sinne einer komplex konstituierten Grenzziehungspraxis herausgestellt, die den Zugang zu medizinischer Gesundheitsversorgung erschwert, welches verstärkt wird, sofern Menschen mehrfachmarginalisiert werden: So werden (werdende) trans* und nichtbinäre Eltern und deren reproduktive Praktiken durch medizinisches Fachwissen, eine binär-vergeschlechtlichende Fachsprache sowie durch medizinische Infrastrukturen, die nicht auf trans* und nichtbinäre Personen ausgerichtet sind, als erklärungsbedürftig, kommentierungs- und fragwürdig figuriert. Die Zugangshürden, denen trans* und nichtbinäre (werdende) Eltern begegnen, bedingen sich demnach, wie ich in 5.2.2 herausgestellt habe, aus der Verstrickung von institutionalisiertem binären Geschlechter- und Körperwissen, vergeschlechtlichten Fachkulturen, institutionalisierten Infrastrukturen, ökonomisch bedingten Normierungen sowie intersektionalen Machtverhältnissen im Bereich der reproduktionsmedizinischen Gesundheitsversorgung und Geburtshilfe.

Die empirischen Suchbewegungen haben darüber hinaus deutlich gemacht, dass trans* und nichtbinäre werdende Eltern jene Zugangshürden und Diskriminierungspotenziale auf unterschiedliche Weise navigieren. Von der vorausschauenden Planung von Geburten, bei der das ärztliche und pflegerische Personal vorab informiert wird, über das Einschalten von unterstützenden Fachkräften, um spezifische Bedarfe und Wissensdiskrepanzen im klinischen Setting zu vermitteln, bis hin zu humorvollen Coping-Strategien, um mit belastenden Erfahrungen umzugehen, habe ich verschiedene Praktiken im Umgang mit Diskriminierungspotenzialen in der Medizin und Geburtshilfe rekonstruiert. Dabei wurde die Bedeutung von Ärzt_innen, Hebammen und Doulas sichtbar, die vermittelnd, supportend und als Mistreiter_innen im Rahmen von Praktiken des Elternwerdens oder -werdenwollens aktiv werden, ebenso wie die Relevanz von community-basiertem ›alternativem‹, Medizin-, Erfahrungs- und Körperwissen, das beispielsweise im Rahmen von Workshops, Broschüren und auf Social Media geteilt und

angeeignet wird. Handlungsfähigkeit konstituiert sich, wie ich in 5.2.3 herausgestellt habe, aus einem Geflecht des Tuns multipler menschlicher und nicht-menschlicher Akteur_innen, wie in den Navigationen werdender Eltern und den Carepraktiken von Ärzt_innen, Freund_innen und anderer ›Allies‹, wie Hebammen und Doulas deutlich geworden ist.

Neben den Bereichen Recht und Medizin habe ich ferner Aspekte zu sozialer Teilhabe, Sichtbarkeit und Zugehörigkeit an der Schnittstelle von trans* und Elternwerden bzw. -sein mit Blick auf Nachbar_innenschaften und Eltern-Kind-Räume herausgearbeitet (5.3). Dabei habe ich rekonstruiert, wie Elternschaft aufgrund der binär-vergeschlechtlichenden Kodierung von Räumen, Aktivitäten und Artefakten als cis-vergeschlechtlicht vorausgesetzt wird und (werdende) trans* und nichtbinäre Eltern als erklärungsbedürftig bzw. nicht-zugehörig figuriert werden. In dem Zusammenhang zeigte sich, dass trans* und nichtbinäre (werdende) Eltern Barrieren zum Zugang zu sozialen Räumen und sozialer Teilhabe sowie Isolierung erfahren. Jene isolierenden Erfahrungen können zudem stets durch multiple Ungleichheitsaspekte bzw. weiteren potenziell marginalisierenden Faktoren wie Klasse und Armut, Alter, Migrantisierung, *Race* und Be_hinderung verstärkt sein (5.3.1). Ferner wurde ausgehend vom Material deutlich, dass trans* und nichtbinäre (werdende) Eltern eine besondere ›Sichtbarmachungsnotwendigkeit‹ bezüglich ihres trans* Seins sowie bezogen auf die Entstehungsgeschichte ihrer Kinder erfahren (5.3.2). Sichtbarkeit als trans* Elter oder trans*_queere Familie stellt dabei jedoch eine potenzielle Angriffsfläche für repronormative Gewalt dar, die intersektional verstrickt bzw. verstärkt sein kann. Zentrales Ergebnis dieser Auseinandersetzung ist, dass sich die vermeintliche Ausschließlichkeit von trans* Sein und Elternwerden nicht nur qua rechtlicher und/oder medizinischer Institutionen, sondern auch im Rahmen sogenannter ›Eltern-Kind-Räume‹ sowie auf einer sichtbarkeits- bzw. repräsentationsbezogenen Ebene konstituiert und verhandelt wird. Dabei habe ich aufgezeigt, wie sich der Ausschluss von trans* und nichtbinären (werdenden) Eltern durch ein Zusammenspiel binär-kodierter Räume, unterschiedlicher darin agierender Akteur_innen und normativ konnotierter Sichtbarkeitsverhältnisse konstituiert (5.3.4).

Vor dem Hintergrund dieser widersprüchlichen Anrufungen habe ich unterschiedliche Umgangsweisen in Hinblick auf (un-)sichtbar Sein rekonstruiert, etwa dadurch, bewusst ›präsent‹ zu sein, um trans*feindlichen Anfeindungen zuvorzukommen oder sich als trans*_queere Familie unsichtbar zu machen, um Diskriminierung und Gewalt zu vermeiden oder zu mini-

mieren. Bedeutsam dabei ist, dass repronormative Sichtbarkeitsverhältnisse sowie daran anschließend die Navigationen (werdender) Eltern auf komplexe, intersektionale Weise verstrickt sind: So zeigen meine Ergebnisse in 5.3.2 auf, dass trans* und nichtbinäre Personen eine besondere Verletzbarkeit an der Schnittstelle zu Elternsein erfahren, wobei bedeutsam ist, dass trans* Eltern an den Kreuzungspunkten von Rassismus, Ableismus und Trans*Misogynie verletzbarer sind als andere. Besondere Bedeutung bekommt in diesem Zusammenhang repräsentationale und diskursive Sichtbarkeit, die Möglichkeitsräume dafür schafft, als Elternsubjekte zu existieren und sich als solche identifizieren zu können. Wie trans* Personen, bzw. trans* Eltern jedoch repräsentiert werden, spielt vor dem Hintergrund existierender negativer Stereotypen eine bedeutende Rolle. Selbstbestimmte, community-basierte Darstellungen tragen demnach beispielsweise gegenüber sensationalisierenden Repräsentationen dazu bei, dass repronormative Sichtbarkeitsverhältnisse inklusiver werden und Barrieren zu sozialer Teilhabe abgebaut werden können.

Daran anschließend konnte ich aufzeigen, wie werdende Eltern informelle und kreative Wege bestreiten, um sich mit anderen trans* und nichtbinären Eltern und deren ›Allies‹ zu vernetzen, Erfahrungen auszutauschen und sich Wissen anzueignen (5.3.3). Dabei habe ich jene Vernetzungspraktiken im Sinne einer Ressource rekonstruiert, um Vorbilder für eigene Elternwerdensprozesse zu bekommen, diskriminierende Hürden zu antizipieren und um sich Wissen anzueignen, das andernorts nicht oder nur schwer auffindbar ist. Ferner wurde die aktive Herstellung eines emotional supportenden Umfeldes im Sinne einer wichtigen Ressource deutlich, um als werdende Eltern Diskriminierung zu bewältigen, Isolierungsfaktoren entgegenzuwirken und (zukünftige) Zugehörigkeit zu gewährleisten. Praktiken der Vernetzung und Communitybildung können daran anschließend als kollektive und produktive Suchbewegungen festgehalten werden, die Elternschaft auf einer sozialen, wissensbezogenen, repräsentationalen wie auch emotionalen Ebene thematisier-, imaginier- und umsetzbar machen und nicht zuletzt auf bedeutsame Weise dazu beitragen, den Mut für die Realisierung eigener Elternwerdensprozesse aufzubringen (vgl. 5.3.3). Herausgearbeitet wurde dabei auch, dass Zugehörigkeit und Community entlang von sozialer Herkunft und Normen rund um Familie intersektional erschwert, bzw. begrenzt sein kann. So werden anschließend an die normative Anforderung, als trans* Personen ›besonders gute‹ Eltern zu sein, *bestimmte* Formen von Elternschaft und Familie normalisiert, während *andere* dethematisiert oder gar nicht erst mitgedacht werden.

Herstellungspraktiken von Community an der Schnittstelle von trans* und Elternsein produzieren demnach einerseits Möglichkeiten sozialer Teilhabe und Zugehörigkeit im Lichte repronormativer Ausschließungen, tragen andererseits aber auch dazu bei, dass interdependente Ausschlüsse, repronormalisierende Vorstellungen von Elternschaft und Grenzen von Zugehörigkeit produziert, bzw. fortgeschrieben werden (5.3.4).

Zusammenfassend zeigen diese Ergebnisse auf, wie die Anerkennung rechtlicher Eltern- und Pflegeelternschaft repronormativ verkompliziert wird, die Inanspruchnahme medizinischer Gesundheitsversorgung durch repronormative Zugangshürden erschwert werden und (werdende) Eltern aufgrund ihres trans* oder nichtbinär Seins repronormative Barrieren zu sozialer Teilhabe und Zugehörigkeit erfahren. Herausgestellt habe ich zentralerweise dabei, wie trans* Sein und Elternwerden als etwas sich vermeintlich Ausschließendes figuriert wird. Dabei werden unter der Beteiligung sozialer wie auch materieller Aspekte Elternschaftskonstellationen auf einem Spektrum von (Nicht-)Intelligibilität angeordnet. Dem konnte ich durch die ›diffraktive‹ Lektüre meiner empirischen Ergebnisse mit dem Konzept der Repronormativität (Stritzke/Scaramuzza 2016; Weissman 2017) und mit Karen Barads Verständnis apparatförmiger Grenzziehungspraktiken (Barad 2003a, 2007) nachgehen und herausarbeiten, wie Repronormativität im Sinne eines apparatförmigen und intersektionalen grenzziehenden Gefüges wirkt (6.1). Mit dieser Analyse leiste ich neben dem empirischen Einblick in die Auswirkungen von Repronormativität auf die Wege des Elternwerdens trans* und nichtbinärer Personen einen theoretischen Beitrag zu heteronormativitätstheoretischen Debatten. So trägt die Konzeptualisierung repronormativer Apparate zur theoretischen Bestimmung des Konzepts der Repronormativität und dadurch zur Erweiterung einer cis- und heteronormativitätskritischen Analytik bei. Konkret umfasst dies ein nuancierteres Verständnis dessen, wie Repronormativität durch das Tun multipler menschlicher und nicht-menschlicher Akteur_innen konstituiert und wirksam wird. Gegenüber dem Konzept der Heteronormativität lässt sich dadurch analytisch bestimmen, worin die ›Hartnäckigkeit‹ machtförmiger Anordnungen in Hinblick auf Elternschaft, Reproduktion und Geschlecht, aber auch die Potenziale für die Veränderung diesbezüglicher Machtwirkungen liegen. So werden, wie ich in 6.1 herausgestellt habe, Elternwerdensprozesse von trans* und nichtbinären Personen auch nach der Reform bzw. Abschaffung trans*diskriminierender Gesetze erschwert: repronormative Hürden und Ausschließungen haben trotz der Verfassungswidrigerklärung von § 8 TSG, aber auch nach der Ersetzung des

TSGs durch das SBBG nach wie vor Kontinuität. Dies hängt zentralerweise damit zusammen, dass eine Reform des Abstammungsgesetzes aussteht, die die gleichberechtigte Existenz von trans*, inter* und nichtbinären Eltern und Familien konsequent berücksichtigt (Chebout 2023). Darüber hinaus kann die Wirkmächtigkeit und ›Hartnäckigkeit‹ von Repronormativität in Anschluss an meine Analyse mit der Apparatförmigkeit repronormativer Grenzziehungen in Verbindung gebracht werden. Dadurch, dass sich Repronormativität quer zu den Bereichen Recht, Medizin und sozialer Teilhabe sowie unter Einschluss von individuellen Akteur_innen, Institutionen, Diskursen, materiellen Artefakten und Infrastrukturen konstituiert, erlangt die naturalisierte Vorstellung von binärer Zweigeschlechtlichkeit bezogen auf Reproduktion und Elternschaft den Charakter einer allgegenwärtigen Selbstverständlichkeit und wird auf multiple Weise tief gesellschaftlich verankert (6.1). Als ein wichtiges Element der Erweiterung heteronormativitätstheoretischer Debatten zu queerer Elternschaft kann daran anschließend die neomaterialistische Perspektivierung herausgestellt werden, die die Erkundung von Elternwerdenspraktiken in dieser Forschung theoretisch inspiriert hat. Damit knüpft meine Forschung an jene Debatten an, die die sozialwissenschaftliche und soziologische Forschungslandschaft um postanthropozentrische Perspektiven zu erweitern suchen (vgl. Hoppe 2022). Die analytischen Ergebnisse meiner Forschung tragen daran anschließend dazu bei, die Analyse repronormativer Machtverhältnisse im Sinne soziomaterieller Gefüge zu nuancieren, aber auch herauszustellen, wie diese in Bewegung gebracht werden (können).

Das *Wie* von Elternwerdensprozessen in den Mittelpunkt der Forschung zu rücken, hat dabei das Nachspüren von Weisen der Verhinderung und Normierung von Elternschaft, aber auch jenen handlungsfähigkeitseröffnenden Voraussetzungen ermöglicht, die über Elternwerden im engeren Sinne hinaus bedeutsam werden. So eröffnete mir das durch Barad inspirierte neomaterialistische Verständnis verteilter Handlungsfähigkeit eine Analyse von Elternwerdenspraktiken in einem relationalen Verhältnis zu den soeben benannten institutionalisierten Vorgängen, Akteur_innen, unterschiedlichen Artefakten sowie multiplen materiellen, sozialen und emotionalen Ressourcen vorzunehmen. Wie ich in Kapitel 6.2 argumentiert habe, stellen die in dieser Forschung betrachteten Elternwerdenspraktiken demnach keineswegs schlicht individuelle Handlungen oder in erster Linie biologische *oder* soziale Angelegenheiten dar, sondern konstituieren sich vielmehr aus kollektiven und relationalen ›Entanglements‹. Die auf Werdensprozesse ausgerichtete empirische Suchbewegung hat es mir demnach ermöglicht, einer nuancierten Erkundung des-

sen nachzugehen, wie Elternschaft auch *abseits* formaler, bzw. rechtlicher Ausschlüsse reguliert, verkompliziert oder gar verhindert wird, aber auch was (alles) zur Konstituierung von Handlungsfähigkeit beitragen kann: So sind es stets situierte Tun multipler Akteur_innen, die Existenz von Repräsentationen und Vorbildern, spezifisches Fach- und Erfahrungswissen, der Zugang zu spezifischen Räumen und Vernetzungsmöglichkeiten sowie die multiplen materiellen, sozialen und emotionalen Ressourcen, die in ihrem Zusammenspiel dazu beitragen, trotz repronormativer Ausschlüsse Eltern zu werden – oder nicht. Mit dieser Perspektive wird nicht nur der Stand der Forschung zu Elternwerdenspraktiken und Queer Family empirisch um die Erfahrungen und Perspektiven von trans* und nichtbinären Subjekten erweitert, sondern auch auf einer konzeptionellen Ebene dahingehend nuanciert, wie zum einen Repro-normativität im Sinne einer handlungseinschränkenden Machtapparatur funktioniert (vgl. 6.1), zum anderen aber auch, wie sich Handlungsfähigkeit bezogen auf Elternwerden im Sinne eines ›Entanglements‹ konstituiert (6.2).

Daran anschließend konnte sichtbar gemacht werden, wie die Konstituierung von Handlungsfähigkeit auch mit normalisierenden Effekten einhergehen kann. So kann die Tatsache, über ein Einkommen zu verfügen, eine ›leibliche‹ Familie zu gründen, oder als cis-geschlechtliche Person zu passen, im Lichte gesellschaftlicher Ausschlüsse Handlungsfähigkeit unter Umständen erst möglich machen. Damit zusammenhängend bleibt festzuhalten, dass der Zugang zu bestimmten handlungserweiternden Ressourcen und normalisierenden Praktiken keineswegs allen Menschen auf gleiche Weise zur Verfügung steht. Was für die einen eine Ressource darstellt, verweist andererseits darauf, wie Praktiken des Elternwerdens für andere erschwert oder verunmöglicht sein können. Die Erweiterung des Konzepts der Repro-normativität um den Aspekt der Repro-normalisierung (6.2) schließt an heteronormativitätskritische Forschungen aus dem Forschungsfeld zu queerer Elternschaft an, die die Intersektionalität und Gleichzeitigkeit normativer Ein- und Ausschlüsse von (werdenden) Eltern und Familien herausgestellt haben (Dionisius 2021b; Mesquita 2011; Nay 2017). Daran schließt ein weiteres zentrales Ergebnis dieser Forschung an: repronormative Grenzziehungen bedingen, dass die rechtliche Anerkennung und Dokumentierung von trans* Eltern *selektiv* stattfindet, der Zugang zu medizinischer Gesundheitsversorgung *differenziell* erschwert wird und manche Eltern soziale Teilhabe und Community erfahren, während diese *anderen* erschwert oder verwehrt wird. So sind Menschen, die beispielsweise Rassismus erfahren, *be_hindert* werden oder von Armut betroffen sind, verstärkten Diskriminierungspotenzialen,

Ausschlüssen und Gewalterfahrungen ausgesetzt. Dies impliziert, dass repronormative und repronormalisierende Apparate intersektional wirken sowie dass trans* und nichtbinäre Subjekte zwar in weiten Teilen, jedoch nicht *pauschal* von Möglichkeiten rechtlicher Anerkennung, dem Zugang zu Gesundheitsversorgung, von Möglichkeiten sozialer Teilhabe oder der Zugehörigkeit zu Community ausgeschlossen werden. Vielmehr, das zeigen die Ergebnisse dieser Forschung, sind die (Un-)Möglichkeitenbedingungen von trans* Elternschaft in gleichzeitig ein- und ausschließende Machtapparaturen verwickelt (Engel 2002: 79f.; vgl. Mesquita 2012: 50).

Mit der Verknüpfung meiner Ergebnisse mit dem Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit habe ich schließlich die Implikationen dessen, Repro-normativität und Repronormalisierung als *intersektional* und *apparatförmig* zu konzeptualisieren, diskutiert (6.3). Nicht zuletzt ging es mir hierbei darum, das gesellschaftsanalytische wie auch gesellschaftspolitische Potenzial jener Analytik herauszustellen und emanzipatorische Bewegungsmomente zu bestimmen, die nötig sind, um Elternschaften jenseits cisnormativer Modelle lebbar(er) zu machen. So kann mit dem Zusammendenken meiner Analytik apparatförmiger, repronormativer Grenzziehungspraktiken mit dem Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit festgehalten werden, dass notwendige, unter anderem rechtliche, institutionelle und soziale gesellschaftspolitische Veränderungen nicht getrennt voneinander, sondern vielmehr in enger Verbindung miteinander analysiert und umgesetzt werden müssen (vgl. 6.3). Dabei spielt auch die Bekämpfung alltäglicher Gewalt, ökonomischer Benachteiligung und der damit einhergehenden Hürden zu sozialer Teilhabe eine wesentliche Rolle darin, um die Möglichkeitenbedingungen des Elternwerdens für trans* und nichtbinäre Personen zu erweitern. Dies bedeutet schließlich, dass es für die Umarbeitung repronormativer Apparate und reproduktiver Ungerechtigkeit weit mehr braucht, als nur (ausgewählte) Gesetze zu verändern. Ebenso – so zeigen meine Ausführungen in 6.3 – braucht es mehr als ein enges Verständnis dessen, was Elternwerden umfasst. Daran anschließend machen die Ergebnisse dieser Forschung deutlich, dass der Zugang zu und die Qualität von reproduktionsmedizinischer und geburtshilflicher Versorgung für trans* und nichtbinäre Menschen Verbesserungen bedarf. Dabei verweisen sie auf die Bedeutung geschlechter- und diskriminierungssensiblen Wissens, um den Bedarfen trans* und nichtbinärer Menschen und Elternkonstellationen an der Schnittstelle von reproduktiver, sexueller und geschlechtlicher Selbstbestimmung gerecht(er) zu werden. Der Eingang dieses Wissens in medizinische Ausbildungen und Praxis sowie in institutionalisierte Infrastrukturen stel-

len hierbei wichtige Schritte dar, um Repronormativität im medizinischen Bereich abzubauen (Böhm/Voß 2022; Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022).¹ Ferner zeigt sich, dass die Normalisierung von trans* und nichtbinärer Elternschaft nicht ohne eine Umarbeitung repronormativer Sichtbarkeitsverhältnisse und den damit verbundenen normativen Annahmen, Denkweisen und Repräsentationen, die tief in Gesellschaft verankert sind, stattfinden kann. Geschlechterdiversität muss in ganz unterschiedlichen Institutionen, Behörden und Beratungseinrichtungen konsequent berücksichtigt werden, um Wissenshegemonien zu verändern und Elternschaft jenseits cisnormativer Modelle denk-, sicht- und thematisierbar zu machen.² Bereits das Tun im Kleinen – von Beschäftigten in sozialen Einrichtungen und Behörden, als Erzieher_in, Nachbar_in oder Taxifahrer_in sowie in der Gestaltung von medialen Beiträgen – spielt eine bedeutende Rolle darin, die Sag- und Lebbarkeit von Elternschaften jenseits cisnormativer Modelle möglich(er) zu machen. Die vielfältigen Navigationen werdender Eltern sowie die ihrer ›Mitstreiter_innen‹ und Communities tragen demnach auf entscheidende Weise mit dazu bei, dass Elternschaften jenseits cisnormativer Modelle sowohl sicht- und thematisierbar, aber auch lebbar(er) gemacht werden (6.3).

Unabdingbar ist gleichwohl, die repronormativen Logiken, die gegenwärtig im Recht verankert sind, sowie die Widersprüche, die daraus resultieren, abzubauen. Dies umfasst, das Abstammungsgesetz auf das im Grundgesetz verankerte Diskriminierungsverbot (GG Art 3, 3) anzupassen und eine grundlegende Angleichung rechtlicher Regelungen an die in den letzten Jahren erkämpfte rechtliche Anerkennung der Existenz von trans*_queeren Lebenswei-

1 Dies beinhaltet wichtigerweise, die Depathologisierung von Trans*geschlechtlichkeit in der Medizin konsequent zu verankern, kompetente und trans*-affirmative Beratungen zu Fragen selbstgewählter (Un-)Fruchtbarkeit und die Kostenübernahme der Kryokonservierung von Samen- und Eizellen vor Beginn geschlechtsangleichender medizinischer Maßnahmen durch die Krankenkassen (Ediger et al. 2021b: 25).

2 Dies umfasst nicht zuletzt, eine geschlechterinklusive Sprache, die trans* und nichtbinäre Existenzweisen konsequent berücksichtigt in allen Angelegenheiten von öffentlichen Einrichtungen, Ämtern und Behörden zu etablieren. Gegenteilig dazu, wird dies bezeichnenderweise gegenwärtig (erneut) in Teilen Deutschlands durch ein ›Genderverbot‹ in Behörden und Schulen zu verhindern versucht.

sen zu bewirken.³ Dies umfasst auch, das emanzipatorische und affirmative Potenzial des SBGG weiter auszubauen und zu schützen. Dabei bleibt festzuhalten, dass die Rekonfiguration der (Un-)Möglichkeiten des Elternwerdens keine isolierte Bewegung darstellt (6.3). Dieser Ausblick steht in Verbindung mit dem durch Ansätze aus dem Feld der Trans Studies inspirierten und in Kapitel eins formulierten Anspruch dieser Forschung, einerseits die spezifischen Lebensrealitäten von trans* und nichtbinären Personen sichtbar zu machen, andererseits aber nicht (erneut) zu verbesondern (Baumgartinger 2017: 249f.). Entgegen eines vereinheitlichenden Bildes, in dem vermeintlich alle, die cis Eltern sind oder werden wollen die *einen* und trans* und nichtbinäre (werdende) Eltern die *anderen* Erfahrungen machen, steht diese Forschung für einen intersektionalen und relationalen Ansatz, die Bedarfe all jener, die im Namen repronormativer Vorstellungen von Elternschaft und Familie marginalisiert werden, ernst zu nehmen (vgl. Ediger et al. 2021b: 27ff.).

Mit dem Rückblick auf die vorliegende Forschung muss auch auf die Grenzen dieser verwiesen werden. So ermöglichte das Sample zwar, vielfältige Wege des Elternwerdens sichtbar zu machen und dabei Aspekte von Mehrfachdiskriminierung an der Schnittstelle von trans* Sein und Elternwerden, Be_hinderung, Rassismus, Alter und Migration herauszuarbeiten. Gleichzeitig hätte ein Sample, in dem beispielsweise unterschiedliche Rassismuserfahrungen verschiedener Personen und Erfahrungen hinsichtlich unsicherem Aufenthaltsstatus zur Geltung kommen, zu einer tieferen Auseinandersetzung mit den intersektionalen Wirkungen von Repronormativität beigetragen. Zu nennen sind diesbezüglich auch Fragen zum Leben im ländlichen Raum, von denen zwar eine Beratungsperson, aber keine der interviewten (werdenden) Eltern berichten konnte, die aber für eine nuancierte Analyse bereichernd gewesen wäre. Ferner konnten manche Themen, die in Hinblick auf Elternwerden bedeutsam sind, nicht in ihrer Komplexität behandelt werden. Zu nennen sind diesbezüglich Aspekte rund um Alter, Armut und Klasse an der Schnittstelle zu Elternwerden sowie die Realitäten von Menschen, die jenseits paarförmiger Modelle Eltern werden (wollen). Als bedeutend ist ferner die in dieser Forschung nicht bearbeitete Schnittstelle von Elternwerden und Flucht zu nennen (vgl. dazu z.B. Karsay 2022; Kleiner/Thielen 2020). Darüber

3 Prognosen zur ausstehenden Abstammungsrechtsreform weisen beispielsweise darauf hin, dass die konsequente und wirkliche Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt in Hinblick auf Elternwerden und Elternsein ein andauernder Kampf bleiben wird (vgl. Chebout 2023).

hinaus werden die Erfahrungen von inter* Personen an der Schnittstelle zu Elternschaft und Elternwerden nicht ausgehend vom Sample, sondern lediglich am Rande mit Bezug auf Literatur thematisiert.⁴ Ein weiterer Aspekt, der in dieser Forschung weitestgehend unbeachtet blieb, sind Perspektiven junger Menschen in Hinblick auf zukünftiges Elternwerden.⁵ Dies ist nicht zuletzt meiner Forschungsfrage geschuldet, durch die ich Personen mit Kinderwunsch bzw. die im Prozess dessen sind, einen Kinderwunsch umzusetzen oder dies getan haben, fokussiert habe. Außen vor geblieben ist dadurch, wie Repronormativität bereits bevor ein Kinderwunsch Thema wird, bedeutsam wird (vgl. dazu z.B. Mazzaferro 2023).

Auch möchte ich in dem Zusammenhang rückblickend darauf eingehen, wessen Erfahrungen in Hinblick auf *welche Aspekte* rund um Elternwerden in dieser Forschung mehr, bzw. weniger im Fokus standen. So finden beispielsweise in den empirischen Auseinandersetzungen zu rechtlichen Anerkennungsordnungen in erster Linie die Erfahrungen von Personen Aufmerksamkeit, die trans* männlich oder nichtbinär sowie *weiß* positioniert sind, während trans* feminin positionierte (werdende) Eltern, aber auch von Rassismus oder Armut betroffene Personen und Menschen, die *be_hindert* werden, in den rekonstruierten Erfahrungen zu Recht lediglich am Rand thematisiert werden (5.1). In Hinblick auf Diskriminierungserfahrungen in der Medizin wurden dagegen Aspekte zu Rassismus und Erfahrungen an der Schnittstelle von trans* Frau Sein und Elternwerden herausgearbeitet (5.2). Ebenso werden Effekte und Wirkweisen von Rassismus, *Be_hinderung* und Trans* Misogynie in den rekonstruierten Erfahrungen bezogen auf ›Eltern-Kind-Räume‹ und soziale Teilhabe tiefergehend sichtbar (5.3). All die sich darin nach wie vor befindenden Leerstellen und Unsichtbarmachungen verstehe ich als wichtige Verweise auf die repronormativen Grenzziehungen, die mit-bedingen, wer im Diskurs zu trans* Elternschaft überhaupt sichtbar

4 Dieser Aspekt ist zum einen der Forschungslage geschuldet, führt zentralerweise aber auch auf meine Ausschreibung in der Suche nach Interviewpartner_innen zurück, in der ich nach trans* und nichtbinären, nicht aber explizit nach inter* Perspektiven gefragt habe.

5 Einzuwenden ist diesbezüglich der Einbezug der Erfahrung von Ben, der vor Eintritt der rechtlichen Volljährigkeit ungeplant schwanger und Elter geworden ist. Gleichwohl geht es mir mit der hier herausgestellten Leerstelle um die Erfahrungen und Perspektiven junger Menschen *weit vorm* (möglichen) Elternwerden. Studien, die explizit die Erfahrungen jugendlicher Personen fokussieren sind u.a. von Lunde et al. (2021) und Lowik et al. (2023).

werden kann und auch, wem ganz besonders abgesprochen wird, Eltern zu werden. Gleichwohl gilt es kritisch zu überprüfen, inwieweit jene Leerstellen auch Ergebnisse der »boundary-drawing practices« (Barad 2007: 115ff.) sind, durch die Forschung immer auch bestimmte Perspektiven und Erfahrungen unsichtbar macht. So stellen Clarke et al. bezogen auf die Methodologie der Situational Analysis heraus, dass nicht zuletzt »positions not taken« und auffallende *Unsichtbarkeiten* auf normative Machtwirkungen und (ko-)konstitutive Ausschlüsse verweisen (Clarke 2012: 94). Daran anschließend muss die Notwendigkeit weiterer Forschungsarbeiten betont werden, die sich den oben genannten Grenzen und Auslassungen unter der Berücksichtigung intersektionaler Machtwirkungen widmet.

Neben den genannten Leerstellen verweist diese Forschung jedoch auch darauf, dass die (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens bereits bearbeitet werden und wir uns längst »on the move to change ›the rules of cultural intelligibility‹« (Stritzke/Scaramuzza 2016: 142) befinden: Zu nennen sind Initiativen, die auf die Verbesserungsbedarfe hinsichtlich der Versorgungsqualität und Arbeitsverhältnisse in der Medizin und Geburtshilfe aufmerksam machen und sich für gesundheitspolitische Reformen und gegen Gewalt in diesem Bereich einsetzen; Kämpfe von trans* Verbänden und Einzelpersonen, die die Einführung des SBGG kritisch begleiten und um den Erhalt der damit zusammenhängenden emanzipatorischen Entwicklungen kämpfen; der Einsatz von Menschen in Mehrelternschaften, die um ihre Anerkennung als Eltern kämpfen; Akteur_innen, die für eine grundlegende Sensibilisierung, Aufklärung und Sichtbarkeit zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt beispielsweise in Schulen eintreten; sowie Menschen und Bewegungen, die gegen Rassismus und Rechtsruck, Verbote gendersensibler Sprache, Ableismus, ökonomische Marginalisierung und weitere Formen von Gewalt kämpfen. Jene Initiativen, Bewegungen und Kämpfe, die auf den ersten Blick nicht direkt mit trans* und nichtbinärer Elternschaft in Verbindung stehen, können in Anschluss an die Ergebnisse dieser Forschung als inhärente Bestandteile der breiteren gesellschaftlichen Situation betrachtet werden, die die Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens jenseits normativer Modelle mit-verändern und erweitern (Ediger et al. 2021b; vgl. Ross 2021).

In diesem Sinne bleibt festzuhalten, dass die Kraft, die Kreativität und der Mut, die die Rekonfiguration von Repronormativität voranzutreiben vermag, in den alltäglichen Suchbewegungen, den politischen Widerständen sowie den individuellen wie auch kollektiven Kämpfen von werdenden trans* und nichtbinären Eltern sowie ihren vielfältigen Mitstreiter_innen liegt. Dabei

geht es um nichts Geringeres als darum, Allianzen zu bilden, um die vermeintlich zwingende Koppelung von Elternschaft und binärer Geschlechtlichkeit zurückzuweisen und – für alle – zu rekonfigurieren.

Literaturverzeichnis

- Adamietz, Laura/Bager, Katharina (2016): »Gutachten: Regelungs- und Reformbedarf für transgeschlechtliche Menschen«, Hg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, <https://www.bmbfsfj.bund.de/resource/blob/114064/460f9e28e5456f6cf2ebdb73a966foc4/imag-band-7-regelungs-und-reformbedarf-fuer-transgeschlechtliche-menschen-band-7-data.pdf> (Abruf: 16.11.2025)
- Adams, Noah/Ganesan, Deekshitha (2023): »The State of Trans-Specific Healthcare in the EU: Looking Beyond the Trans Health Map«, Hg. v. TGEU, <https://tgeu.org/the-state-of-trans-specific-healthcare-in-the-eu/> (Abruf: 16.11.2025).
- AG Einleitung (2011): »Feminismus«, in: AK Feministische Schreibpraxis (Hg.), *Feminismus schreiben lernen*, Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, S. 12–56.
- Aikins, Muna AnNisa/Bremberger, Teresa/Aikins, Joshua Kwesi/Gyamerah, Daniel/Yıldırım-Calıman, Deniz (2021): »Afrozensus 2020: Perspektiven, Anti-Schwarze Rassismuserfahrungen und Engagement Schwarzer, afrikanischer und afrodiasporischer Menschen in Deutschland«, <https://afrozensus.de/reports/2020/Afrozensus-2020.pdf> (Abruf: 31.08.2024).
- Alaattinoğlu, Daniela/Margaria, Alice (2023): »Trans parents and the gendered law: Critical reflections on the Swedish regulation«, in: *International Journal of Constitutional Law* 21 (2), S. 603–624. DOI: <https://doi.org/10.1093/icon/moad056>
- Alaimo, Stacy/Hekman, Susan J. (Hg.) (2008): *Material feminisms*, Bloomington, Ind.: Indiana University Press. <https://doi.org/10.2979/4326.0>
- Allex, Anne (Hg.) (2012): *Stop Trans*-Pathologisierung*. Berliner Beiträge für eine internationale Kampagne, Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher.
- Almeling, Rene (2020): *Guynecology. The missing science of men's reproductive health*, Oakland, CA: University of California Press. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv1503gt0>

- Althoff, Nina/Schabram, Greta/Follmar-Otto, Petra (2017): »Gutachten: Geschlechtervielfalt im Recht. Status quo und Entwicklung von Regelungsmodellen zur Anerkennung und zum Schutz von Geschlechtervielfalt«, Hg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren und Frauen und Jugend, <https://www.bmbfsfj.bund.de/resource/blob/114066/8a02a557eab695bf7179ff2e92doab28/imag-band-8-geschlechtervielfalt-im-recht-data.pdf> (Abruf: 16.11.2025).
- Ameli, Katharina/Valdor, Lara L. (2020): »Geburt im Spannungsfeld von Interaktion, Professionalität und Gewalterfahrungen«, in: GENDER 12 (3), S. 141–156. DOI: <https://doi.org/10.3224/gender.v12i3.10>
- Ammann, Carole (2024): »Unpacking categorizations in researching GBTIQ+ parents«, in: Sexualities, S. 1–17. DOI: <https://doi.org/10.1177/13634607241228113>
- Amnesty International (2014): »The State Decides Who I Am. Lack of Legal Gender Recognition for Transgender People in Europe«, <https://www.amnesty.org/en/documents/euro1/001/2014/en/> (Abruf: 31.08.2024).
- Amnesty International (2025): »Hate Crimes gegen LGBTQIA+ Personen in Österreich: Was tun wir gegen den Hass?« Pressemitteilung, 26.03.2025, <https://www.amnesty.at/news-events/news/hate-crimes-gegen-lgbtqiaplus-personen-in-oesterreich-was-tun-wir-gegen-den-hass/>.
- AMWF (2019): »Geschlechtsinkongruenz, Geschlechtsdysphorie und Trans-Gesundheit. S3-Leitlinie zur Diagnostik, Beratung und Behandlung«, Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung.
- Andreassen, Rikke (2023): »From the families we choose to the families we find online: media technology and queer family making«, in: Feminist Theory 24 (1), S. 12–29. DOI: <https://doi.org/10.1177/14647001211059517>
- Appenroth, Max Nicolai/Castro Varela do Mar, María (Hg.) (2019): Trans & Care. Trans Personen zwischen Selbstsorge, Fürsorge und Versorgung. DOI: <https://doi.org/10.14361/9783839445990-fm>
- Armuaund, G./Dhejne, C./Olofsson, J. I./Rodriguez-Wallberg, K. A. (2017): »Transgender men's experiences of fertility preservation: a qualitative study«, in: Human reproduction 32 (2), S. 383–390. DOI: <https://doi.org/10.1093/humrep/dew323>
- Baltes-Löhr, Christel (2023): Geschlecht als Kontinuum. Über das Aufbrechen binärer Ordnungen und über gelebte Pluralitäten, Bielefeld: Transcript Verlag. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783839439470>
- Barad, Karen (2003a): »Agential Realism: How material-discursive practices matter«, in: Signs 28 (3), S. 803–831. <https://doi.org/10.1086/345321>

- Barad, Karen (2003b): »Posthumanist performativity: Toward an understanding of how matter comes to matter«, in: *Signs* 28 (3), S. 801–831. DOI: <https://doi.org/10.1086/345321>
- Barad, Karen (2007): *Meeting the universe halfway. Quantum physics and the entanglement of matter and meaning*, Durham: Duke Univ. Press. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv12101zq>
- Barad, Karen (2012a): *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*, Berlin: Suhrkamp.
- Barad, Karen (2012b): »Matter feels, converses, suffers, desires, yearns and remembers«. Interview with Karen Barad«, in: Dolphijn, Rick/van der Tuin, Iris (Hg.), *New Materialism: Interviews & Cartographies*, London: Open Humanities Press.
- Barad, Karen (2013): »Diffractionen: Differenzen, Kontingenzen und Verschränkungen von Gewicht«, in: Bath, Corinna/Meißner, Hanna/Trinkaus, Stephan/Völker, Susanne (Hg.), *Geschlechter Interferenzen. Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen*, Münster: Lit Verlag, S. 27–67.
- Barla, Josef (2013): »Apparate körperlicher Produktion und die Materialität der Figuration«, in: Goll, Tobias/Keil, Daniel/Telios, Thomas/Goll-Keil-Telios (Hg.), *Critical matter. Diskussionen eines neuen Materialismus*, Münster: Ed. Assemblage, S. 148–164.
- Bath, Corinna/Meißner, Hanna/Trinkaus, Stephan/Völker, Susanne (2013): »Einleitung«, in: Bath, Corinna/Meißner, Hanna/Trinkaus, Stephan/Völker, Susanne (Hg.), *Geschlechter Interferenzen. Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen*, Münster: Lit Verlag, S. 7–25.
- Bauer, Robin (2017): »Donna Haraways Konzept der Situierten Wissen. Wissensproduktion als verkörpert und verortet am Beispiel von Trans*Forschung«, in: Hoenes, Josch/Koch, Michael_a (Hg.), *Transfer und Interaktion. Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit*, Oldenburg: BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität, S. 23–60.
- Baumgartinger, Persson Perry (2017): *Trans studies. Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte*, Wien: Zaglossus.
- Belgrave, Linda Liska/Seide, Kapriskie (2019): »Coding for Grounded Theory«, in: Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (Hg.), *The SAGE Handbook of Current Developments in Grounded Theory*, London: SAGE Publications Ltd, S. 167–185. DOI: <https://doi.org/10.4135/9781526485656.n10>

- Bennett, Andrea (2020): *Like a boy but not a boy. Navigating life, mental health, and parenthood outside the gender binary*, Vancouver: Arsenal Pulp Press.
- Bergman, S. Bear (2013): *Blood, Marriage, Wine & Glitter*, Vancouver: Arsenal Pulp Press.
- BGH (2017): Beschluss vom 29.11.2017. XII ZB 459/16. [Elternschaft einer trans* Mutter], <https://juris.bundesgerichtshof.de/cgi-bin/rechtsprechung/document.py?Gericht=bgh&Art=en&nr=80554&pos=0&anz=1> (Abruf: 31.08.2024).
- Billard, Thomas J. (2019): »Passing« and the Politics of Deception: Transgender Bodies, Cisgender Aesthetics, and the Policing of Inconspicuous Marginal Identities«, in: Docan-Morgan, Tony (Hg.), *The Palgrave Handbook of Deceptive Communication*, Cham: Palgrave Macmillan, S. 463–477. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-319-96334-1_24
- Binaohan, B. (2014): *Decolonizing trans/gender 101*, Toronto: Biyuti Publishing.
- BMFSFJ (2023): »Trans* Elternschaft«, <https://www.regenbogenportal.de/informationen/trans-elternschaft> (Abruf: 30.08.2024).
- BMFSFJ (2024): »Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag (SBGG)«, <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/gleichstellung/queerpolitik-und-geschlechtliche-vielfalt/gesetz-ueber-die-selbstbestimmung-in-bezug-auf-den-geschlechtseintrag-sbgg--199332> (Abruf: 30.08.2024).
- Böcker, Anna (2011): »Weder gleich- noch que(e)rstellen. Heteronormativität, Reproduktion und Citizenship in den Debatten zur Lebenspartnerschaft«, in: *gender...politik...online*, https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_sys/politikfelder/Weder_gleich_noch_queerstellen/annaboeckergleichnochqueerstellen.pdf (Abruf: 31.08.2024).
- Böhm, Maika/Voß, Heinz-Jürgen (2022): »Zur Thematisierung von Trans- und Intergeschlechtlichkeit in medizinisch-therapeutischen, gesundheitsbezogenen und pädagogischen Studiengängen und Berufsausbildungen«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 35 (01), S. 5–19. DOI: <https://doi.org/10.1055/a-1744-8932>
- Bower-Brown, Susie (2022): »Beyond Mum and Dad: Gendered Assumptions about Parenting and the Experiences of Trans and/or Non-Binary Parents in the UK«, in: *LGBTQ+ family : an interdisciplinary journal* 18 (3), S. 223–240. DOI: <https://doi.org/10.1080/27703371.2022.2083040>
- Braidotti, Rosi (2011): *Nomadic subjects. Embodiment and Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory*, New York: Columbia Univ. Press.

- Braidotti, Rosi (2012): »The notion of the univocity of being or single matter positions difference as a verb or process of becoming at the heart of the matter«. Interview with Rosi Braidotti«, in: Dolphijn, Rick/van der Tuin, Iris (Hg.): *New Materialism: Interviews & Cartographies*, London: Open Humanities Press.
- Braidotti, Rosi (2013): *The Posthuman*, Cambridge, UK: Polity Press.
- Braidotti, Rosi (2019): »A Theoretical Framework for the Critical Posthumanities«, in: *Theory, Culture & Society* 36 (6), 31–61. DOI: <https://doi.org/10.1177/0263276418771486>
- Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara (2018): *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*, Wiesbaden: Springer Fachmedien. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-658-22219-2>
- Brust, Kai* (2021): »Wie Gynäkolog*innen über die Menstruation von trans Personen entscheiden«, Hg. v. Gunda Werner Institut, <http://www.gwi-boell.de/de/2021/11/10/wie-gynaekologinnen-ueber-die-menstruation-von-trans-personen-entscheiden> (Abruf: 16.11.2025).
- Büchler, Andrea/Cottier, Michelle (2020): »Transgender, Intersex und Elternschaft in der Schweiz und im Rechtsvergleich. Ein Plädoyer für die Aufhebung der Mutter-Vater-Dyade«, in: *La pratique du droit de la famille* 4, S. 875–889.
- Bühler, Nolwenn/Jong, Willemijn de/Nay, Yv E./Zehnder, Kathrin (2015): »On-tological choreography: as an ethnographic tool. Understanding the making of families by reproductive technologies in Switzerland«, in: *Tsantsa* 20, S. 84–96. DOI: <https://doi.org/10.36950/tsantsa.2015.20.7435>
- Bundesärztekammer (2022): »Thesen zur Ökonomisierung der ärztlichen Berufstätigkeit«, Hg. v. Deutsches Ärzteblatt, https://www.bundesaerztekammer.de/fileadmin/user_upload/BAEK/Politik/Programme-Positionen/Thesen_zur_Oekonomisierung_der_aerztlichen_Berufstaetigkeit_DAEBL_Stand_19.08.2022.pdf (Abruf: 31.08.2024).
- Bundesverband Intersexuelle Menschen e.V. (2020): »Entschädigung und Rehabilitation geschädigter Betroffener«, <http://www.im-ev.de/forderungen/forderungen4.php> (Abruf: 09.10.2020).
- Bundesverband Trans* (2018a): »Bundesgerichtshof behält konservativen Kurs bei Beschlüssen zu trans* Familien bei und schadet damit dem Kindeswohl«, <https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2018/01/PE-BVT-zu-BGH-Beschluss.pdf> (Abruf: 31.08.2024).
- Bundesverband Trans* (2018b): »Bundesverfassungsgericht nimmt Beschwerde von trans* Vater nicht an. Strukturelle Transfeindlichkeit schadet dem

- Kindeswohl«, <https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2018/06/250618-PE-BVT-BVerfG-nimmt-Beschwerde-von-trans-Vater-nicht-an.pdf> (Abruf: 31.08.2024).
- Bundesverband Trans* (2019a): »Stellungnahme zum Diskussionsteilentwurf eines Gesetzes zur Reform des Abstammungsrechts«, 03.05.2019, <https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2018/06/250618-PE-BVT-BVerfG-nimmt-Beschwerde-von-trans-Vater-nicht-an.pdf> (Abruf: 16.11.2025).
- Bundesverband Trans* (2019b): »Unrecht anerkennen! BVT* fordert Entschädigungsfonds für erzwungene Sterilisationen an trans* Menschen!« Pressemitteilung, 28.08.2019, Berlin, <https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2021/10/PE-Entschaedigung.pdf> (Abruf: 16.11.2025).
- Bundesverband Trans* (2020): »40 Jahre ›Transsexuellengesetz‹ – 40 Jahre Menschenrechtsverletzungen sind genug!« Pressemitteilung, 10.09.2020, https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2020/09/PM_40-Jahre-TSG-sind-genug.pdf (Abruf: 16.11.2025).
- Bundesverband Trans* (2021a): »Trans* mit Kind! Tipps für trans* und nicht-binäre Personen mit Kind(ern) oder Kinderwunsch«, https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2022/11/BroschuereDigital_LowRes.pdf (Abruf: 16.11.2025).
- Bundesverband Trans* (2021b): »10 Jahre Abschaffung des Sterilisationszwangs: Transsexuellengesetz (TSG) ist nach wie vor in Kraft. Eine Wiedergutmachung für TSG-Geschädigte steht noch aus«, Pressemitteilung, 08.01.2021, Berlin, <https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2021/01/PM-10-Jahre-Abschaffung-des-Sterilisationszwangs.pdf> (Abruf: 16.11.2025).
- Bundesverband Trans* (2023): »Stellungnahme des Bundesverband Trans* zum Entwurf eines Gesetzes über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag und zur Änderung weiterer Vorschriften«, Berlin, https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2023/05/2023_05_30_Stellungnahme-SBGG-BVT.pdf (Abruf: 16.11.2025).
- Bundesweiter Arbeitskreis TSG-Reform (2012): »Forderungspapier zur Reform des Transsexuellenrechts«, https://atme-ev.de/images/texte/tsg-kritik/forderungspapier_ak%20tsg%20reform_1.6.2012_final.pdf (Abruf: 16.11.2025).
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Butler, Judith (1997a): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1997b): »Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory«, in: Conboy, Katie/Medina, Nadia/Stanbury, Sarah (Hg.), *Writing on the Body. Female Embodiment and Feminist Theory*. New York: Columbia University Press, S. 401–417.
- Butler, Judith (Hg.) (2008): *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BVerfG (2011): Beschluss vom 11.01.2011. 1 BvR 3295/07. Aufhebung des Operations- und Sterilisationsgebots für trans* Personen, https://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2011/01/rs20110111_1bvr329507.html (Abruf: 16.11.2025).
- BVerfG (2017): Beschluss vom 10.10.2017. 1 BvR 2019/16. »Dritte Option«, https://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Downloads/DE/2017/10/rs20171010_1bvr201916.pdf?__blob=publicationFile&v=2 (Abruf: 31.08.2024).
- cárdenas, micha (2016): »Pregnancy. Reproductive Futures in Trans of Color Feminism«, in: *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 3 (1–2), S. 48–57. DOI: <https://doi.org/10.1215/23289252-3334187>
- Carone, Nicola/Rothblum, Esther D./Bos, Henny M. W./Gartrell, Nanette K./Herman, Jody L. (2021): »Demographics and health outcomes in a U.S. probability sample of transgender parents«, in: *Journal of family psychology* 35 (1), S. 57–68. DOI: <https://doi.org/10.1037/fam000076>
- Cassar, Joanne (2017): »Becoming«, <https://newmaterialism.eu/almanac/body/becoming.html> (Abruf: 31.08.2024).
- Charmaz, Kathy (2000): »Grounded Theory: Objectivist and Constructivist Methods«, in: Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S. (Hg.), *Handbook of qualitative research*, Thousand Oaks: SAGE, S. 509–536.
- Charmaz, Kathy (2006): *Constructing grounded theory. A practical guide through qualitative analysis*, London: SAGE.
- Charmaz, Kathy (2014): *Constructing grounded theory*, 2. Auflage, Los Angeles: SAGE.
- Charmaz, Kathy (2017): »The Power of Constructivist Grounded Theory for Critical Inquiry«, in: *Qualitative Inquiry* 23 (1), S. 34–45. DOI: <https://doi.org/10.1177/1077800416657105>
- Charter, Rosie (2021): *The Experiences of Parenthood Amongst Transgender Parents in Australia*. Unveröffentlichte Dissertation, Western Sydney University.

- Charter, Rosie/Ussher, Jane/Perz, Janette/Robinson, Kerry (2022): »Negotiating mental health amongst transgender parents in Australia«, in: *International Journal of Transgender Health* 23 (3), S. 308–320. DOI: <https://doi.org/10.1080/26895269.2021.1875951>
- Charter, Rosie/Ussher, Jane M./Perz, Janette/Robinson, Kerry (2018): »The transgender parent: Experiences and constructions of pregnancy and parenthood for transgender men in Australia«, in: *International Journal of Transgenderism* 19 (1), S. 64–77. DOI: <https://doi.org/10.1080/15532739.2017.1399496>
- Chebout, Lucy (2023): »Es steht ein Pferd auf dem Flur. Warum der Referentenentwurf zum Selbstbestimmungsgesetz das Abstammungsrecht für queere Familien schlimmer macht«, Unter Mitarbeit von Fachinformationsdienst für internationale und interdisziplinäre Rechtsforschung, *VerfBlog*, <https://verfassungsblog.de/pferd-auf-dem-flur/> (Abruf: 31.07.2024).
- Choi, Ji Young/Kim, Tae Jin (2022): »Fertility Preservation and Reproductive Potential in Transgender and Gender Fluid Population«, in: *Biomedicine* 10 (9), DOI: <https://doi.org/10.3390/biomedicine10092279>
- Church, H. A./O'Shea, D./Lucey, J. V. (2014): »Parent-child relationships in gender identity disorder«, in: *Irish journal of medical science* 183 (2), S. 277–281. DOI: <https://doi.org/10.1007/s11845-013-1003-1>
- Cipres, Danielle/Seidman, Dominika/Cloniger, Charles/Nova, Cyd/O'Shea, Anita/Obedin-Maliver, Juno (2017): »Contraceptive use and pregnancy intentions among transgender men presenting to a clinic for sex workers and their families in San Francisco«, in: *Contraception* 95 (2), S. 186–189. DOI: <https://doi.org/10.1016/j.contraception.2016.09.005>
- Clarke, Adele E. (2005): *Situational analysis. Grounded Theory After the Post-modern Turn*, Thousand Oaks, CA.: Sage Publ.
- Clarke, Adele E. (2012): *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Post-modern Turn*, Wiesbaden: Springer VS.
- Clarke, Adele E. (2015): »Feminisms, Grounded Theory, and Situational Analysis Revisited«, in: Clarke, Adele E./Frieze, Carrie/Washburn, Rachel (Hg.), *Situational analysis in practice. Mapping research with grounded theory*, Walnut Creek, CA.: Left Coast Press, S. 119–154.
- Clarke, Adele E. (2019): »Situating Grounded Theory and Situational Analysis in Interpretive Qualitative Inquiry« in: Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (Hg.), *The SAGE Handbook of Current Developments in Grounded Theory*.

- London: SAGE Publications Ltd, S. 3–48. DOI: <https://doi.org/10.4135/9781526485656.n3>
- Clarke, Adele E. (2022): »Situating Grounded Theory and Situational Analysis in Interpretive Qualitative Inquiry«, in: Clarke, Adele E./Frieze, Carrie/Washburn, Rachel (Hg.), *Situational analysis in practice. Mapping Relationships Across Disciplines*, London: Routledge, S. 47–96. DOI: <https://doi.org/10.4324/9781003035923-6>
- Clarke, Adele E./Frieze, Carrie/Washburn, Rachel (2015): »Introducing Situational Analysis«, in: Clarke, Adele E./Frieze, Carrie/Washburn, Rachel (Hg.), *Situational analysis in practice. Mapping research with grounded theory*, Walnut Creek, CA: Left Coast Press, S. 11–83.
- Clarke, Adele E./Frieze, Carrie/Washburn, Rachel (2018): *Situational analysis. Grounded theory after the interpretive turn*, Los Angeles: SAGE.
- Clarke, Adele E./Keller, Reiner (2014): »Engaging Complexities: Working Against Simplification as an Agenda for Qualitative Research Today. Adele Clarke in Conversation With Reiner Keller«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung* 15 (2), <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2186/3667> (Abruf: 31.08.2024).
- Clarke, Adele E./Shim, Janet K./Mamo, Laura/Fosket, Jennifer Ruth/Fishman, Jennifer R. (2010): »Biomedicalization. A Theoretical and Substantive Introduction«, in: Clarke, Adele E./Mamo, Laura/Fosket, Jennifer Ruth/Fishman, Jennifer R./Shim, Janet K. (Hg.), *Biomedicalization, Technoscience, and Illness in the U.S.* Durham, London: Duke University Press, S. 47–87. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv125jk5c.5>
- Clarke, Adele E./Star, Susan Leigh (2008): »The Social Worlds Framework: A Theory/Methods Package«, in: Hackett, Edward J./Amsterdamska, Olga/Lynch, Michael/Wajcman, Judy (Hg.), *The handbook of science and technology studies*. Cambridge: MIT Press, S. 113–158.
- Coleman, E./Radix, A. E./Bouman, W. P./Brown, G. R./Vries, A. L. C. de/Deutsch, M. B./Ettner, R./Fraser, L./Goodman, M./Green, J./Hancock, A. B./Johnson, T. W./Karasic, D. H./Knudson, G. A./Leibowitz, S. F./Meyer-Bahlburg, H. F. L./Monstrey, S. J./Motmans, J./Nahata, L./Nieder, T. O./Reisner, S. L./Richards, C./Schechter, L. S./Tangpricha, V./Tishelman, A. C./van Trotsenburg, M. A. A./Winter, S./Ducheny, K./Adams, N. J./Adrián, T. M./Allen, L. R./Azul, D./Bagga, H./Başar, K./Bathory, D. S./Belinky, J. J./Berg, D. R./Berli, J. U./Bluebond-Langner, R. O./Bouman, M.-B./Bowers, M. L./Brassard, P. J./Byrne, J./Capitán, L./Cargill, C. J./Carswell, J. M./Chang, S. C./Chelvakumar, G./Corneil, T./Dalke, K. B./Cuypere,

- G. de/Vries, E. de/Den Heijer, M./Devor, A. H./Dhejne, C./D'Marco, A./Edmiston, E. K./Edwards-Leeper, L./Ehrbar, R./Ehrensaft, D./Eisfeld, J./Elaut, E./Erickson-Schroth, L./Feldman, J. L./Fisher, A. D./Garcia, M. M./Gijs, L./Green, S. E./Hall, B. P./Hardy, T. L. D./Irwig, M. S./Jacobs, L. A./Janssen, A. C./Johnson, K./Klink, D. T./Kreukels, B. P. C./Kuper, L. E./Kvach, E. J./Malouf, M. A./Massey, R./Mazur, T./McLachlan, C./Morrison, S. D./Mosser, S. W./Neira, P. M./Nygren, U./Oates, J. M./Obedin-Maliver, J./Pagkalos, G./Patton, J./Phanuphak, N./Rachlin, K./Reed, T./Rider, G. N./Ristori, J./Robbins-Cherry, S./Roberts, S. A./Rodriguez-Wallberg, K. A./Rosenthal, S. M./Sabir, K./Safer, J. D./Scheim, A. I./Seal, L. J./Schoole, T. J./Spencer, K./St. Amand, C./Steensma, T. D./Strang, J. F./Taylor, G. B./Tilleman, K./T'Sjoen, G. G./Vala, L. N./van Mello, N. M./Veale, J. F./Vencill, J. A./Vincent, B./Wesp, L. M./West, M. A./Arcelus, J. (2022): »Standards of Care for the Health of Transgender and Gender Diverse People, Version 8«, in: International Journal of Transgender Health 23 (sup1), S1-S259, DOI: <https://doi.org/10.1080/26895269.2022.2100644>
- Coleman, Rebecca/Ringrose, Jessica (2013): »Introduction. Deleuze and Research Methodologies«, in: Ringrose, Jessica/Coleman, Rebecca (Hg.), Deleuze and research methodologies. Deleuze connections. Edinburgh: Edinburgh University Press, S. 1–22.
- Colman, Felicity J. (2018): »Agency«, <https://newmaterialism.eu/almanac/a/agency.html> (Abruf: 31.08.2024).
- Coole, Diana H./Frost, Samantha (2010a): »Introducing the New Materialisms«, in: Coole, Diana H./Frost, Samantha (Hg.), New materialisms. Ontology, agency, and politics. Durham, NC: Duke University Press, S. 1–43. DOI: <https://doi.org/10.1215/9780822392996-001>
- Coole, Diana H./Frost, Samantha (Hg.) (2010b): New materialisms. Ontology, agency, and politics, Durham, NC: Duke University Press. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv11cw2wk>
- Corbin, Juliet/Strauss, Anselm (2008): Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory, SAGE Publications. DOI: <https://doi.org/10.4135/9781452230153>
- Costello, Cary G. (2011): »Intersex Fertility«, intersexroadshow.blogspot.com, <https://intersexroadshow.blogspot.com/2011/> (Abruf: 16.11.2025).
- Costello, Cary G. (2014): »Not a »Medical Miracle«. Intersex Reproduction and the Enforcement of Binary Sex and Gender«, in: Gibson, Margaret (Hg.), Queering Motherhood. Narrative and Theoretical Perspectives. Bradford: Demeter Press, S. 63–79.

- Degele, Nina (2005): »Heteronormativität entselbstverständlich. Zum verunsichernden Potential von Queer Studies«, in: Freiburger FrauenStudien 17, S. 15–39.
- Dehler, Sannik Ben/Reinhardt, Tilly Tracy/Hümpfner, Kalle (2022): »Trans* Gesundheit. Empfehlungen für die Stärkung der transitionsspezifischen und allgemeinen Gesundheitsversorgung«, Hg. v. Bundesverband Trans*, https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2023/04/policypaper2_gesundheit_v5-web.pdf (Abruf: 31.08.2024).
- Deleuze, Gilles (1992): »What Is a Dispositif?«, in: Armstrong, T. J. (Hg.): Michel Foucault, Philosopher. Harvorthshire: Harvester Wheatsheaf, S. 159–168.
- Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung (2024): Stellungnahme zu den Beschlüssen des 128. Deutschen Ärztetags. Pressemitteilung, 2024, <https://www.dgfs.info/stellungnahme-zu-den-beschluessen-des-128-deutschen-aerztetags.html> (Abruf: 31.08.2024).
- Deutscher Bundestag (1979): Gesetzentwurf der Bundesregierung. Entwurf eines Gesetzes über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen. (Transsexuellengesetz – TSG). Drucksache 8/2947, <https://dserver.bundestag.de/btd/08/029/0802947.pdf> (Abruf: 31.08.2024).
- Dierckx, Myrte/Mortelmans, Dimitri/Motmans, Joz/T'Sjoen, Guy (2017): »Resilience in Families in Transition: What Happens When a Parent is Transgender?«, in: Family Relations 66 (3), S. 399–411. DOI: <https://doi.org/10.1111/fare.12282>
- Dionisius, Sarah (2015): »Queer Matters: family-building processes of lesbian couples using donor insemination«, in: Distinktion: Scandinavian Journal for Social Theory 16 (3), S. 283–301. DOI: <https://doi.org/10.1080/1600910X.2015.1091781>
- Dionisius, Sarah (2020): »Zwischen trans* Empowerment und Cisnormativität: leibliches Elternwerden in Grenzbereichen«, in: Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Wimbauer, Christine (Hg.), Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Gender, (Sonderheft), S. 77–91. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv15r56vn.7>
- Dionisius, Sarah (2021a): »Wie ein Mensch zweiter Klasse«. Reproduktionsmedizin, Heteronormativität und Praktiken der Aneignung«, in: Schondelmayer, Ann-Christin/Riegel, Christine/Fitz-Klausner, Sebastian (Hg.): Familie und Normalität. Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse. Oppladen: Verlag Barbara Budrich, S. 303–321. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv1bvndpc.19>

- Dionisius, Sarah Charlotte (2021b): *Queere Praktiken der Reproduktion. Wie lesbische und queere Paare Familie, Verwandtschaft und Geschlecht gestalten*, Bielefeld: transcript. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783839456248>
- Dolphijn, Rick/van der Tuin, Iris (Hg.) (2012): *New Materialism: Interviews & Cartographies*: Open Humanities Press, <http://quod.lib.umich.edu/o/ohp/11515701.0001.001/1:4.3/-/new-materialism-interviews-cartographies?rgn=div2;view=fulltext> (Abruf: 31.08.2024).
- Doussa, Henry von/Power, Jennifer/Riggs, Damien (2015): »Imagining parenthood. The possibilities and experiences of parenthood among transgender people«, in: *Culture, Health & Sexuality* 17 (9), S. 1119–1131, DOI: <https://doi.org/10.1080/13691058.2015.1042919>
- Downing, Jordan B. (2013): »Transgender-Parent Families«, in: Goldberg, Abbie E./Allen, Katherine R. (Hg.): *LGBT-Parent Families. Innovations in Research and Implications for Practice*. New York: Springer Science+Business Media, S. 105–115. DOI: https://doi.org/10.1007/978-1-4614-4556-2_7
- Duggan, Lisa (2002): »The New Homonormativity: The Sexual Politics of Neoliberalism«, in: Castronovo, Russ/Nelson, Dana D./Pease, Donald E. (Hg.), *Materializing Democracy*: Duke University Press, S. 175–194. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv125jgrq.10>
- Eckert, Nora (2024): »Das Thema Kindeswohl wird für transfeindliche Propaganda instrumentalisiert«, Hg. v. Queer.de, https://www.queer.de/detail.php?article_id=48361 (Abruf: 31.08.2024).
- Ediger, Gülden/Kalender, Ute/Kyere, Anthea/Mazzaferro, Valle (Hg.) (2021a): *Reproduktionstechnologien. Queere Perspektiven und reproduktive Gerechtigkeit*. Göttingen: Wallstein Verlag. DOI: <https://doi.org/10.5771/9783835347199-15>
- Ediger, Gülden/Kyere, Anthea/Mazzaferro, Valle (2021b): »Kämpfe um Reproduktive Gerechtigkeit. Oder: Was heißt eigentlich »queere Reproduktion«?«, in: Ediger, Gülden/Kalender, Ute/Kyere, Anthea/Mazzaferro, Valle (Hg.), *Reproduktionstechnologien. Queere Perspektiven und reproduktive Gerechtigkeit*. Göttingen: Wallstein Verlag, S. 15–31. DOI: <https://doi.org/10.5771/9783835347199-15>
- Eismann, Sonja (2013): »Was fangen wir nur mit diesen schwangeren Körpern und nervigen Kindern an? Warum es so schwerfällt, queer-feministisch über das Kinderkriegen nachzudenken«, in: Mecklenbrauck, Annika/Böckmann, Lukas (Hg.), *The Mamas and the Papas. Reproduktion, Pop & widerspenstige Verhältnisse*. Mainz: Ventil-Verl., S. 61–69.

- Emerson, Robert M./Fretz, Rachel I./Shaw, Linda L. (1996): Writing ethnographic fieldnotes. Chicago guides to writing, editing, and publishing, Chicago: Univ. of Chicago Press. DOI: <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226206851.001.0001>
- Engel, Antke Antkek (2001): »Die VerUneindeutigung der Geschlechter – eine queere Strategie zur Veränderung gesellschaftlicher Machtverhältnisse?«, in: Heidel, Ulf/Micheler, Stefan/Tuider, Elisabeth (Hg.), *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*. Hamburg: Männerschwarm, S. 346–364.
- Engel, Antke Antkek (2002): *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
- Engel, Antke Antkek (2008): »Gefeierte Vielfalt – Umstrittene Heterogenität – Befriedete Provokation. Sexuelle Lebensformen in spätmodernen Gesellschaften«, in: Bartel, Rainer (Hg.), *Heteronormativität und Homosexualitäten*. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien Verlag, S. 43–63.
- Erickson-Schroth, Laura (Hg.) (2014): *Trans Bodies, Trans Selves: A Resource for the Transgender Community*: Oxford University Press.
- Faccio, Elena/Bordin, Elena/Cipolletta, Sabrina (2013): »Transsexual parenthood and new role assumptions«, in: *Culture, Health & Sexuality* 15 (9), S. 1055–1070. DOI: <https://doi.org/10.1080/13691058.2013.806676>
- Ferguson, Joshua M. (2013): »Queering Methodologies. Challenging Scientific Constraint in the Appreciation of Queer and Trans Subjects«, in: *The Qualitative Report* 18 (13), S. 1–13.
- Fiorilli, Olivia (2019): »Reproductive Injustice and the Politics of Trans Future in France«, in: *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 6 (4), S. 579–592. DOI: <https://doi.org/10.1215/23289252-7771737>
- Fitz-Klausner, Sebastian/Schondelmayer, Ann-Christin/Riegel, Christine (2021): »Familie und Normalität. Einführende Überlegungen«, in: Schondelmayer, Ann-Christin/Riegel, Christine/Fitz-Klausner, Sebastian (Hg.), *Familie und Normalität. Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 7–23. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv1bvndpc.3>
- Fosket, Jennifer Ruth (2015): »Situating Knowledge«, in: Clarke, Adele E./Frieze, Carrie/Washburn, Rachel (Hg.), *Situational analysis in practice. Mapping research with grounded theory*. Walnut Creek, CA.: Left Coast Press, S. 195–215.

- Foucault, Michel (1980): *Power/knowledge. Selected interviews and other writings 1972 – 1977*, New York: Vintage Books.
- Foucault, Michel (1983): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2006): *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fox, Nick J./Alldred, Pam (2014): »New materialist social inquiry. Designs, methods and the research-assemblage«, in: *International Journal of Social Research Methodology* 18 (4), S. 399–414. DOI: <https://doi.org/10.1080/13645579.2014.921458>
- Fox, Nick J./Alldred, Pam (2017): *Sociology and the new materialism. Theory, research, action*, Los Angeles: SAGE. DOI: <https://doi.org/10.4135/9781526401915>
- Franke, Katherine M. (2001): »Theorizing Yes: An Essay on Feminism, Law, and Desire«, in: *Columbia Law Review* 101 (1), S. 181–208. DOI: <https://doi.org/10.2307/1123512>
- Franklin, Sarah (1995): »Postmodern Procreation. A Cultural Account of Assisted Reproduction«, in: Ginsburg, Faye/Rapp, Rayna/Ginsburg, Faye D. (Hg.), *Conceiving the New World Order. The Global Politics of Reproduction*, Berkeley: Univ. of California Press, S. 323–345. DOI: <https://doi.org/10.1525/9780520915442-019>
- Freedman, David/Tasker, Fiona/Di Ceglie, Domenico (2002): »Children and Adolescents with Transsexual Parents Referred to a Specialist Gender Identity Development Service: A Brief Report of Key Developmental Features«, in: *Clinical Child Psychology and Psychiatry* 7 (3), S. 423–432. DOI: <https://doi.org/10.1177/1359104502007003009>
- Friese, Carrie/Clarke, Adele E./Washburn, Rachel (2022): »Situational Analysis as Critical Pragmatist Interactionism«, in: Clarke, Adele E./Friese, Carrie/Washburn, Rachel (Hg.), *Situational analysis in practice. Mapping Relations Across Disciplines*, London: Routledge, S. 97–110. DOI: <https://doi.org/10.4324/9781003035923-7>
- Füty, Tamás Jules Joshua (2019): *Gender und Biopolitik. Normative und intersektionale Gewalt gegen Trans* Menschen*, Bielefeld: transcript. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783839446294>
- Garner, T. (2014): »Becoming«, in: *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 1 (1–2), S. 30–32. DOI: <https://doi.org/10.1215/23289252-2399515>

- Gauditz, Leslie/Klages, Anna-Lisa/Kruse, Stefanie/Marr, Eva/Mazur, Ana/Schwertel, Tamara/Tietje, Olaf (2023): »Einleitung: Entwicklungslinien der Situationsanalyse als Forschungsprogramm«, in: Gauditz, Leslie/Klages, Anna-Lisa/Kruse, Stefanie/Marr, Eva/Mazur, Ana/Schwertel, Tamara/Tietje, Olaf (Hg.), *Die Situationsanalyse als Forschungsprogramm*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 3–17. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-38714-3_1
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967): *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*, New Brunswick: AldineTransaction.
- Goetzke, Louka Maju (2022): »Doing Gender Transitions. Geschlechterübergänge in neomaterialistischer Perspektive und ihr Potential für die Übergangsforschung«, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 68 (1), S. 82–97. DOI: <https://doi.org/10.3262/ZPB2201082>
- Goldberg, Abbie E. (2023): »LGBTQ-parent families: Diversity, intersectionality, and social context«, in: *Current opinion in psychology* 49. DOI: <https://doi.org/10.1016/j.copsyc.2022.101517>
- Gossett, Reina [Tourmaline]/Stanley, Eric A./Burton, Johanna (2017): »Known Unknowns: An Introduction to Trap Door«, in: Gossett, Reina [Tourmaline]/Stanley, Eric A./Burton, Johanna (Hg.), *Trap door. Trans cultural production and the politics of visibility. Critical anthologies in art and culture*, Cambridge, Massachusetts, London, England: The MIT Press, S. xv–xxvi.
- Graham, Mark (2010): »Method Matters: Ethnography and Materiality«, in: Browne, Kath/Nash, Catherine J. (Hg.), *Queer methods and methodologies. Intersecting queer theories and social science research*. Farnham, Surrey: Ashgate, S. 183–194. DOI: <https://doi.org/10.4324/9781315603223-12>
- Grant, Jamie M./Mottet, Lisa/Tanis, Justin E./Harrison, Jack/Herman, Jody/Keisling, Mara/Grant, Jaime M./Tanis, Justin Edward (2020): »National Transgender Discrimination Survey 2008–2009«, <https://www.icpsr.umich.edu/web/RCMD/studies/37888/datadocumentation> (Abruf: 31.08.2024).
- Green, R. (1998): »Transsexual's Children«, in: *International Journal of Transgenderism* 4 (2), <https://www.acthe.fr/upload/1445876170-green-r-1998-transsexuals-s-children.pdf> (Abruf: 14.05.2024).
- Gregor, Joris A. (2016): »There is an ›I‹ in LGBT*QI*«. *Inter* als kritischer Spiegel für queer theory*«, in: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 2, S. 15–30. DOI: <https://doi.org/10.3224/gender.v8i2.23731>

- Gregor, Joris A. (2020): »(Nicht-)Orientierte Skizzierungen. Einkörperung von Sozialität zwischen KörperTheorie und KörperPraxis«, in: Müller, Beatrice/Spahn, Lea (Hg.), *Den LeibKörper erforschen*, Bielefeld: transcript, S. 131–146. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783839445754-008>
- Grigorovich, Alisa (2014): »Pregnant with Meaning: An Analysis of Online Media Response to Thomas Beatie and his Pregnancy«, in: Gibson, Margaret (Hg.), *Queering Motherhood. Narrative and Theoretical Perspectives*. Bradford: Demeter Press, S. 81–96.
- Gunda Werner Institut (2022): »Queer und Schwanger: Wie kommen wir zu einer guten Gesundheitsversorgung für alle?« Youtube-Video, <https://www.youtube.com/watch?v=rWZOQqIEwLM> (Abruf: 01.09.2024).
- Gunda-Werner-Institut (Hg.) (2023): *Reproduktive Gerechtigkeit. Eine Einführung*, Heinrich-Böll-Stiftung, https://www.gwi-boell.de/sites/default/files/2023-08/endf_reproduktiverechte_web_doppelseiten_1.pdf (Abruf: 31.08.2024).
- Hafford-Letchfield, Trish/Cocker, Christine/Rutter, Deborah/Tinarwo, More-blessing/McCormack, Keira/Manning, Rebecca (2019): »What do we know about transgender parenting? Findings from a systematic review«, in: *Health & social care in the community* 27 (5), S. 1111–1125. DOI: <https://doi.org/10.1111/hsc.12759>
- Haines, B. A./Ajayi, A. A./Boyd, H. (2014): »Making trans parents visible. Intersectionality of trans and parenting identities«, in: *Feminism & Psychology* 24 (2), S. 238–247. DOI: <https://doi.org/10.1177/0959353514526219>
- Halberstam, Jack J. (2005): *In a Queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives*. New York: NYU Press.
- Halberstam, Jack J. (2010): »The Pregnant Man«, in: *The Velvet Light Trap* 65 (1), S. 77–78. DOI: <https://doi.org/10.1353/vlt.0.0082>
- Hale, Jacob (1997): »Suggested rules for non-transsexuals writing about transsexuals, transsexuality, transsexualism, or Trans_«, <https://hivdatf.wordpress.com/wp-content/uploads/2010/09/suggested-rules-for-non-modified.pdf> (Abruf: 31.08.2024).
- Haraway, Donna (1991a): »A cyborg manifesto. Science, Technology, and socialist-feminism in the late twentieth century«, in: Haraway, Donna (Hg.), *Simians, cyborgs, and women. The reinvention of nature*. London: Free Association Books, S. 149–181.
- Haraway, Donna (1991b): »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective«, in: Haraway, Donna (Hg.),

- Simians, cyborgs, and women. The reinvention of nature. London: Free Association Books, S. 183–201.
- Haraway, Donna (1994): »A Game of Cat's Cradle: Science Studies, Feminist Theory, Cultural Studies«, in: *Configurations* 1, S. 59–71. DOI: <https://doi.org/10.1353/con.1994.0009>
- Haraway, Donna (1995a): »Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive«, in: Haraway, Donna J. (Hg.), *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 73–97.
- Haraway, Donna (1997): *Modest_Witness@Second_Millennium. Female-Man_Meets_OncoMouse. Feminism and Technoscience*, New York, London: Routledge.
- Haraway, Donna (2004): »The promises of monsters. A regenerative politics for inappropriate/d others«, in: Haraway, Donna (Hg.), *The Haraway reader*. New York, NY: Routledge, S. 63–124.
- Haraway, Donna (2008): *The Companion Species Manifesto. Dogs, People and Significant Otherness*, Chicago: Prickly Paradigm Press.
- Haraway, Donna J. (Hg.) (1995b): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Haraway, Donna J. (2016): *Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene*, Durham: Duke University Press. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv11cw25q>
- Haritaworn, Jin (2021): »Queere Wahlfamilien und Community-Building. Jin Haritaworn im Gespräch mit dem Projekt ›Erklär mir mal‹«, in: *Kitchen Politics* (Hg.), *Mehr als Selbstbestimmung! Kämpfe für reproduktive Gerechtigkeit*. Münster: edition assemblage, S. 135–141.
- Harris, Cherise A./Ford, Kristie A. (2018): »Where's Your Man?«: Intersectionality in the Adoption Stories of Two Black, Single, Female Sociologists«, in: *Michigan Family Review* 21 (1), S. 27–49.
- Hartmann, Jutta (2014): »Re-thinking family norms: Herausforderungen queer-familialer Lebensweisen«, in: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hg.), *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*- , Queer- und Geschlechterforschung*. Bielefeld: transcript, S. 215–232. DOI: <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839427026.215>
- Haschemi Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice/Dietze, Gabriele (2011): »Try Again. Fail Again. Fail Better.« Queer Interdependencies as Corrective Methodologies«, in: Taylor, Yvette/Hines, Sally/Casey, Mark E. (Hg.), *Theorizing Intersectionality and Sexuality. Genders and sexualities in the social*

- sciences. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 78–95. DOI: https://doi.org/10.1057/9780230304093_5
- Helfferrich, Cornelia (2011): *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92076-4>
- Heston, Laura (2013): »Utopian Kinship? The Possibilities of Queer Parenting«, in: Jones, Angela (Hg.), *A Critical Inquiry into Queer Utopias*. New York NY: Palgrave Macmillan, S. 245–267. DOI: https://doi.org/10.1057/9781137311979_11
- Hill Collins, Patricia (2009): *Black feminist thought. Knowledge, consciousness, and the politics of empowerment*, New York: Routledge.
- Hines, Sally (2006): »Intimate Transitions. Transgender Practices of Partnering and Parenting«, in: *Sociology* 40 (2), S. 353–371, DOI: <https://doi.org/10.1177/0038038506062037>
- Hines, Sally/Pearce, Ruth/Pfeffer, Carla A./Riggs, Damien W./White, Francis Ray (2021): »Trans pregnancy. Fertility, reproduction and body autonomy«, in: *International Journal of Transgender Health* 22 (1–2), S. 1–5, DOI: <https://doi.org/10.1080/26895269.2021.1884289>
- Hirschauer, Stefan/Heimerl, Birgit/Hoffmann, Anika/Hofmann, Peter (2014): *Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität*, Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Hochschild, Arlie Russell (1983): *The Managed Heart: Commercialization of Human Feeling*, Berkeley: University of California Press.
- Hoenes, Josch (2018): »Blitze, Frösche, Chaos. Das Glücksversprechen des New Materialism oder wieso Trans*materialisierungen (über)lebensnotwendig sind«, *Open Gender Journal* 2. DOI: <https://doi.org/10.17169/ogj.2018.25>
- Hoenes, Josch/Januschke, Eugen/Klöppel, Ulrike/Sabisch, Katja (2019): »Häufigkeit normangleichender Operationen »uneindeutiger« Genitalien im Kindesalter. Follow Up-Studie«, in: *Bulletin Texte/Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien* 44. DOI: <https://doi.org/10.13154/rub.113.99>
- Hoenes, Josch/Koch, Michael_a (2017a): »Einleitung. Wissenschaftspolitik an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit«, in: Hoenes, Josch/Koch, Michael_a (Hg.), *Transfer und Interaktion. Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit*, Oldenburg: BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität, S. 7–22.
- Hoenes, Josch/Koch, Michael_a (Hg.) (2017b): *Transfer und Interaktion. Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zweige-*

- schlechtlichkeit, Oldenburg: BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität.
- Hoenes, Josch/Schirmer, Utan (2018): »Transgender/Transsexualität: Forschungsperspektiven und Herausforderungen«, in: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–10. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_77-1
- Höhne, Marek Sancho (2021): »Negotiating Gender in Germany – Normalizing Trans*Imaginations. On Aspects of Belonging to and Resisting the Normative Binary Gender Order«, in: Gaupp, Lisa/Pelillo-Hestermeyer, Giulia (Hg.), *Diversity and Otherness. Transcultural Insights Into Norms, Practices, Negotiations*, Warsaw, Berlin: De Gruyter, S. 269–289. DOI: <https://doi.org/10.1515/9788366675308-013>
- Höhne, Marek Sancho/Klein, Tamar (2019): »Unsichtbarkeitsfelder stören – Die Provinzialisierung von ›Western Code‹ trans*-Narrativen«, in: *Open Gender Journal* 3. DOI: <https://doi.org/10.17169/ogj.2019.24>
- Honkasalo, Julian (2018): »Unfit for Parenthood? Compulsory Sterilization and Transgender Reproductive Justice in Finland«, in: *Journal of International Women's Studies* 20 (1), Artikel 4.
- Honkasalo, Julian (2020): »In the Shadow of Eugenics: Transgender Sterilization Legislation and the Struggle for Self-Determination«, in: Pearce, Ruth/Moon, Igi/Gupka, Kat/Steinberg, Deborah Lynn (Hg.), *The emergence of trans. Cultures, politics and everyday lives. Gender, bodies and transformation*, London, New York: Routledge Taylor & Francis Group, S. 17–33. DOI: <https://doi.org/10.4324/9781315145815-3>
- Hooks, Bell (1994) (Hg.): *Black Looks. Popkultur – Medien – Rassismus*, Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Hooks, Bell (1995): »The Oppositional Gaze: Black Female Spectators«, in: Brand, Peggy Zeglin/Korsmeyer, Carolyn (Hg.), *Feminism and tradition in aesthetics*. University Park, PA: Pennsylvania State Univ. Press, S. 142–159.
- Hoppe, Katharina (2022): »Mehr-als-menschliche Soziologie: Neue Materialismen und Posthumanismus«, in: Delitz, Heike/Müller, Julian/Seyfert, Robert (Hg.), *Handbuch Theorien der Soziologie: VS Verlag für Sozialwissenschaften*, S. 1–22. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-31744-7_36-1
- Hoppe, Katharina/Lemke, Thomas (2015): »Die Macht der Materie. Grundlagen und Grenzen des agentiellen Realismus von Karen Barad«, in: *SozW* 66 (3), S. 261–280. DOI: <https://doi.org/10.5771/0038-6073-2015-3-261>

- Hornstein, René_ Rain (2021): »Giftkunde der internalisierten trans* Unterdrückung. Zum Stand der Forschung und den Möglichkeiten einer solidarischen trans* Psychologie«, in: Mader, Esto/Gregor, Joris A./Saalfeld, Robin K./Hornstein, René_/Müller, Paulena/Grasmeier, Marie C./Schadow, Toni (Hg.), *Trans* und Inter* Studien. Aktuelle Forschungsbeiträge aus dem deutschsprachigen Raum*. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot, S. 103–129.
- Hornstein, René_ Rain (2022): »Trans*-Verbündetenschaft. Vorschläge für kritikinteressierte UnterstützerInnen von trans* Menschen«, in: Lüter, Albrecht/Breitscheid, Dana/Greif, Philippe/Imhof, Willi/Konradi, Moritz/Riese, Sarah (Hg.), *Berliner Monitoring trans- und homophobe Gewalt*. Berlin, S. 255–265.
- Hoskin, Rhea Ashley/Earl, Jessie (2021): »Representations in Popular Culture«, in: Goldberg, Abbie E./Beemyn, Genny (Hg.), *The SAGE Encyclopedia of Trans Studies*: SAGE Publications, S. 717–721.
- Huynh, Kiet D./Lee, Debbie L. (2022): »Emotion-focused coping strategies as mediators of the discrimination – mental health association among LGB POC«, in: *Psychology of Sexual Orientation and Gender Diversity* 10 (3), S. 413–428. DOI: <https://doi.org/10.1037/sgd0000562>
- Intersexuelle Menschen e.V. (2020): »Fakten zu Intergeschlechtlichkeit. Hauptforderung: Genitalverändernde Operationen an intergeschlechtlich geborenen Kindern verbieten«, Hg. v. Intersexuelle Menschen e.V., https://im-ev.de/wp-content/uploads/2021/04/2020_09_Faktenpapier-II-Web.pdf (Abruf: 31.08.2019).
- Iryskina, Inna (2020): *Transgender Families. Marriage, Parenthood and Children*, Hg. v. Insight, Kyiv, <https://www.insight-ukraine.org/en/blog/transgender-families-en/> (Abruf: 31.08.2024).
- James, S. E./Herman, J. L./Rankin, S./Keisling M./Mottet, L./Anafi, M. (2016): »The Report of the 2015 U.S. Transgender Survey«, Hg. v. National Center for Transgender Equality, Washington DC, https://calculators.io/national-transgender-discrimination-survey/?utm_content=cmp-true (Abruf: 31.08.2024).
- Janssen, Joke (2016): »In meinem Namen. Eine trans*/queere Perspektive auf Elternschaft«, in: Dolderer, Maya/Holme, Hannah/Jerzak, Claudia/Tietge Ann-Madeleine (Hg.), *O Mother, Where Art Thou? (Queer-)Feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 142–159.

- Joshi, Yuvraj (2012): »Respectable Queerness«, in: *Columbia Human Rights Law Review* 43 (2), S. 415–467.
- Jurczyk, Karin (2014): »Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie«, in: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hg.), *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 50–70.
- Jurczyk, Karin (Hg.) (2020): *Doing und Undoing Family. Konzeptionelle und empirische Entwicklungen*, Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (2014): »Doing Family als neue Perspektive auf Familie. Einleitung«, in: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hg.), *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 7–30.
- Kaltenmark, Dagmar/Kasimir, Elke/Rauner, Stefan (1998): »Plädoyer für eine humanistische Umorientierung: Kritik der ›Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen‹«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 11 (3), S. 261–270.
- Kanter, Rosabeth Moss (1977): »Some Effects of Proportions on Group Life: Skewed Sex Ratios and Responses to Token Women«, in: *American Journal of Sociology* 82 (5), S. 965–990. DOI: <https://doi.org/10.1086/226425>
- Karaian, Lara (2013): »Pregnant Men: Repro-normativity, Critical Trans Theory and the Re(conceive)ing of Sex and Pregnancy in Law«, in: *Social & Legal Studies* 22 (2), S. 211–230. DOI: <https://doi.org/10.1177/0964663912474862>
- Karsay, Dodo (2021): »Stuck on the swing: experiences of trans parents with freedom of movement in the EU«, Hg. v. TGEU, <https://www.tgeu.org/files/uploads/2023/11/tgeu-stuck-on-the-swing.pdf> (Abruf: 16.11.2025).
- Karsay, Dodo (2022): »Jumping ropes: Experiences of trans parents in Europe & Central Asia«, Hg. v. TGEU, <https://www.tgeu.org/files/uploads/2023/11/TGEU-jumping-ropes-2022.pdf> (Abruf: 31.07.2024).
- Kattari, Shanna K./Gross, Emma B./Harner, Vern/Andrus, Emily/Stroumsa, Daphna/Moravek, Molly B./Brouwer, Andrew (2023): »Doing it on my own terms: Transgender and nonbinary adults' experiences with HPV self-swabbing home testing kits«, in: *Women's reproductive health* 10 (4), S. 496–512. DOI: <https://doi.org/10.1080/23293691.2022.2094737>
- Kazimierzczak, Karolina A. (2018): »Clinical encounter and the logic of relationality: Reconfiguring bodies and subjectivities in clinical relations«, in: *Health* 22 (2), S. 185–201. DOI: <https://doi.org/10.1177/1363459316688521>

- Keaney, Jaya (2023): *Making Gaybies. Queer Reproduction and Multiracial Feeling*, Durham: Duke University Press. DOI: <https://doi.org/10.1215/9781478027492>
- Keller, Reiner/Clarke, Adele E. (2011): »Für mich ist die Darstellung der Komplexität der entscheidende Punkt.« Zur Begründung der Situationsanalyse. Adele E. Clarke im Gespräch mit Reiner Keller«, in: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hg.), *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 109–131. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_6
- Kelly, Natasha A. (Hg.) (2019): *Schwarzer Feminismus. Grundagentexte*, Münster: Unrast.
- Kink-Hampersberger, Susanne/Scheer, Lisa/Thaler, Anita (2020): »Doing queer families with technologies«, in: *Queer-Feminist Science and Technology Forum* 5, S. 39–63, <https://osf.io/bau8m/> (Abruf: 08.05.24).
- Kitchen Politics (2021a): »Einleitung: Mehr als Selbstbestimmung! Kämpfe für reproduktive Gerechtigkeit«, in: Kitchen Politics (Hg.), *Mehr als Selbstbestimmung! Kämpfe für reproduktive Gerechtigkeit*. Münster: edition assemblage, S. 7–16.
- Kitchen Politics (Hg.) (2021b): *Mehr als Selbstbestimmung! Kämpfe für reproduktive Gerechtigkeit*, Münster: edition assemblage.
- Klapeer, Christine M. (2021): »Zwischen homonormativem Familialismus, queeren Verwandtschaftsutopien und ›glücklichen‹ Regenbogenfamilien. Ambivalenzen der Anerkennung (nicht nur in Zeiten von COVID-10)«, in: Baglikow, Stephan/Trau, Kim Alexandra (Hg.), *Wurzeln – Bande – Flügel. Familie als Ort der Sozialisation, Kontrolle und Emanzipation*. Berlin: Männerschwarm, S. 23–50.
- Kleiner, Bettina/Thielen, Marc (2020): »Kinship trouble? – Eine Exploration zum Zusammenhang von Flucht und queeren Verwandtschaftspraktiken«, in: Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Wimbauer, Christine (Hg.), *Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit*. Gender (Sonderheft), S. 188–203. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv15r56vn.14>
- Klöppel, Ulrike (2016): »Zur Aktualität kosmetischer Operationen »uneindeutiger« Genitalien im Kindesalter«, in: *Bulletin Texte/Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien* 42, S. 3–85.
- Kluge, U./Aichberger, M. C./Heinz, E./Udeogu-Gözzalan, C./Abdel-Fatah, D. (2020): »Rassismus und psychische Gesundheit«, in: *Der Nervenarzt* 91 (11), S. 1017.1024. DOI: <https://doi.org/10.1007/s00115-020-00990-1>

- Knecht, Michi (2013): »Nach Writing Culture, mit Actor-Network: Ethnografie/ Praxeografie in der Wissenschafts-, Medizin- und Technikforschung«, in: Hess, Sabine (Hg.), *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Reimer Kulturwissenschaften. Berlin: Reimer, S. 79–106.
- Koch-Rein, Anson/Haschemi Yekani, Elahe/Verlinden, Jasper J. (2020): »Representing trans: visibility and its discontents«, in: *European Journal of English Studies* 24 (1), S. 1–12. DOI: <https://doi.org/10.1080/13825577.2020.1730040>
- Köhler, Annemaria/Krüper, Evelyn/Gehrens, Walter (2017): »Die Gestaltung geteilter Elternschaft in Pflegefamilien, deren fachliche Begleitung und die Rückkehr von Pflegekindern«, in: Bergold, Pia/Buschner, Andrea/Mayer-Lewis, Birgit/Mühling, Tanja (Hg.), *Familien mit multipler Elternschaft. Entstehungszusammenhänge, Herausforderungen und Potentiale*: Verlag Barbara Budrich, S. 57–83.
- Kroløkke, Charlotte/Myong, Lene/Willum Adrian, Stine/Tjørnhøj-Thomsen, Tine (Hg.) (2016): *Critical Kinship Studies*, London: Rowman & Littlefield.
- Lam, Carla (2016): »Thinking Through Post-constructionism: Reflections on (Reproductive) Dismembodiment and Misfits«, in: *Studies in Social Justice* 10 (2), S. 289–307. DOI: <https://doi.org/10.26522/ssj.v10i2.1352>
- Lampalzer, Ute/Behrendt, Pia/Dekker, Arne/Briken, Peer/Nieder, Timo O. (2019): Was benötigen LSBTI-Menschen angesichts ihrer Sexual- und Geschlechtsbiografien für eine bessere Gesundheitsversorgung?, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 32 (01), S. 17–26. DOI: <https://doi.org/10.1055/a-0835-9584>
- Lampe, Nik M./Nowakowski, Alexandra C. H. (2021): »New horizons in trans and non-binary health care: Bridging identity affirmation with chronicity management in sexual and reproductive services«, in: *International Journal of Transgender Health* 22 (1–2), S. 141–153. DOI: <https://doi.org/10.1080/026895269.2020.1829244>
- Lather, Patti (2007): »Postmodernism, Post-structuralism and Post(Critical) Ethnography: Of Ruins, Aporias and Angels«, in: Atkinson, Paul (Hg.), *Handbook of ethnography*. Paperback ed., S. 477–492. DOI: <https://doi.org/10.4135/9781848608337.n33>
- Lather, Patti (2013): »Methodology-21. What do we do in the afterward?«, in: *International Journal of Qualitative Studies in Education* 26 (6), S. 634–645. DOI: <https://doi.org/10.1080/09518398.2013.788753>
- Lather, Patti (2017): »Top Ten+ List. (Re)Thinking Ontology in (Post)Qualitative Research«, in: Lather, Patti (Hg.): *(Post)Critical Methodologies. The Selec-*

- ted Works of Patti Lather, Florence: Taylor and Francis, S. 344–352. DOI: <https://doi.org/10.4324/9781315619538-29>
- Law, John (2007): *After method. Mess in social science research*, London: Routledge.
- Law, John/Mol, Annemarie (Hg.) (2006): *Complexities. Social studies of knowledge practices*, Durham: Duke University Press.
- Law, John/Urry, John (2011): »Enacting the social«, in: *Economy and Society* 33 (3), S. 390–410. DOI: <https://doi.org/10.1080/0308514042000225716>
- Leibetseder, Doris (2018): »Queer and Trans Access to Assisted Reproductive Technologies: A Comparison of Three EU-States, Poland, Spain and Sweden«, in: *Journal of International Women's Studies* 20 (1), S. 10–26.
- Leibetseder, Doris (2025): »Queer Kinship and Technologies. Challenges and Queer Erasures«, in: Katz Rothman, Barbara/Newnham, Elizabeth/van der Waal, Rodante/Sillo, Christie (Hg.), *The Routledge Companion to Gender and Reproduction*. London: Routledge. DOI: <https://doi.org/10.4324/9781003402619-7>
- Leibetseder, Doris/Griffin, Gabriele (2020): »States of reproduction: the co-production of queer and trans parenthood in three European countries«, In: *Journal of Gender Studies* 29 (3), S. 310–324. DOI: <https://doi.org/10.1080/09589236.2019.1636773>
- LesMigraS (Hg.) (2012): »...Nicht so greifbar und doch real. Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland«, Berlin, https://lesmigras.de/wp-content/uploads/2021/11/Dokumentation-Studie-web_sicher.pdf (Abruf: 31.08.2024).
- LGBTIQ Helpline (2025): »Hate Crime Bericht 2025. Bericht über das Monitoring LGBTIQ-feindlicher Diskriminierung und Gewalt in der Schweiz 2024«, https://pinkcross.ch/unser-einsatz/politik/hate-crime/hate_crime_bericht_2025.pdf (Abruf: 16.11.2025).
- Linek, Leoni/Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Motakef, Mona/Wimbauer, Christine (2022): »Soziale Elternschaft«, in: Yashodhara Haller, Lisa/Schlender, Alicia (Hg.), *Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft*. Berlin: Verlag Barbara Budrich, S. 337–387. DOI: <https://doi.org/10.3224/84742367.30>
- Love, Gillian (2022): »Trans Pregnancy in a Repronormative World«, in: Guney, Gizem/Davies, David/Lee, Po-Han (Hg.), *Towards Gender Equality in Law. An Analysis of State Failures from a Global Perspective*, Cham: Sprin-

- ger International Publishing; Imprint Palgrave Macmillan, S. 34–58. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-030-98072-6_3
- Lowik, A. J. (2018): »Reproducing Eugenics, Reproducing while Trans: The State Sterilization of Trans People«, in: *Journal of GLBT Family Studies* 14 (5), S. 425–445. DOI: <https://doi.org/10.1080/1550428X.2017.1393361>
- Lowik, A. J. (2023): »I Gender Normed as Much as I Could: Exploring Nonbinary People's Identity Disclosure and Concealment Strategies in Reproductive Health Care Spaces«, in: *Women's Reproductive Health* 10 (4), S. 531–549. DOI: <https://doi.org/10.1080/23293691.2022.2150106>
- Lowik, A. J./Al-Anzi, Shams M. F./Amarasekera, Anurada/Chan, Ace/Rana, Monica/Salter, Allison/Nath, Ronita/Ybarra, Michele/Saewyc, Elizabeth (2023): »Transgender Youth's Perspectives on Factors Influencing Intended and Unintended Pregnancies«, in: *Women's reproductive health* 10 (4), S. 572–590. DOI: <https://doi.org/10.1080/23293691.2023.2186812>
- LSVD (ohne Jahr): »Aktion Standesamt: Homosexuelle Paare wollten heiraten und protestierten 1992 gegen Eheverbot«, <https://www.lsvd.de/de/ct/936-Aktion-Standesamt-Homosexuelle-Paare-wollten-heiraten-und-protestierten-1992-gegen-Eheverbot> (Abruf: 31.08.2024).
- LSVD (2023): »Ratgeber: Künstliche Befruchtung bei gleichgeschlechtlichen Paaren«, <https://www.lsvd.de/de/ct/1372-Ratgeber-Kuenstliche-Befruchtung-bei-gleichgeschlechtlichen-Paaren> (Abruf: 30.08.2024).
- LSVD (2025): »Politisch motivierte Kriminalität und Queerfeindlichkeit auf neuem Höchststand«, Pressemitteilung, 20.05.2025, Berlin, <https://www.lsvd.de/de/ct/14408-Politisch-motivierte-Kriminalitaet-und-Queerfeindlichkeit-auf-neuem-Hoechststand> (Abruf: 16.11.2025).
- Lubbe, Carien (2013): »LGBT Parents and Their Children: Non-Western Research and Perspectives«, in: Goldberg, Abbie E./Allen, Katherine R. (Hg.), *LGBT-Parent Families. Innovations in Research and Implications for Practice*. New York: Springer Science+Business Media, S. 209–223. DOI: https://doi.org/10.1007/978-1-4614-4556-2_14
- Ludwig, Gundula (2016): »Desiring Neoliberalism«, in: *Sexuality research & social policy* 13 (4), S. 417–427. DOI: <https://doi.org/10.1007/s13178-016-0257-6>
- Lunde, Claire E./Spigel, Rebecca/Gordon, Catherine M./Sieberg, Christine B. (2021): »Beyond the Binary: Sexual and Reproductive Health Considerations for Transgender and Gender Expansive Adolescents«, in: *Frontiers in reproductive health* 3. DOI: <https://doi.org/10.3389/frph.2021.670919>

- Lykke, Nina (2010): *Feminist studies. A guide to intersectional theory, methodology and writing*, New York, London: Routledge.
- MacDonald, Trevor/Noel-Weiss, Joy/West, Diana/Walks, Michelle/Biener, MaryLynne/Kibbe, Alanna/Myler, Elizabeth (2016): »Transmasculine individuals' experiences with lactation, chestfeeding, and gender identity: a qualitative study«, in: *BMC pregnancy and childbirth* 16, Artikel 106. DOI: <https://doi.org/10.1186/s12884-016-0907-y>
- MacLure, Maggie (2013): »Classification or wonder? Coding as an analytic practice in qualitative research«, in: Ringrose, Jessica/Coleman, Rebecca (Hg.), *Deleuze and research methodologies. Deleuze connections*. Edinburgh: Edinburgh University Press, S. 164–183. DOI: <https://doi.org/10.1515/9780748644124-011>
- Mader, Esto (2023): *Queere Räume. Handlungsfähigkeit, Affekte und Praktiken von Unbestimmtheit prekärer Subjekte*, Bielefeld: Transcript Verlag. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783839468180>
- Mader, Esto/Gregor, Joris A./Saalfeld, Robin K./Hornstein, René_Rain/Müller, Paulena/Grasmeier, Marie C./Schadow, Toni (2021): »Einleitung«, in: Mader, Esto/Gregor, Joris A./Saalfeld, Robin K./Hornstein, René_/Müller, Paulena/Grasmeier, Marie C./Schadow, Toni (Hg.), *Trans* und Inter* Studien. Aktuelle Forschungsbeiträge aus dem deutschsprachigen Raum*. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot, S. 7–25.
- Magnus Hirschfeld Stiftung (2024): »Geschlechtliche Identität Minderjähriger: Fachbeirat kritisiert Beschlüsse des Dt. Ärztetages und fordert Neubefassung«, Pressemitteilung, 27.05.2024, Berlin, <https://mh-stiftung.de/2024/05/27/bmh-fachbeirat-kritisiert-beschluesse-des-dt-aerztetages-neubefassung-gefordert/> (Abruf: 31.08.2024).
- Mamo, Laura (2008): *Queering reproduction. Achieving pregnancy in the age of technoscience*, Durham, N.C: Duke University Press. DOI: <https://doi.org/10.1515/9780822390220>
- Mamo, Laura/Alston-Stepnitz, Eli (2015): »Queer Intimacies and Structural Inequalities. New Directions in Stratified Reproduction«, in: *Journal of Family Issues* 36 (4), S. 519–540. DOI: <https://doi.org/10.1177/0192513X14563796>
- Mangold, Katharina/Schröder, Julia (2020): »Ganz normal und doch immer besonders« – Kategorisierungsarbeit queerer Familien«, in: Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Wimbauer, Christine (Hg.), *Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit*. Gender (Sonderheft), S. 124–140. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv15r56vn.10>

- Margaria, Alice (2020): »Trans Men Giving Birth and Reflections on Fatherhood: What to Expect?«, in: *International Journal of Law, Policy and the Family* 34 (3), S. 225–246. DOI: <https://doi.org/10.1093/lawfam/ebaa007>
- Martin, Emily (1991): »The egg and the sperm. How science has constructed a romance based on stereotypical male-female roles«, in: *Signs* 16 (3), S. 485–501. DOI: <https://doi.org/10.1086/494680>
- Mayer, Gesa (2020): »... auch wenn da jetzt nich' ihre Gene drinstecken.« Zur Bedeutung biologischer und sozialer Elternschaft in polyamorer Familienplanung«, in: Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Wimbauer, Christine (Hg.): *Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit*. Gender (Sonderheft), S. 28–43. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv15r56vn.4>
- Mazzaferro, Sergio (2023): »Wie stellst du dir Familie vor?« – Hilfen zur Erziehung im Kontext reproduktiver (Un)Gerechtigkeit für Trans*Jugendliche«, in: Kampshoff, Marita/Kleiner, Bettina/Langer, Antje (Hg.), *Trans- und Intergeschlechtlichkeit in Erziehung und Bildung*. Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung Folge 19 (2023). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 121–135. DOI: <https://doi.org/10.3224/84742703.08>
- McGuinness, Sheelagh/Alghrani, Amel (2008): »Gender and parenthood: the case for realignment«, in: *Medical law review* 16 (2), S. 261–283. DOI: <https://doi.org/10.1093/medlaw/fwn010>
- Meißner, Hanna (2017): »Spannungen (aus-)halten. Das Subjekt materialistischer Gesellschaftstheorie«, *Open Gender Journal* 1. DOI: <https://doi.org/10.17169/ogj.2017.15>
- Mesquita, Sushila (2008): »Heteronormativität und Sichtbarkeit«, in: Bartel, Rainer (Hg.), *Heteronormativität und Homosexualitäten*, Innsbruck, Wien, Bozen: Studien Verlag, S. 129–147.
- Mesquita, Sushila (2011): *Ban Marriage! Ambivalenzen der Normalisierung aus queer-feministischer Perspektive*, Wien: Zaglossus.
- Mesquita, Sushila (2012): »Recht und Heteronormativität im Wandel«, in: Haberler, Helga/Hajek, Katharina/Ludwig, Gundula/Paloni, Sara (Hg.), *Que[e]r zum Staat. Perspektiven auf Staat, Macht und Gesellschaft*. Berlin: Querverl., S. 42–60.
- Mesquita, Sushila (2016): »Eine ›Ein-Thema-Methodologie?‹ Epistemologische Überlegungen zum Heteronormativitätskonzept«, in: Herrera, María Teresa/Rostock, Petra/Schirmer, Uta/Wagels, Karen (Hg.), *Über Heteronor-*

- mativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verhältnisse und konzeptuelle Zugänge. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 89–101.
- Meuser, Michael/Nagel, Ulrike (1994): »Expertenwissen und Experteninterview«, in: Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Maeder, Christoph (Hg.), Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 180–192. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-322-90633-5_12
- Mizielińska, Joanna/Gabb, Jacqui/Stasińska, Agata (2017): »Editorial introduction to Special Issue: Queer Kinship and Relationships«, in: Sexualities 21 (7), S. 975–982. DOI: <https://doi.org/10.1177/1363460717718511>
- Moya, Paula (1997): »Postmodernism, »Realism«, and the Politics of Identity«, in: Alexander, M. Jacqui/Mohanty, Chandra Talpade (Hg.), Feminist genealogies, colonial legacies, democratic futures. New York: Routledge, S. 125–150.
- Murphy, Michelle (2012a): Seizing the means of reproduction. Entanglements of feminism, health, and technoscience. Experimental futures, Durham NC: Duke University Press. DOI: <https://doi.org/10.1215/9780822395805>
- Murphy, Timothy F. (2012b): »The ethics of fertility preservation in transgender body modifications«, in: Bioethical Inquiry 9 (3), S. 311–316. DOI: <https://doi.org/10.1007/s11673-012-9378-7>
- Müssig, Magdalena (2021): »Einleitung«, in: Ediger, Gülden/Kalender, Ute/Kyere, Anthea/Mazzaferro, Valle (Hg.), Reproduktionstechnologien. Queere Perspektiven und reproduktive Gerechtigkeit, Göttingen: Wallstein Verlag, S. 7–13. DOI: <https://doi.org/10.5771/9783835347199-7>
- Namaste, Viviane (2000): Invisible Lives. The Erasure of Transsexual and Transgendered People, Chicago: Univ. of Chicago Press.
- National Women's Law Center (2015): »If You Really Care About Reproductive Justice, You Should Care About Transgender Rights!«, https://nwlc.org/wp-content/uploads/2015/08/rj_and_transgender_fact_sheet.pdf (Abruf: 16.11.2025).
- Nay, Yv E. (2017): Feeling family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von »Regenbogenfamilien«, Wien: Zaglossus.
- Nay, Yv E. (2019a): »A Queer Family's Longing for Belonging. Heteronormativity Beyond Antinormativity«, in: Sehlikoglu, Sertaç/Karioris, Frank G. (Hg.), The Everyday Makings of Heteronormativity. Cross-Cultural Explorations of Sex, Gender, and Sexuality. Lanham, Boulder, New York, London: Lexington Books, S. 171–184. DOI: <https://doi.org/10.5040/9781978734029.ch-010>

- Nay, Yv E. (2019b): »Die heterosexuelle Familie als Norm«, in: Sozial Extra 43 (6), S. 372–375. DOI: <https://doi.org/10.1007/s12054-019-00224-y>
- Nay, Yv E. (2019c): »Homonormative und nationalistische Politiken des Fortschritts in Debatten um nicht-hegemoniale Familien und Verwandtschaft«, in: GENDER 11, S. 41–55. DOI: <https://doi.org/10.3224/gender.v11i2.04>
- Nedecleu, Mihaela/Wyss, Malika (2016): »»Doing family« through ICT-mediated ordinary co-presence: transnational communication practices of Romanian migrants in Switzerland«, in: Global Networks 16 (2), S. 202–218. DOI: <https://doi.org/10.1111/glob.12110>
- Nieder, Timo O./Schneider, Florian/Bauer, Robin (2022): »Repronormativität und reproduktive Gerechtigkeit – eine interdisziplinäre Analyse zur Fortpflanzung im Kontext von Trans«, in: Zeitschrift für Sexualforschung 35 (2), S. 88–96. DOI: <https://doi.org/10.1055/a-1801-7471>
- Nikolić, Mirko (2018): »Apparatus x Assemblage«, <https://newmaterialism.eu/almanac/a/apparatus-x-assemblage.html> (Abruf: 31.08.2024).
- Nixon, Laura (2013): »The Right to (Trans) Parent: A Reproductive Justice Approach to Reproductive Rights, Fertility, and Family-Building Issues Facing Transgender People«, in: Journal of Race, Gender and Social Justice 20 (1), S. 73–103.
- Nordqvist, Petra (2008): »Feminist heterosexual imaginaries of reproduction. Lesbian conception in feminist studies of reproductive technologies«, in: Feminist Theory 9 (3), S. 273–292. DOI: <https://doi.org/10.1177/1464700108095851>
- O'Connor, Naomhán (2019): »Framing reproductive justice in the context of institutionalized transphobia globally«, <http://www.srhm.org/news/framing-reproductive-justice-in-the-context-of-institutionalized-transphobia-globally/> (Abruf: 31.08.2024).
- Offenberger, Ursula (2023): »Un/Doing Gender in Social Worlds and Arenas: Perspectives for Aligning Ethnomethodology with Situational Analysis«, in: Gauditz, Leslie/Klages, Anna-Lisa/Kruse, Stefanie/Marr, Eva/Mazur, Ana/Schwertl, Tamara/Tietje, Olaf (Hg.), Die Situationsanalyse als Forschungsprogramm. Theoretische Implikationen, Forschungspraxis und Anwendungsbeispiele, Wiesbaden: Springer, S. 91–101.
- Open Society Foundations (2015): »License To Be Yourself: Forced Sterilization«, <https://www.opensocietyfoundations.org/publications/forced-sterilization> (Abruf: 31.08.2024).

- Oudshoorn, Nelly (2003): *The male pill: A biography of a technology in the making*, Durham, N.C: Duke University Press. DOI: <https://doi.org/10.1215/9780822385226>
- Owusu, Melz (2019): »Reproductive Justice for Trans and Non-binary People is About More Than Language«, <https://medium.com/@melz.artist/reproductive-justice-for-trans-and-non-binary-people-is-about-more-than-language-83cc784c477e> (Abruf: 16.11.2025).
- Parker, George/Ker, Alex/Baddock, Sally/Kerekere, Elizabeth/Veale, Jaimie/Miller, Suzanne (2023): »It's Total Erasure«: Trans and Nonbinary Peoples' Experiences of Cisnormativity Within Perinatal Care Services in Aotearoa New Zealand«, in: *Women's Reproductive Health* 10 (4), S. 591–607. DOI: <https://doi.org/10.1080/23293691.2022.2155496>
- Pfadenhauer, Michaela (2002): »Auf gleicher Augenhöhe reden. Das Experteninterview – ein Gespräch zwischen Experte und Quasi-Experte«, in: Bogner, Alexander/Littig, Beate/Menz, Wolfgang (Hg.): *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 112–130. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-322-93270-9_5
- Polymorph (Hg.) (2002): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin: Querverl.
- Power, Jennifer/Brown, Rhonda/Schofield, Margot J./Pitts, Marian/McNair, Ruth/Perlesz, Amaryl/Bickerdike, Andrew (2014): »Social Connectedness Among Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender Parents Living in Metropolitan and Regional and Rural Areas of Australia and New Zealand«, in: *Journal Community Psychology* 42 (7), S. 869–889. DOI: <https://doi.org/10.1002/jcop.21658>
- Preciado, Paul B. (2016): *Testo Junkie*, Berlin: b_books.
- Price, Kimala (2020): »What Is Reproductive Justice?« in: *Meridians* 19 (S1), S. 340–362. DOI: <https://doi.org/10.1215/15366936-8566034>
- Pro Familia (2022): »Für eine rechtbasierte Fortpflanzungsmedizin. pro familia Position zur rechtlichen Regelung reproduktionsmedizinischer Verfahren«, https://www.profamilia.de/fileadmin/profamilia/verband/pro_familia_position_reproduktionsmedizin_februar_2022.pdf (Abruf: 30.08.2024).
- Pro Familia (2023): »Queere Schwanger- und Elternschaft«, Dokumentation Online-Webinar, 17.10.2023, https://www.profamilia.de/fileadmin/profamilia/Projekt_Geburtshilfe/Webinar_2_QueereSchwangerundElternschaft_Dokumentation_barrierefrei.pdf (Abruf: 23.04.2024).

- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2008): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*, München: Oldenbourg.
- Puar, Jasbir K. (2012): »I would rather be a cyborg than a goddess«: Becoming-Intersectional in Assemblage Theory«, in: *philoSOPHIA* 2 (1), S. 49–66. DOI: <https://doi.org/10.1353/phi.2012.a486621>
- Puar, Jasbir K. (2013): »Homonationalism as Assemblage: Viral Travels, Affective Sexualities«, in: *Jindal Global Law Review* 4 (2), S. 23–43.
- Pyne, Jake (2012): »Transforming Family: Trans Parents and their Struggles, Strategies, and Strengths«, Hg. v. LGBTQ Parenting Network. Sherbourne Health Centre, Toronto, https://www.rainbowhealthontario.ca/wp-content/uploads/2012/12/Transforming_Family_-_Report.pdf (Abruf: 16.11.25).
- Pyne, Jake/Bauer, Greta/Bradley, Kaitlin (2015): »Transphobia and Other Stressors Impacting Trans Parents«, in: *Journal of GLBT Family Studies* 11 (2), S. 107–126. DOI: <https://doi.org/10.1080/1550428X.2014.941127>
- Queerulant_in (2015): »Schwerpunkt: Trans* und Elternschaft, 8, http://www.queerulantin.de/wp-content/uploads/2015/09/Projekt-Queerulant_in-Ausgabe-8-2015_online-version.pdf (Abruf: 16.11.2025).
- Quirling, Ilka/Tuider, Elisabeth (2022): »(Verschlossene) Wege zur Elternschaft. Heteronormative und rassifizierende Verhandlungen von Mutterschaft im Aufenthalts- und Adoptionsrecht am Beispiel eines binationalen lesbischen Paares«, in: *Kritische Justiz* 55 (2), S. 167–179. DOI: <https://doi.org/10.5771/0023-4834-2022-2-167>
- Raab, Heike (2011): *Sexuelle Politiken. Die Diskurse zum Lebenspartnerschaftsgesetz*, Frankfurt a.M.: Campus-Verl.
- Raha, Nat (2016): »Trans Liberalism, Capitalist Restructuring, and the Praxis of Radical Transfeminism«, Vortrag gehalten im Rahmen der Konferenz Trans* Studies: An International Transdisciplinary Conference on Gender, Embodiment, and Sexuality, University of Arizona, 2016, https://www.academia.edu/28626622/Trans_Liberalism_capitalist_restructuring_and_the_praxis_of_radical_transfeminism?auto=download (Abruf: 31.08.2024).
- Rayment, Juliet (2015): »Emotional Labour: How Midwives Manage Emotion at Work«, in: *The Practising Midwife* 18 (3), S. 9–11.
- Reimann, Lukas Kofoed (2021): »Healing Together. A Reading of Trans* Kinship in S. Bear Bergman's Blood, Marriage, Wine, and Glitter«, in: Mader, Esto/Gregor, Joris A./Saalfeld, Robin K./Hornstein, René_/Müller, Paulena/Grasmeier, Marie C./Schadow, Toni (Hg.), *Trans* und Inter* Studien. Aktuelle Forschungsbeiträge aus dem deutschsprachigen Raum*. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot, S. 130–150.

- Rewald, Sascha (2019): »Elternschaften von trans Personen. Trans Eltern zwischen rechtlicher Diskriminierung, gesundheitlicher Unterversorgung und alltäglicher Herausforderung«, in: Appenroth, Max Nicolai/Castro Varela do Mar, María (Hg.), *Trans & Care. Trans Personen zwischen Selbstsorge, Fürsorge und Versorgung*, S. 187–199. DOI: <https://doi.org/10.14361/9783839445990-011>
- Rewald, Sascha (2021): »Eltern werden ist oft ziemlich schwer – für Trans* Menschen. Eltern sein übrigens auch. Über die rechtlichen Probleme von trans* Eltern«, in: Baglikow, Stephan/Trau, Kim Alexandra (Hg.), *Wurzeln – Bande – Flügel. Familie als Ort der Sozialisation, Kontrolle und Emanzipation*. Berlin: Männerschwarm, S. 152–163.
- Rewald, Sasha (2018): Was brauchen trans* Eltern? Qualitative Studie zu Situation und Bedarfen von trans* Personen, die Eltern sind oder werden wollen. Unveröffentlichte Masterarbeit.
- Richarz, Theresa Anna (2019): »Rechtliche Elternschaft jenseits der Geschlechternorm«, in: *Recht der Jugend und des Bildungswesens* 67 (1), S. 53–69. DOI: <https://doi.org/10.5771/0034-1312-2019-1-53>
- Richarz, Theresa Anna (2022): »The state's hands in our underpants. Rechtliche Regulierung von Reproduktion in Deutschland«, in: Fröhlich, Marie/Schütz, Ronja/Wolf, Katharina (Hg.), *Politiken der Reproduktion. Umkämpfte Forschungsperspektiven und Praxisfelder*. Bielefeld: transcript, 47–67. DOI: <https://doi.org/10.14361/9783839452721-003>
- Riggs, Damien/Ussher, Jane M./Robinson, Kerry H./Rosenberg, Shoshana (Hg.) (2023): *Trans Reproductive and Sexual Health. Justice, Embodiment and Agency*, New York: Routledge. DOI: <https://doi.org/10.4324/9781003138310>
- Riggs, Damien W./Pearce, Ruth/Pfeffer, Carla A./Hines, Sally/White, Francis Ray/Ruspini, Elisabetta (2020): »Men, trans/masculine, and non-binary people's experiences of pregnancy loss. An international qualitative study«, in: *BMC pregnancy and childbirth* 20 (1), Artikel 482. DOI: <https://doi.org/10.1186/s12884-020-03166-6>
- Robert Koch-Institut/Deutsche Aidshilfe (2023): »Sexuelle Gesundheit und HIV/STI in trans und nicht-binären Communitys«, <https://www.rki.de/DE/Content/InfAZ/H/HIVAIDS/Studien/TASG.html> (Abruf: 22.06.2024).
- Roberts, Dorothy E. (1997): *Killing the Black Body. Race, Reproduction and the Meaning of Liberty*. New York: Pantheon Books.
- Rood, Brian A./Reisner, Sari L./Surace, Francisco I./Puckett, Jae A./Maroney, Meredith R./Pantalone, David W. (2016): »Expecting Rejection: Understan-

- ding the Minority Stress Experiences of Transgender and Gender-Nonconforming Individuals«, in: *Transgender health* 1 (1), S. 151–164. DOI: <https://doi.org/10.1089/trgh.2016.0012>
- Ross, Loretta (Hg.) (2017): *Radical reproductive justice. Foundation, theory, practice, critique*, New York City: The Feminist Press at CUNY.
- Ross, Loretta J. (2021): »Reproductive Justice. Ein Rahmen für eine anti-essentialistische und intersektionale Politik«, in: *Kitchen Politics* (Hg.), *Mehr als Selbstbestimmung! Kämpfe für reproduktive Gerechtigkeit*. Münster: edition assemblage, S. 17–60.
- Ross, Loretta J. (2023): »Reproductive Justice and Eugenics«, in: Peters, Rebecca Todd/Kamitsuka, Margaret D. (Hg.), *T&T Clark reader in abortion and religion. Jewish, Christian, and Muslim perspectives*, London, New York, Oxford, New Delhi, Sydney: Bloomsbury Academic, S. 177–184.
- Saad, Farah (2022): »Rassismus und biopsychosoziale Gesundheit. Zwischen (De)Thematisierung und widerständiger Praxis«, in: *Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien* 43 (22), S. 49–61.
- Salden, Ska (2024a): »Betrifft nicht nur (heterosexuelle) Mädchen – reproduktive Rechte von queeren Personen«, in: *BEM – Betrifft Mädchen* 37 (2), S. 94–100. DOI: <https://doi.org/10.3262/BEM2402094>
- Salden, Ska (2024b): »Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von queeren Personen«, in: Kruse, Martina/Hartmann, Katharina (Hg.), *Trauma und Gewalt in der Geburtshilfe. Ein Handbuch für Fachkräfte*. Stuttgart: Schattauer, S. 195–200.
- Salden, Ska/Graf, Tatiana/Roth, Ulrike (2023): »Cisnormativity, Erasure, and Discrimination: How Do Trans, Non-Binary, and Intersex Persons Experience Obstetric Care Compared to Endosex Cisgender Individuals in Germany?« In: *Women's Reproductive Health*, S. 1–22. DOI: <https://doi.org/10.1080/23293691.2023.2179904>
- Salden, Ska/Netzwerk Queere Schwangerschaften (2022): »Queer und Schwanger. Diskriminierungserfahrungen und Verbesserungsbedarfe in der geburtshilflichen Versorgung«, Policy Paper. Hg. v. Gunda-Werner-Institut, <https://queere-schwangerschaften.de/wp-content/uploads/2024/06/E-Paper-Queer-und-schwanger-Endf.pdf> (Abruf: 31.08.2024).
- Sänger, Eva (2020): »Elternwerden zwischen ›Babyfernsehen‹ und medizinischer Überwachung. Eine Ethnografie pränataler Ultraschalluntersuchungen«, Bielefeld: Transcript Verlag. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783839451793>

- Sänger, Eva/Dionisius, Sarah/Rödel, Malaika (2023): »Trans*-queeres Elternwerden und Reproduktionstechnologien. Biopolitische Praktiken der Normalisierung«, in: Hoppe, Katharina/Rüppel, Jonas/Verschuer, Franziska von/Voigt, Thorsten H. (Hg.), *Leben Regieren. Natur, Technologie und Gesellschaft im 21. Jahrhundert*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 209–228.
- Sauer, Arn T./Fütty, Tamás Jules/Reinhardt, Tilly Tracy (2019): »Wo werde ich eigentlich nicht diskriminiert?« Diskriminierung von LSBTIQ* im Gesundheitssystem in Berlin«, Hg. v. Schwulenberatung Berlin, https://schwulenberatungberlin.de/wp-content/uploads/2021/05/5eddfcdcb31a1657b463fid_191128_Gesundheitswesen_A4_Online.pdf (Abruf: 31.08.2024).
- Schadler, Cornelia (2013): *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft*, Bielefeld: transcript. DOI: <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839422755>
- Schaffer, Johanna (2015): *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*, Bielefeld: transcript.
- Schallat, Janine (2012): »Zwischen heteronormativen und neoliberalen Anforderungen – Eine hegemonietheoretische Betrachtung nicht-heterosexueller Elternschaften«, in: Bohle, Ulrike (Hg.), *Transdisziplinäre Perspektiven in der Geschlechterforschung an der Stiftung Universität Hildesheim und der HAWK, Hochschule für Angewandte Wissenschaft und Kunst Hildesheim/Holzminde/Göttingen*, Berlin, Münster: Lit, S. 25–43.
- Scheich, Elvira/Wagels, Karen (2011): »Räumlich/Körperlich: Transformative gender-Dimensionen von Natur und Materie«, in: Scheich, Elvira/Wagels, Karen (Hg.), *Körper Raum Transformation. Gender-Dimensionen von Natur und Materie*, Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot, S. 7–30.
- Scheunemann, Kim (2018): *Expert_innen des Geschlechts? Zum Wissen über Inter*- und Trans*-Themen*, Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839441497>
- Schirmer, Uta[n] (2012): »Möglichkeiten, vergeschlechtskörper in der Welt zu sein: Neuverhandlungen geschlechtlicher Subjektivierungsweisen im Kontext des medizinisch-rechtlichen Regimes der Transsexualität«, in: Sänger, Eva (Hg.), *Biopolitik und Geschlecht. Zur Regulierung des Lebendigen*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 244–265.
- Schirmer, Utan (2017): »Identitätskritik und Positionierungen. Überlegungen zu Verortungen im Kontext zweigeschlechtlichkeitskritischer Forschung«, in: Hoenes, Josch/Koch, Michael_a (Hg.), *Transfer und Interaktion. Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zwei-*

- geschlechtlichkeit. Oldenburg: BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität, S. 43–60.
- Schirmer, Utan (2023): »Perspektiven der Trans Studies: Kritische Genealogien, ›Wissen der Kämpfe‹, emanzipatorische Impulse«, in: Kampshoff, Marita/Kleiner, Bettina/Langer, Antje (Hg.), Trans- und Intergeschlechtlichkeit in Erziehung und Bildung. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 41–56. DOI: <https://doi.org/10.3224/84742703.03>
- Schultz, Susanne (2012): »Biopolitik und Demografie. Eine staatskritische intersektionale Analyse aktueller deutscher Familienpolitik«, in: Sänger, Eva (Hg.), Biopolitik und Geschlecht. Zur Regulierung des Lebendigen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 108–128.
- Schultz, Susanne (2022): »Die Politik des Kinderkriegens. Zur Kritik demografischer Regierungsstrategien«, Bielefeld: transcript. DOI: <https://doi.org/10.14361/9783839461617>
- Sedgwick, Eve Kosofsky (2008): Epistemology of the closet, Berkeley, CA: University of California Press. DOI: <https://doi.org/10.1525/9780520934481>
- Seeck, Francis (2021): Care trans_formieren. Bielefeld: Transcript Verlag. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783839458358>
- Siegel, Derek P. (2024a): »Policing Motherhood, Controlling Families: Race, Reproductive Governance, and Trans Women's Parenting Rights«, in: Gender & Society 38 (1), S. 60–88. DOI: <https://doi.org/10.1177/08912432231213867>
- Siegel, Derek P. (2024b): »The intersectionality of parenting rights. How racist and anti-trans stereotypes work together in adoption and custody disputes«, <https://gendersociety.wordpress.com/2024/01/22/the-intersectionality-of-parenting-rights/> (Abruf: 31.08.2024).
- Silva, Adrian de (2018a): »Entwicklungen der Trans*bewegung in Deutschland«, Bundeszentrale für politische Bildung, <https://www.bpb.de/gesellschaft/gender/geschlechtliche-vielfalt-trans/245379/transbewegung-in-deutschland> (Abruf: 31.08.2024).
- Silva, Adrian de (2018b): Negotiating the Borders of the Gender Regime. Developments and Debates on Trans(sexuality) in the Federal Republic of Germany, Bielefeld: Transcript Verlag.
- Silver, Lauren J. (2020): »Queering reproductive justice. Memories, mistakes, and motivations to transform kinship«, in: Feminist Anthropology 1 (2), S. 217–230. DOI: <https://doi.org/10.1002/fea2.12019>
- Singer, Mona (2010): »Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven«, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden:

- VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 292–301. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2_34
- Smietana, Marcin/Thompson, Charis/Twine, France Winddance (2018): »Making and breaking families – reading queer reproductions, stratified reproduction and reproductive justice together«, in: *Reproductive Biomedicine & Society Online* 7, S. 112–130. DOI: <https://doi.org/10.1016/j.rbms.2018.11.001>
- Smith, Dorothy E. (1998): *Der aktive Text. Eine Soziologie für Frauen*, Hamburg: Argument-Verl.
- Sojka, Carey Jean/Sanchez, Shanell (2019): »All People Deserve a Voice in Reproductive Care: Trans-Inclusion in Fat Studies«, in: *Women's Reproductive Health* 6 (4), S. 259–264. DOI: <https://doi.org/10.1080/23293691.2019.1653578>
- Spade, Dean (2011): »About Purportedly Gendered Body Parts«, <http://www.deanspade.net/wp-content/uploads/2011/02/Purportedly-Gendered-Body-Parts.pdf> (Abruf: 31.08.2024).
- Spahn, Annika (2016): *Subversion oder Assimilation? Trans* und Schwangerschaft in einer heteronormativen Gesellschaft*. Unveröffentlichte Masterarbeit. DOI: 10.6094/UNIFR/12314
- Spahn, Annika (2019): »Heteronormative Biopolitik und die Verhinderung von trans Schwangerschaften«, in: Appenroth, Max Nicolai/Castro Varela do Mar, Maria (Hg.), *Trans & Care. Trans Personen zwischen Selbstsorge, Fürsorge und Versorgung*. S. 167–185. DOI: <https://doi.org/10.14361/9783839445990-010>
- Spahn, Annika (2022): »Trans Schwangerschaft. Rechtliche und medizinische Verhinderungen von trans Schwangerschaften und Elternschaft«, Gunda Werner Institut, <https://www.gwi-boell.de/index.php/de/2022/01/17/trans-schwangerschaft#25> (Abruf: 31.08.2024).
- Spivak, Gayatri Chakravorty/Harasym, Sarah (Hg.) (1990): *The Post-Colonial Critic. Interviews, Strategies, Dialogues*, Hoboken: Taylor and Francis.
- Stammberger, Birgit (2017): »Körperliche Materialität: Zur Kritik des Geschlechterkonstruktivismus«, in: Behrens, Christoph/Zittlau, Andrea (Hg.), *Queer-Feministische Perspektiven auf Wissen(schaft)*. Rostock: Universität Rostock, S. 82–121.
- Stanley, Eric A. (2017): »Anti-Trans Optics: Recognition, Opacity, and the Image of Force«, In: *South Atlantic Quarterly* 116 (3), S. 612–620. DOI: <https://doi.org/10.1215/00382876-3961732>

- Star, Susan Leigh (1989): *Regions of the mind. Brain research and the quest for scientific certainty*, Stanford, Cal.: Stanford University Press.
- Star, Susan Leigh (Hg.) (1995): *Ecologies of Knowledge. New Directions in the Sociology of Science and Technology*, Albany: State University of New York Press.
- Star, Susan Leigh (1999): »The ethnography of infrastructure«, in: *American Behavioral Scientist* 43 (3), S. 377–391. DOI: <https://doi.org/10.1177/00027649921955326>
- Steinmetz, Katy (2014): »The Transgender Tipping Point«, in: *Time Magazine*, 29.05.2014, <https://time.com/135480/transgender-tipping-point/> (Abruf: 31.08.2024).
- Stoll, Jenn(ifer) (2020): »Becoming trans* parents: Überlegungen zu einer neomaterialistischen Konzeptualisierung von den (Un-)Möglichkeiten, Eltern zu werden«, in: Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Wimbauer, Christine (Hg.): *Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit*. *Gender (Sonderheft)*, S. 92–107. <https://doi.org/10.2307/j.ctv15r56vn.8>
- Stoll, Jenn(ifer) (2021a): »Alles Körper, oder was? Elternwerden als Konfiguration von Affektivität, Körperlichkeit und Repronormativität«, in: Mader, Esto/Gregor, Joris A./Saalfeld, Robin K./Hornstein, René_/Müller, Paulena/Grasmeier, Marie C./Schadow, Toni (Hg.), *Trans* und Inter* Studien. Aktuelle Forschungsbeiträge aus dem deutschsprachigen Raum*. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot, S. 151–173.
- Stoll, Jenn(ifer) (2021b): »Von Repronormativität zu reproduktiver Gerechtigkeit. Überlegungen zu den (Un-)Möglichkeiten, jenseits cisnormativer Modelle, Eltern zu werden«, in: Baglikow, Stephan/Trau, Kim Alexandra (Hg.): *Wurzeln – Bande – Flügel. Familie als Ort der Sozialisation, Kontrolle und Emanzipation*. Berlin: Männerschwarm, S. 164–184.
- Stotzer, Rebecca L./Herman, Jody L./Hasenbush, Amira (2014): »Transgender Parenting: A review of existing research«, Hg. v. The Williams Institute, UCLA School of Law, <http://williamsinstitute.law.ucla.edu/wp-content/uploads/transgender-parenting-oct-2014.pdf> (Abruf: 19.04.2016).
- Strathern, Marilyn (2005): *Kinship, law and the unexpected. Relatives are always a surprise*, Cambridge: Cambridge University Press. DOI: <https://doi.org/10.1017/CBO9780511614514>
- Strathern, Marilyn (2014): »Kinship as a Relation«, in: *L'Homme* (210), S. 43–61, DOI: <https://doi.org/10.4000/lhomme.23542>

- Strauss, Anselm (1978): »A Social Worlds Perspective«, in: *Studies in Symbolic Interaction* 1, S. 119–128.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1990): *The Basics of Qualitative Analysis: Grounded Theory Procedures and Techniques*, Newbury Park: SAGE Publications.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (2010): *Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Weinheim: Beltz.
- Streib-Brzič, Uli/Gerlach, Stephanie (2015): *Und was sagen die Kinder dazu? Zehn Jahre später! Neue Gespräche mit Töchtern und Söhnen lesbischer, schwuler und transgener Eltern*, Berlin: Querverl.
- Stritzke, Nadyne/Scaramuzza, Elisa (2016): »Trans*, Intersex, and the Question of Pregnancy: Beyond Repronormative Reproduction«, in: Horlacher, Stefan (Hg.): *Transgender and Intersex. Theoretical, Practical, and Artistic Perspectives*. New York: Palgrave Macmillan US, S. 141–163. DOI: https://doi.org/10.1057/978-1-349-71325-7_6
- Strübing, Jörg (2014): *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatischen Forschungsstils*, Wiesbaden: Springer. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19897-2>
- Stryker, Susan (2006): »(De)Subjugated knowledges. An introduction to transgender studies«, in: Stryker, Susan (Hg.): *The Transgender Studies Reader*. London: Routledge, S. 1–17.
- Stryker, Susan (2008): *Transgender history*, Berkeley: Seal Press. DOI: <https://doi.org/10.1215/01636545-2007-026>
- Stryker, Susan/Currah, Paisley/Moore, Lisa Jean (2008): »Introduction. Trans-, Trans, or Transgender?«, in: *WSQ: Women's Studies Quarterly* 36 (3–4), S. 11–22. DOI: <https://doi.org/10.1353/wsqr.0.0112>
- Sullivan, Nikki/Davidmann, Sara (2016): »Reimag(in)ing Life Making, or Queering the Somatechnics of Reproductive Futurity«, In: Kroløkke, Charlotte/Myong, Lene/Willum Adrian, Stine/Tjørnhøj-Thomsen, Tine (Hg.), *Critical Kinship Studies*. London: Rowman & Littlefield, S. 239–254.
- Sutter, Petra de (2009): »Reproductive Options for Transpeople: Recommendations for Revision of the WPATH's Standards of Care«, in: *International Journal of Transgenderism* 11 (3), S. 183–185. DOI: <https://doi.org/10.1080/15532730903383765>
- Sutter, Petra de/Verschoor, A./Hotimsky, A./Kira K. (2002): »The desire to have children and the preservation of fertility in transsexual women: A survey«, in: *International Journal of Transgenderism* 6 (3).

- Teschlade, Julia (2024): »Troubling ›the norm‹? Or, how to become a recognisable, visible gay parent through surrogacy: A comparative analysis of Israeli and German gay couples«, in: *The Sociological Review* 72 (3), S. 548–569. DOI: <https://doi.org/10.1177/00380261231224152>
- Teschlade, Julia/Motakef, Mona/Wimbauer, Christine (2025a): *Auf dem Weg zur Normalität? LGBTQ+-Familien und ihr Kampf um Anerkennung*: Campus Verlag. DOI: <https://doi.org/10.12907/978-3-593-46290-5>
- Teschlade, Julia/Motakef, Mona/Wimbauer, Christine (2025b): »Discrimination and normalization as an effortful social practice: An analysis of LGBTQ+ families in Germany«, in: *Sexualities* 28 (1–2), S. 613–631. DOI: <https://doi.org/10.1177/13634607231205819>
- Teschlade, Julia/Motakef, Mona/Wimbauer, Christine/Mobers, Lena (2023b): »Rechtlicher Wandel im Schneckentempo: LGBTQ*-Familien zwischen Gleichstellung und Heteronormativität«, in: *Leviathan* 51 (1), S. 85–113. DOI: <https://doi.org/10.5771/0340-0425-2023-1-85>
- Teschlade, Julia/Peukert, Almut/Wimbauer, Christine/Motakef, Mona/Holzleithner, Elisabeth (2020): »Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Eine Einleitung«, in: Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Wimbauer, Christine (Hg.), *Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Gender* (Sonderheft), S. 9–27. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctv15r56vn.3>
- TGEU (2024): »Trans Rights Index Europe & Central Asia 2024«, <https://transrightsmap.tgeu.org/index> (Abruf: 31.08.2024).
- Thompson, Charis (2005): *Making parents. The ontological choreography of reproductive technologies*. Cambridge: MIT Press.
- Timmermanns, Stefan/Graf, Niels/Merz, Simon/Stöver, Heino (2021): »Wie geht's euch?«. *Psychosoziale Gesundheit und Wohlbefinden von LSBTIQ**, Weinheim: Beltz.
- Tirler, Jul (2024): »Nicht-binäre Charaktere in zeitgenössischen fiktionalen Bewegtbildern. Verkörperung, Cringe-Momente und das Sichtbarkeitsparadox«, in: *TFMJ – Journal for Theater, Film and Media Studies* 68 (1–2), S. 105–126. DOI: <https://doi.org/10.7767/tfmj-2024-681-207>
- Tompkins, A. (2014): »Asterisk«, in: *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 1 (1–2), S. 26–27. DOI: <https://doi.org/10.1215/23289252-2399497>
- Toze, Michael (2018): »The risky womb and the unthinkability of the pregnant man: Addressing trans masculine hysterectomy«, In: *Feminism and Psychology* 28 (2), S. 194–211. DOI: <https://doi.org/10.1177/0959353517747007>

- Trans*Recht e.V. (2023): »Stellungnahme zum Entwurf eines Gesetzes über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag und zur Änderung weiterer Vorschriften«, https://trans-recht.de/wp-content/uploads/Stellungnahme_SBGG_TransRechteV.pdf (Abruf: 31.08.2024).
- TransInterQueer e.V. (2022): »Infos zur Hormon-Therapie für trans* & nicht-binäre Menschen. Orientierungshilfe für eine aufgeklärte Entscheidung«, https://www.transinterqueer.org/wp-content/uploads/2022/04/Hormontherapie_DE_barrierearm.pdf (Abruf: 31.08.2024).
- TransInterQueer e.V. (2023): »Kommentar zum gestrigen EGMR-Urteil: Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte bestätigt fremdbestimmte Rechtsprechung in Deutschland und erkennt damit Geschlechtsidentität von trans* Elternteilen nicht an«, Pressemitteilung, 05.04.2023, Berlin, https://www.transinterqueer.org/wp-content/uploads/2023/04/Kommentar-EGMR-Urteil-2023_04_04.pdf (Abruf: 31.08.2024).
- Tretau, Alisa (Hg.) (2018): Nicht nur Mütter waren schwanger. Unerhörte Perspektiven auf die vermeintlich natürlichste Sache der Welt, Münster: edition assemblage.
- Tristan Marie Biallas (2019): »Selbstbestimmte Familienplanung! Auch für inter, trans und behinderte Menschen, Gemeinsam tun wir etwas dafür«, <https://tristanmariebiallas.de/wp-content/uploads/2020/04/Selbstbestimmte-Familienplanung.pdf> (Abruf: 16.11.2025).
- Ulmer, Lea (2024): »Verletzbarkeit und Kindesentzug. Zum Begegnungsverhältnis alleinerziehender geflüchteter Frauen und dem Jugendamt«, in: Angeli, Camilla/Bstieler, Michaela/Schmidt, Stephanie (Hg.), *Schauplätze der Verletzbarkeit*: De Gruyter, S. 117–132. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110988819-008>
- Unger, Hella von (2014): »Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen«, in: Unger, Hella von/Narimani, Petra/M´Bayo, Rosaline (Hg.), *Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 15–39. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-04289-9_2
- Ussher, Jane M./Bushby, Bella/Sheehan, Chantell/Hawkey, Alexandra J./Perz, Janette/Brook, Eloise/Costello, Jane (2023): »We need to be heard, respected, and supported«. The impact of sexual healthcare interactions and discrimination on the mental health of trans and gender diverse people«, in: Riggs, Damien/Ussher, Jane M./Robinson, Kerry H./Rosenberg, Shoshana (Hg.), *Trans Reproductive and Sexual Health. Justice, Embodiment and*

- Agency. New York: Routledge, S. 81–97. DOI: <https://doi.org/10.4324/9781003138310-5>
- van Midde, Max (2016): »A new materialist approach to transmasculinity. Bodies, acts, and objects«, Unveröffentlichte Masterarbeit, <https://lup.lub.lu.se/luur/download?func=downloadFile&recordId=8890736&fileId=8890737> (Abruf: 31.08.2024).
- van Trotsenburg, Mick/Luikenaar, Rixt A. C./Meriggiola, Maria Cristina (Hg.) (2022): *Context, Principles and Practice of TransGynecology. Managing Transgender Patience in ObGyn Practice*: Cambridge University Press. DOI: <https://doi.org/10.1017/9781108899987>
- Verlinden, Jasper (2012): »Transgender Bodies and Male Pregnancy. The Ethics of Radical Self-Refashioning«, in: Hampf, M. Michaela/Snyder-Körber, MaryAnn (Hg.), *Machine: Bodies, Genders, Technologies*. Heidelberg: Winter, S. 107–136.
- Völker, Susanne (2022): »Leben in mehr als menschlichen Relationen: Die Fähigkeit zu antworten erweitern«, in: Fitsch, Hannah/Greusing, Inka/Kerner, Ina/Meißner, Hanna/Oloff, Aline (Hg.), *Der Welt eine neue Wirklichkeit geben. Feministische und queertheoretische Interventionen*. Bielefeld: transcript, S. 265–276. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783839461686-024>
- Wagels, Karen (2013): »Über ein Denken von Zweigeschlechtlichkeit hinaus – Struktur und Dynamik von Geschlecht aus der Perspektive von Grounded Theory«, in: Bereswill, Mechthild (Hg.), *Geschlecht (re)konstruieren. Zur methodologischen und methodischen Produktivität der Frauen- und Geschlechterforschung*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 80–97.
- Walgenbach, Katharina (2012): »Gender als interdependente Kategorie«, in: Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Lann/Palm, Kerstin (Hg.), *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*: Verlag Barbara Budrich, S. 23–64. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzkr.4>
- Wark, McKenzie (2021): »The Cis Gaze and Its Others (for Shola)«, in: *e-flux Journal* 117, <https://www.e-flux.com/journal/117/387134/the-cis-gaze-and-its-others-for-shola/> (Abruf: 01.07.2024).
- Warner, Michael (1991): »Introduction: Fear of a Queer Planet«, in: *Social Text* 29, S. 3–17, <https://www.jstor.org/stable/466295> (Abruf: 16.11.2025).
- Weber, Rix (2018): *Trans* und Elternschaft. Wie trans* Eltern normative Vorstellungen von Familie und Geschlecht verhandeln*. Unveröffentlichte Masterarbeit, Göttingen. DOI: <http://dx.doi.org/10.53846/goediss-7152>

- Weber, Rix (2021): »Familiengründung oder geschlechtliche Selbstbestimmung? Als trans Person kannst du nicht beides haben«, Hg. v. Gunda Werner Institut, <https://www.gwi-boell.de/de/2021/02/01/familiengruendung-oder-geschlechtliche-selbstbestimmung-als-trans-person-kannst-du-nicht> (Abruf: 31.08.2024).
- Wegener, Angela (2005): »Regenbogenfamilien. Lesbische und schwule Elternschaft zwischen Heteronormativität und Anerkennung als Familienform«, in: *Feministische Studien* 1 (05), S. 53–67. DOI: <https://doi.org/10.1515/fs-2005-0106>
- Weissman, Anna L. (2017): »Repronormativity and the Reproduction of the Nation-State. The State and Sexuality Collide«, in: *Journal of GLBT Family Studies* 13 (3), S. 277–305. DOI: <https://doi.org/10.1080/1550428X.2016.1210065>
- Weston, Kath (1991): *Families we Choose. Lesbians, Gays, Kinship*, New York: Columbia University Press.
- White, Tonya/Ettner, Randi (2004): »Disclosure, risks and protective factors for children whose parents are undergoing a gender transition«, in: *Journal of Gay & Lesbian Psychotherapy* 8 (1–2), S. 129–145. DOI: <https://doi.org/10.1080/19359705.2004.9962371>
- Wierckx, Katrien/van Caenegem, Eva/Pennings, Guido/Elaut, Els/Dedecker, David/van de Peer, Fleur/Weyers, Steven/Sutter, Petra de/T'Sjoen, Guy (2012): »Reproductive wish in transsexual men«, in: *Human reproduction* 27 (2), S. 483–487. DOI: <https://doi.org/10.1093/humrep/der406>
- Wilken, Jenny (2022): »Kommentar zu den Entwürfen der Standards of Care V8 (SoC V8), der WPATH«, Hg. v. dgti, <https://dgti.org/2022/01/23/kommentar-zu-den-entwuerfen-der-standards-of-care-v8-soc-v8-der-wpath/> (Abruf: 31.08.2024).
- Williamson, Myles (2023): »A Global Analysis of Transgender Rights: Introducing the Trans Rights Indicator Project (TRIP)«, Cambridge University Press, <https://www.cambridge.org/core/services/aop-cambridge-core/content/view/3C143E501E0824C8F9FoC40925965F43/S1537592723002827a.pdf/a-global-analysis-of-transgender-rights-introducing-the-trans-rights-indicator-project-trip.pdf> (Abruf: 31.08.2024).
- Wimbauer, Christine (2021): *Co-Parenting und die Zukunft der Liebe. Über post-romantische Elternschaft*, Bielefeld: transcript. DOI: <https://doi.org/10.14361/9783839455036>
- Wöllmann, Torsten (2004): »Andrologie und Macht: Die medizinische Neuerfindung des Männerkörpers«, in: Lenz, Ilse/Mense, Lisa/Ullrich, Char-

- lotte (Hg.), *Reflexive Körper? Zur Modernisierung von Sexualität und Reproduktion*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss, S. 255–279. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-663-11257-0_10
- Woltersdorff, Volker (2019): »Heteronormativitätskritik: ein Konzept zur kritischen Erforschung der Normalisierung von Geschlecht und Sexualität«, in: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 323–330. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_33
- World Health Organisation (2019): »International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems«, <https://icd.who.int/> (Abruf: 31.08.2024).

Danksagung

Mein tiefster Dank geht an die vielen Menschen, die dieses Buch möglich gemacht haben:

First and foremost – an die Menschen, die mit mir ihre Geschichte geteilt haben und an die, die mir einen Einblick in ihr Tun als Verbündete gegeben haben – für eure Offenheit, euer Vertrauen und euren Mut.

An meine Betreuer_innen, Elisabeth Tuider und Eva Sänger – für die Begleitung vom ersten Exposéggespräch bis zur letzten Feedbackschleife und alle ermutigenden Worte dazwischen.

An das Open-Access-Team der Universitätsbibliothek der Universität Kassel und die Forschungsförderung der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien, die diese Veröffentlichung in dieser Form möglich gemacht haben.

An Mael Boenig, Ulli Roth, Yannik Reymann, Hagen Alina Gothe, Olaf Tietje, Jul Tirler, Louka Maju Goetzke und Selmar Krug – für euren kritischen Blick und euer wertvolles Textfeedback.

An Christin Schuchardt – für deine Unterstützung beim Transkribieren.

An Sushila Mesquita – für das beste Schreib-Coaching vorstellbar und fürs Lektorat.

Ans Forschungslabor des Fachbereichs der Soziologie der Diversität der Universität Kassel und das Kolloquium des Inter_Trans_Wissenschaftsnetzwerks, die diese Forschung über die Jahre begleitet und bereichert haben.

An meine Interpretationsgruppe: Verena Hucke, Natalie Schilling und Olaf Tietje – für den jahrelangen kollegialen Austausch, den Mut dadurch, weiter zu machen und fürs weniger alleine sein.

An Goda Klumbyté – für die gemeinsamen Work-Sessions, die Check-ins und deine stabile Begleitung auf diesem Weg.

An Yuma Hauser – für dein gelungenes Einfangen der ›Entanglements‹ auf dem Cover dieses Buchs.

und an Y. – danke für die pep talks, deinen Support und deine Geduld dafür, mir hierbei bei Seite zu stehen; thank you for having my back.

